# Hieronymus.

Lebensbilder

aus der

## Baar und dem Schwarzwalde,

entworfen und geschildert

von

**Lucian Reich.**

mit der Feder auf Stein gezeichnet

von

**J. Nepomuk Heinemann.**

Carlsruhe, Buchdruckerei von Malsch und Vogel.

Hüfingen, Steindruckerei von J. Nepomuk Heinemann.

1853.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Seiner, des Herren

# Carl Egon, Fürſten zu Fürſtenberg,

Landgrafen in der Baar ꝛc. ꝛc.

## Hochfürſtlichen Durchlaucht,

dem hochherzigen Beförderer und Beſchützer vaterländiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft,

widmet dieß Werk

in tiefſter Ehrfurcht

der Verfaſſer.

# Vorwort.

Wie die Blätter am grünen Stamme wachsen
und abfallen, so die Geschlechter der Menschen.
Das Ohr hört ab nie ein Ansehen weit gehaben.

Diese Worte aus den Sprüchen des Sirach, welche wir als Motto über den Eingang unserer kleinen Bildergallerie gesetzt, deuten dem Publikum den Sinn an, in welchem dieselbe unternommen und aufgestellt worden. Sie soll ihm das Sitten- und Gewohnheitsleben der früheren Geschlechter eines kräftigen Volksstammes in stillschweigendem Vergleiche zur Gegenwart vorführen und veranschaulichen. Es dürfte dies nicht allein eine angenehme Beschäftigung sein, sondern auch nützliche Betrachtungen veranlaßen, besonders in einer Zeit, wo das gediegene Alte meist verkannt und den früheren Zuständen so gerne alles Gute abgesprochen wird.

Der heimathliche Boden dieser Bilder ist jene entlegene Landschaft des Großherzogthums Baden, welche das Sprichwort: „die Brig und die Breg bringen die Donau z'weg" so sprechend andeutet, die östlichen Thäler nämlich des mittleren Schwarzwaldes und die angrenzende Hochebene, ein Theil der alten fürstenbergischen Grafschaft Baar, worin Donaueschingen jetzt den Hauptort bildet.

Von den alten Sitten und Gebräuchen, wie sie ehemals waren, ist zwar Vieles schon abgekommen und erloschen; doch lebt noch ein Theil davon so charakteristisch im Volke fort, daß er wohl verdient abgebildet und beschrieben zu werden — gleichsam als ein Denkmal ehrwürdiger Ueberreste, aus welchen wir schließen mögen, wie solid, wie reich und eigenthümlich jenes Volksleben einst gewesen.

Allerdings haben mit den Zeiten stets auch die Sitten sich geändert, heut

zu Tage aber iſt es gekommen, daß eine immer mehr übergreifende Weltſitte ſich als Feindin gebahrt jeglicher örtlichen Eigenthümlichkeit, ja ſogar jeglichen nationalen Gepräges. Doch iſt Vieles auch ſchon in übelverſtandenem Verbeſſerungsdrange geringſchätzig beſeitigt oder methodiſch zugeſtutzt und verkümmert worden.

In den alten Sitten und Gebräuchen aber, von welchen wir geſprochen, ſpiegelt ſich das kräftige ächt deutſche Gemüth unſerer Vorältern und ihr geſunder Verſtand auf das Sichtbarſte und Entſchiedenſte ab. Sie bildeten ein ungeſchriebenes Geſetzbuch, eine goldene Regel in geiſtlichen und weltlichen Dingen, in Scherz und Ernſt, in Haus und Feld. Sie bewahrten das Leben vor der nüchternen Zerfahrenheit, die unſere Tage ſo auffallend bezeichnet.

Die Bewohner einer Landſchaft, eines Gaues, bildeten früher eine feſt gegliederte Genoſſenſchaft, in Thun und Handeln. Jeder Stamm bewahrte ſeine Eigenthümlichkeiten, wodurch er ſich von andern unterſchied und auszeichnete. Und trotz dem, daß es dem Einzelnen nicht geſtattet war, von den ererbten Formen abzuweichen, ſo blieb ihm doch Raum genug, ſeine perſönlichen Eigenheiten und Gaben auf das mannigfaltigſte an den Mann zu bringen. Denn die Stände und Körperſchaften mit ihren alt hergebrachten Gewohnheiten und Rechten wieſen Jedem, wie die Markſteine im freien Felde, ſeinen Platz und Boden an, worauf er frei und ungehindert ſchalten und walten konnte. Mit ihnen verſchwindet aber nun Alles, was ſich an ſie anknüpfte — die ehrſamen Bürger- und Bauerntrachten, die volksthümlichen Feſte und Spiele, die Lieder und Tänze, die alten Hausbräuche, der alte, fromme, patriarchaliſche Sinn, kurz alles Nationelle und Eigene.

Wenn ich von all' Dieſem ſo Manches noch ſah und hörte, und mit dem hereinbrechenden modernen Leben verglich, ſo entſtand in mir immer der Wunſch, das Geſehene und Gehörte, als Dauer im Wechſel, nach beſten Kräften in Wort und Bild darzuſtellen und aufzubewahren. Und da ich fühlte, daß mir ſolches um ſo eher gelingen dürfte, als es die eigene Heimath betrifft, ſo unternahm ich endlich dieſe Darſtellung.

In der Baar zu Hauſe, beſuchte ich oft die nahen Schwarzwaldthäler mit ihren Einöden, ihren dunkeln weithingedehnten Tannenwäldern und waſſerreichen Wieſen, mit ihren traulichen Hütten und Höfen, und lernte dadurch das Leben des raſtlos thätigen und genügſamen Menſchenſtammes kennen, welcher ſie bewohnt.

Aber ich warf meinen Blick auch in die verfloſſenen Zeiten zurück und

ſammelte Manches, was noch aus ihnen ſtammt, um ſie deſto treuer und lebendiger beleuchten zu können.

So fand ich unter Anderm unter dem Nachlaſſe meines ſeligen Großvaters eine Chronik unſeres Heimathſtädtleins Hüfingen, deren Verfaſſer ein Mann war, von welchem in den folgenden Blättern eigens die Rede iſt. Dieſes Tagebuch enthielt (ich ſage „enthielt", weil es leider verloren gieng) freilich nichts von allgemeinerem Intereſſe; aber was ich zwiſchen ſeinen Aufzeichnungen von Geburts- und Todesjahren, von Hochzeiten und Feſten, von theuern und wohlfeilen Zeiten, ſtädtiſchen Bauten und Veränderungen zu leſen fand; was ich aus dem Munde meiner Großältern und Aeltern, welche väterlicher Seits vom Lande und mütterlicher Seits aus der Stadt ſind, über heimiſche Dinge und Familienverhältniſſe wiederholt vernahm, und was ich darüber noch anderwärts in Erfahrung brachte — das Alles zuſammen gehalten gab mir hinreichenden Stoff, um ein Stücklein heimathlichen Lebens und Webens aus den letzten ſiebenzig Jahren darſtellen zu können.

Und indem ich hiezu das Leben des Hieronymus wählte, hatte ich den Vortheil, meiſt ſpeziell Wahres und perſönlich Erlebtes aus dem angedeuteten Bereiche dem Leſer vorführen zu können. Darum freilich kommen in dieſem Leben und ſeinen Bildern keine jener romanhaften Verwicklungen und abſonderlichen Entwicklungen vor, wie ſie der oder jener Leſer lieben mag, dem nichts pikant genug vorkommt oder zu ſcharf gewürzt; aber ich ſehe auch nicht ein, warum ich dem guten Meiſter Hieronymus, dem das Schickſal ohnehin ſo manche Schwierigkeiten bereitete, noch mehr Steine des Anſtoßes hätte in den Weg werfen ſollen, nur um ſolchen Leſern zu gefallen.

Die intereſſanteſte Entwickelung im Leben jedes Einzelnen iſt eben doch Das, was er wird und wie er es wird, und wenn ihn der liebe Gott zur Zugabe noch in anderweitige frohe oder traurige Ereigniſſe verwickelt, ſo ſoll es dargeſtellt, aber nicht übertrieben werden.

Ein ſolches Werk aber der Oeffentlichkeit übergeben, heißt ein Haus an die Straße bauen. Es wird gelobt und getadelt; denn wer an die Straße baut, hat viele Meiſter, ſagt das Sprichwort. Es gleicht einer Schenke, deren Schild oder grüner Buſch Jedem zur Einkehr winkt. Viele gehen vorüber, Andere treten ein und verſuchen den Trank; dem Einen mundet er, dem Andern nicht; der Eine findet die Zeche billig, der Andere hält ſich für überfordert. Das iſt nun einmal nicht anders, und man muß es hinnehmen, wie es kommt. Doch weiß ich — es behagt manchem Wanderer recht wohl

in einem einfachen Schwarzwälderwirthshaus, wo ihm der Wirth, anſtatt der Küchenprodukte eines wälſchen Reſtaurant, heimiſche Koſt vorſetzt, liefern doch unſere Wälder und Felder, unſere Waſſer ſo Manches, was ſelbſt der Gaumen eines Feinſchmeckers nicht verſchmähen dürfte.

Und wie Mancher, der alle Meere durchſchifft und alle Länder bereiſt hat, findet zuletzt, daß es daheim doch auch wohnlich und ſchön ſei, und daß es manches ſtille, anmuthige Plätzlein in der Nähe gebe, welches er früher nicht gekannt oder geſchätzt hatte.

Sollte es nun der Liebe und dem getreuen Fleiße, womit dieſe Blätter entworfen und von Freundeshand auf Stein gezeichnet worden, gelungen ſein, alte heimiſche Erinnerungen feſt zu halten und bei Gleichgeſinnten Theilnahme zu erwecken, ſo muß vor Allem des erlauchten Schutzes gedacht werden, den unſer Geiſteskind ſchon vor der Geburt bei jenem edeln Fürſten gefunden, welchem das Ganze in dankbarſter Verehrung gewidmet werden durfte.

Möge ein deutſch und vaterländiſch geſinntes Publikum unſere kleine Bildergallerie mit Nachſicht und billiger Beurtheilung aufnehmen! In dieſer Vorausſetzung wollen wir ſie demſelben getroſt eröffnen. Iſt auch Manches darin noch mangelhaft, ſo müſſen wir den Beſchauer bitten noch Allerlei Gutes und Schönes ſelber hineinzudenken und ſo die Lücken auszufüllen. Wir unſerer Seits können uns damit entſchuldigen, daß Dichten und Malen freie Künſte ſind, daß ſich alſo Jeder darin verſuchen darf, ohne vorher zunftmäßig das übliche Meiſterſtück gemacht zu haben.

# I.

# Die heilige Taufe.

An einem jener lieblichen Tage, wo nach langem Winter der junge Frühling wieder neue Liebe, neue Lebensfreude über die Erde ergießt, wurde in einem einſam gelegenen Schwarzwälderthale ein Kindlein zur Taufe getragen. Es war noch vor dem letzten franzöſiſchen Kriege, einer Zeit, wo tiefe Ruhe und ungeſtörter Friede im deutſchen Reiche herrſchten.

Aus einem großen einzeln ſtehenden Wälderhauſe traten die Gevatterslente mit ihrem Pathenkinde. Es war der Laubhauſer Hof, deſſen Beſitzer durch die Geburt eines Töchterleins beglückt worden.

Die Gevatterslente aber waren der Felſenwirth, damals Stabhalter ſeiner kleinen Thalgemeinde, und die Kaiſerzellerin, eine Schweſter der Wöchnerin. Beide, verſteht ſich von ſelbſt, glänzten in ihrem ehrbarſten feſttäglichen Staate; er mit dem breiten Hut und der hinten überhängenden „Hutbinde“, dem blauen, weiß abgenähten Tuchrock, worunter das rothe „Wollchemd“ an der Bruſt über dem ſcharlachrothen Leible und dem grünen Hoſenträger, wie vornen an den Handgelenken, noch ein wenig hervorſchaute und mit dem Ueberrock die gelbledernen Beinkleider um ein gutes Theil bedeckte; ſie in der gefältelten „Jüppe“ mit roth und grüner „Bliege“ und den enganliegenden ſchwarztuchenen „Aermeln“, welche knapp genug waren, um noch einen Theil des reich eingebändelten „Lapes“ ſehen zu laſſen, während das rothe den Hals umſchließende „Koller“ von dem flatternden ſeidenen Mailänder Halstuch halb und halb bedeckt war. Das junge, noch hübſche Weib hatte den gelben Strohhut auf, während die alte Barbara, die nachfolgende Hebamme, noch die alterthümliche „Pelzkappe“ trug.

Als ſie gegen den Kirchbühl kamen, krachten drei Schüſſe bald nach einander aus dem Dachfenſterlein der nahen Mühle, daß es lange in den Bergen widerhallte. Es war der alte Steffel, welcher ſich unter dem Dache der Mühle poſtirt und ſeine ſtark geladene Radſchloßbüchſe drei Mal in die Luft abgefeuert hatte — zu Ehren des Kindes und der Gevatterslente.

Aber auch hinter dem Hag am engen Wege, welcher die Anhöhe hinauf zum Kirchlein führte, harrten ſchon ſeit einer Viertelſtunde zwei kleine Buben mit Ungeduld auf den Taufzug. Der eine war Dionys, der Sohn des Gevatters Stabhalter, der andere, etwas jüngere, Hieronymus, der Sohn eines Dienſtmannes vom Laubhauſer Hofgut.

Als der ſtattliche Gevatter mit ſeiner Gevatterin herangekommen, ſprangen die beiden Wegelagerer raſch hervor und ſpannten nach altem Brauche ein Band quer über den Weg, dem Taufzuge den Paß verlegend.

Der Stadthalter lächelte und zog den Geldbeutel, um ſich mit einem Stücklein Münze loszukaufen; denn wo Geld voran geht, ſtehen alle Wege offen, ſagt das Sprichwort. Die beiden Junker vom Stegreife ließen den Paß nun frei und entfernten ſich jubelnd über den erhaltenen Löiepfenning. Oben aber, bei dem Kirchlein, warteten einzelne Kinder und Erwachſene begierig auf das kleine Taufgeleite, um einer kirchlichen Handlung beizuwohnen, welche in ihrem Thale ſtets etwas Seltenes war.

Die Frühlingsſonne beſchien mit ihren friſchen wärmenden Strahlen den ſommerig gelegenen Hügel, auf welchem das Kirchlein mit ſeinem kleinen Gottesacker ſtill und friedlich ruhte, und in den hohen Linden, die es umgaben, zwitſcherten die Vögel luſtig in den freundlichen Tag hinein.

Das Kind erhielt in der heiligen Taufe den Namen Florentina, wie die Mutter hieß; denn ſo wünſchten es Aeltern und Verwandte, weil man nach altem Glauben dafür hielt, daß Kindern, welche den Namen der Mutter trügen, ein langes Leben beſchieden ſei.

Nach der Taufhandlung, welche der alte Pfarrer mit rührender Würde verrichtet hatte, knieten die Gevatterslente an den Stufen des Altares nieder und erflehten von oben Segen und Gnade für den Täufling, der wie ein zartes Pflanzlein des himmliſchen Thaues bedürfe und der erwärmenden Kraft der Himmelsſonne, um zu wachſen und zu gedeihen. Dabei hatte die „Gotte" dem „Gotte" das Kindlein auf die Arme gegeben und es ihm ſo lange gelaſſen, bis er ſich, ermüdet von der kleinen lieblichen Bürde, durch das Verſprechen des „Gottegeſchenkes" wieder von ihr losgekauft.

Im Wirthshauſe zum Felſen aber war in der großen braungetäfelten Stube der runde Tiſch ſauber und zierlich gedeckt, als nach vollendeter „Taufet" die Gevatterslente eintraten und hierauf auch der Pfarrer folgte.

Denn bevor die kleine neue Chriſtin wieder in die Arme ihrer Mutter gelegt werden ſollte, mußte ſie ſich nach dem Gebrauche des Thales eine Einkehr in der Schenke gefallen laſſen, wo ſchon ſeit einigen Stunden Alles, was Küche und Keller vermochten, auf die Ankunft der Gevatterslente hergerichtet worden.

Nachdem die Gäſte ein gemeinſames Vaterunſer und den engliſchen Gruß gebetet, begann der Schmauß, der alſo reichlich beſtellt war, daß es ihnen, wie tapfer ſie auch angriffen, unmöglich blieb, den Vorrath zu bezwingen. Ein feuriger Rother, welchen der Stadthalter zuletzt noch in der dickbäuchigen grünlichen „Budelle" aufſtellen ließ, erwärmte die Herzen und brachte die Unterhaltung in den Gang.

Der Stadthalter, in behaglicher Laune, ſprach ſeinen Gäſten eifrig zu, und ließ die Gläſer hell erklingen auf das Wohl des kleinen Pathen und aller

Anweſenden. Seine Frau, die als ſorgſame Martha bisher ab- und ungegangen, ſetzte ſich endlich ebenfalls zur Geſellſchaft, nachdem ſie den harrenden Kindern in der nahen Kammer das Katzentiſchlein gedeckt, um auch ihnen die Bedeutung des Tages durch einige gute Biſſen fühlbar zu machen.

„Bei ſolchen Anläſſen“, ſagte der Pfarrer, indem er bald lächelnd eine Priſe aus der glatten Buchsbaumdoſe nahm, „da merkt man erſt recht, daß man alt wird, und vor Allen wir Geiſtlichen, die wir gleichſam als die Thorwächter am Aus- und Eingang dieſer Zeitlichkeit ſtehen. Kaum, dünkt es uns, haben wir das Kindlein getauft, ſo ſteht es ſchon als Bräutigam oder Braut vor uns am Altare, und eben ſo bald ſind wieder Kinder herangewachſen, die wir abermals in einen wichtigen Lebensabſchnitt einzuführen berufen ſind.“

„Das Leben“, fuhr er fort, „iſt kurz oder lang, wie man es nimmt; kurz, wenn man das Gute und Rechte darin zu thun ſucht; lang, wenn man es mit Thorheiten und nichtsnutzigem Zeitvertreib verſchlendert. Ich meine es ſei erſt geſtern geweſen, wie ihr, Frau Kellenwirthin, als kleines Bätſchelkindlein beim Taufſchmauſe dort im Herrgottswinkel gelegen, wo jetzt die kleine Florentine liegt; ſo ſchnell ſind die achtundzwanzig Jährlein verfloſſen, ſeit ich auf dem Wald hier aufgezogen.“

„Auch des Tages, wo ihr, Frau Kaiſerzellerin getauft worden, erinnere ich mich noch ganz gut. Es waren Kriegszeiten, und man mußte euch, ſo zu ſagen, verſtohlenerweiſe in die Kirche tragen, wegen den Franzoſen, vor welchen ſich Alles mit Hab und Gut in die Wälder geflüchtet; dazumal, als der Franzos gegen die Kaiſerin Maria Thereſia marſchirte.“

„Das ſelbige Jahr, Anno vier und vierzig, gleich Anfangs im Jänner, war auch der große Komet am Himmel mit ſeinem langen blutigen Schweif. Und bald darauf gabs ein ſchreckliches Regenwetter und grauſame Ueberſchwemmungen, beſonders im Breisgau unten. Und weil nie Eins allein kommt, ſo zog ſich auch der Krieg in unſer Land herein.“

„Von dieſen Zeiten wiſſt ihr freilich alle nichts mehr, der Stabhalter da ausgenommen. Ich erinnere mich aber noch ſo gut, als wär's erſt geſtern geweſen, wie der franzöſiſche General, der Belliſle, bei uns einritt. Ich ſtand mit mehreren Leuten vor dem Haus und machte meine Reverenz; er aber auf ſeinem Apfelſchimmel, die linke Hand am Degengriff, ſalutirte mit der Rechten gar höflich.“

„Er hatte auch gut höflich ſein, nachdem ihm Villingen, die feſte Stadt, die langbewahrte Jungferſchaft ſo leichten Kaufes hatte hingeben müſſen. Denn was wollten die guten Villinger machen? Sie waren vom öſterreichiſchen Militär verlaſſen und kannten ſich auf ihre eigene Fauſt gegen einen ſo ſtarken Feind nicht mehr halten, wie es im dreißigjährigen Krieg und Anno Eintauſend ſiebenhundert und vier ſo rühmlich geſchehen.“

„Doch muß man ſagen," fuhr er fort, „hat uns der Krieg auch viel Schlimmes gebracht, ſo hatte er auf der andern Seite auch wieder das Gute, daß er die einſamen Waldbewohner mit der Welt mehr vertraut und bekannt machte. Es iſt ſeit dem manch' neue Hütte auf dem Walde erbaut worden, und manches neue Gewerb' und Kommerz iſt zu uns gekommen."

„Vor dem Schwedenkriege, zum Beiſpiel, von welchem in unſeren Pfarrakten noch zu leſen iſt, wurde außer dem ſpärlichen Ackerbau und dem Grenzhandel bei uns blutwenig handiert. Von der Uhrmacherei, vom Strohflechten, von den Glashütten und anderen Gewerben wußte man dazumal ſo zu ſagen noch Nichts, und wenn einer von den alten Wäldnern jetzt wieder in ſeine irdiſche Heimath käme, er würde ſich höchlichſt wundern.

„Es hat ſich", bemerkte hierauf der Stabhalter, „nur bei meinem Gedenken ſchon ſo viel verändert. Vor dreißig Jahren hat man z. B. hier im Thal' noch nichts von den Wälderuhren g'wußt und der Dürr Jokele aus Bütenbach, ein kuraſchirt's Männle, den ich noch gut gekannt hab', iſt der erſt geweſen, der hier rum und ſpäter im Breisgau damit hauſiert hat. Von der neuen Sorte mit Perpendikeln hat man ſelbigmal noch gar nichts g'wußt. Da hat man nur die hölzernen Waaguhren g'habt, wie noch eine da hinten bei der Kammerthür hangt. Und wenn man bedenkt, wie ſeit der Zeit der Handel 'naus in's Land ing'nommen, ſo muß man ſich g'waltig verwundern, was Alles in einem einzigen Menſchenalter möglich iſt."

„Ja, ja", fuhr er fort, „es iſt wie ihr ſagt, Herr Pfarrer, man merkt, daß man alleg'mach alt wird. So kann ich mir noch ganz gut denken, wie's im vorigen Krieg zugangen. Ich bin ſelbigmal ein Büeble g'weſen, wie mein Lienyie da, wo einmal in der Nacht die Vogt' und Burger aus dem Vorderöſterreichiſchen zu uns in's Fürſtenbergiſche herüber kommen ſind, und ihre vornehmſten Schriften und Freibrief' mitbracht haben, wegen dem anruckenden Kriegsvolk, vor dem man ſich ſo grauſam gefürch't. Ich gedenk's mir, als wär's erſt heut', wie ich mei'm Vater die Laterne hab' halten müſſen, als die Mannen bei Nacht und Nebel die Schriften, Geld und Geldswerth da drüben im Bruderkirchle hinter das Muttergottesbild eing'mauert, damit es die Franzoſen nicht erwiſchen ſollten.

„Ja, Euer Hochwürden, ich bin auch kein heurigs Häsle mehr, und wenn ich immer noch e bißle jung ausſieh', ſo iſt Niemand anders dran Schuld, als meine Alte da, die mich alle Morgen ſo ſauber kämmt und ſtrählt, und mir alle grauen Härle ausrupft, damit ſie ſich neben mir nicht zu ſchämen braucht."

Die Stabhalterin ſtieß ihren Mann heimlich in die Seite, und die Andern lachten. „Es iſt nur ſchad, ſagte die Kaiſerzollerin, daß Meiner jetzt nit da iſt, denn wenn's über die arme Weiber hergeht, da weiß er g'wiß immer's Beſt'. Vor Abend, denk ich, kommt er aber nit, denn wenn er drüben iſt bei ſeim Schwager im Bregenbach, wo ſie alle Jahr mit'ſammen

zu rechnen haben, ſo kommt er nie ſo bald los, und ſie laſſen ſich da den Markgräfler allemal waidlich ſchmecke, denn es dünkt ja die Manne doch nie beſſer, als wenn ihre Weiber mit dabei ſind, mit wahr Stadhalter?"

„Aha", ſagte dieſer, „jetzt werden wir g'rigelt, aber damit ihr ſeht, Frau Kaiſerzollerin, was für en großen Reſpekt ich doch vor den Weibsleut' hab', ſo wollen wir jetzt mal die Kaiſerin Maria Thereſia lebe' laſſe, das iſt eine Frau, die regiert trotz dem geſcheidſten Mann. — Sie ſoll leben, Virat hoch!" Alle ergriffen die Gläſer und tranken auf das Wohl der Monarchin.

So gieng das Geſpräch von alten und neuen Zeiten, und der Stadhalter würzte es nach ſeiner Art mit manch' derbem Spaß.

Während aber die Hebamme, die alte Barbara, von Zeit zu Zeit nach dem Kindlein ſieht, welches als gar ſtiller Gaſt ein wenig abſeits liegt, wollen auch wir hinzutreten, und mit ihr ein bischen unter das fein abgenähte Taufluch lugen, wenn es die Alte ſo vorſichtig lauſchend in die Höhe hebt.

Liegt das Kind nicht in ſeinem Bettlein, wie ein zartes Samenkornlein in den Furchen?

Auf der Stirn über den geſchloſſenen Augen und dem runden Stumpfnäslein ziehen einige leichte Furchen, faſt ein bischen trotzig, als hätte es bis jetzt noch keinen großen Gefallen gefunden an den Dingen dieſer Welt, und um die zarten Lippen zuckt es bisweilen, was, mit dem ſchwebenden Athem, faſt allein das leicht verhüllte Leben kund giebt.

Ein ſolcher Lebensanfang, gleicht er nicht einem früheſten Morgen, wenn kaum die erſte Dämmerung aus dem verſchwiegenen Schooſe der Mitternacht ſich loszuringen beginnt, und alles noch ringsumher hinter dem Schleier der Nacht verborgen liegt?

„'s cha iw, es zuckt e Streifli Morgeroth ſcho an de Berge uf — i weiß es nit."

Doch allmählig wird es helle, der Tag erwacht, und „'s Lebe wandlet uſe jung und friſch."

Und ob der Tag freundlich oder trübe wird, das müſſen wir getroſt dem Himmel überlaſſen, ohne den es ja keinen Tag und keine Nacht gäbe.

Der Taufſchmaus im Felſen war zu Ende, und die Frau „Gothe" in Begleitung ihres Mannes, des Kaiſerzollers, der wirklich, wie es ſeine Frau vorausgeſagt, ſich etwas ſpät eingeſtellt hatte, bereits über die Grenze geritten. Denn dazumal wurden noch alle großen und kleinen Reiſen meiſt zu Pferde gemacht. Theils wegen der ſchlechten Wege, theils wegen des Mangels an leichteren Fuhrwerken. Die Bauersfrau ritt in einem Sattel, der als flacher Sitz mit niederer Lehne und Rückwand quer auf dem Pferde befeſtigt war.

Der Kaiſerzoller verſah in dem Vorderöſterreichiſchen das Amt eines Steuer- und Zolleinnehmers, nebenbei noch als wohlhabender Bauersmann, Landwirthſchaft treibend. Seine Frau, wie die Laubhauſerbäurin,

stammten aus dem Bregenbacher Hof, der, gleich dem Laubhauser, zu den reichsten der Thalgemeinde zählte.

Zu Ende neigte sich der Tag, der Abend zog schattig und kühl aus den Wäldern, und die feuchten Wiesennebel mahnten daran, daß es mit den lauen Frühlingstagen noch nicht so recht ernstlich gemeint sei.

Der Verlauf unserer Geschichte führt uns jetzt nach dem Laubhauser Hof, aus dessen Dach Rauch und Dampf lustig hervorqualmte, denn in der geräumigen Küche des stattlichen Wädergebäudes gieng es diesmal besonders geschäftig her.

Der Laubhauser Bauer hatte alle seine Ehhalten (ledige Dienstboten), G'hnsen (gehäuste Knechte) und Nachbarsleute zu Gast geladen, weil heute dem Hause Heil wiederfahren war durch die Geburt eines Töchterleins.

Anastasia, die Ehefrau des G'hnsen Mathis, des Müllers, besorgte mit den Mägden die Küche, und Hieronymus ihr Söhnlein, den wir heute schon am Kirchbühl den Gevattersleuten „vorspannen" sahen, leistete ihr Gesellschaft. Der Knabe spatirte mit selbstvergnüglicher Miene am Herde auf und nieder, denn er war heute in seinem Leben zum erstenmal mit Höslein angethan, den sogenannten „Gotteshosen", die nach Herkommen die Pathin ihrem Pathenkinde zu schenken pflegt, wenn es, das Kinderröcklein ablegend, in das Alter getreten, um sich als männlicher Sprosse der menschlichen Gesellschaft präsentiren zu können.

In der vorderen Stube waren indeß versammelt, und harrten der Dinge die da kommen sollten: Bachweber der Schneider und Schulmeister, Forbachklaus der Kohler, Barbara seine Schwester, Stoffel der Fischer, Mathias der Müller, der Fohrlenbacher Bauer mit seinem Weibe und die alte Fahlenbacherin.

Frau Anastasia hatte aber heute ihrer Kochkunst Ehre gemacht: es wurde aufgestellt, was nur der Tisch zu tragen vermochte, und als nach dem Schinken noch eine Platte voll „Küchle", die Nationalspeise, kam, traten dem kleinen Hieronymus Thränen in die Augen, denn er hatte dem Vorhergehenden so wacker zugesetzt, daß er zu seinem Leidwesen das Nachkommende fast nicht mehr unterzubringen wußte. Dabei wurde der kühle Markgräfler des Laubhausers keineswegs geschont, und bis zum Feierabend auf's Wohl des Hauses, des Kindes und der Wöchnerin angestoßen. Endlich mußten die Weiber im Ernste zum Aufbruch mahnen, und so traten alle guter Dinge den Heimweg an.

## II.

# Häusliches Stillleben.

Ein Sommer voll Thätigkeit in Haus und Feld war für die Thalbewohner vorüber gegangen. Der Winter ſchickte ſeine Vorboten allmählig in das Land, und winterliche Nebel machten den ſtillklaren Herbſttagen, die im Schwarzwalde gewöhnlich ſo wunderbar ſchön ſind, ein ſchnelles Ende. Der Geſang der Vögel war längſt verſtummt, und die Blätter am Kirſchbaum im Gärtlein und das Heidelbeerkraut auf den Halden färbte ſich glühend roth, und ein kalter Wind ſauste durch die hohen Tannenwälder.

So wie aber die Vögel ſich zuſammenſchaaren und das Wild in Höhlen lagert, ſo beginnt auch in dieſer Jahreszeit in der Menſchenbruſt das Gefühl der Häuslichkeit ſich zu regen, und der nahende Winter mit ſeinen geſelligen Abendſtunden gewährt einen wohlthuenden Wechſel auf das ruheloſe Auseinanderrennen während der langen Sommertage.

Auch in der Stube des Laubhauſer Hofes erblicken wir, beim Scheine des Lichtſpanes, ein Bild friedlichen, häuslichen Stillebens.

Das Nachteſſen iſt vorbei. — Die „Hagarten", mit Ausnahme des Schulmeiſters Bachweber, ſind noch ferne. — Auf dem Schooſe der Mutter liegt der Säugling, unſere kleine Florentina, jedoch nicht mehr als ſtillruhendes Wickelkindlein, nein, wenn wir jetzt die zappelnde Kleine, ihre runden Bäckchen und das nebenſtehende leere Breipfännchen betrachten, ſo können wir merken, daß es mit dem Hebel'ſchen Sprüchlein „Eſſet Chindli g'ſegn' es Gott, und wachſet und trueibet" ſeine volle Richtigkeit habe.

Es ſcheint, als kenne es die Mutter ſchon, die in wonnigem Anblicke ihres Kindes all die unendlichen Sorgen und Mühen um das geliebte junge Leben gerne vergißt.

Ihr Innerſtes, ihre Gedanken jedoch kund zu thun, vermögen wir nicht, denn wer kann wiſſen, was eine Mutter an der Wiege ihres Kindes alles denkt und dichtet? und wer die geheimnißvolle Sprache verſtehen, die ſie mit ihrem Lieblinge ſpricht? Nur eine Mutter ſelbſt — denke ich — und Gott, deſſen allmächtige Hand dieſe Sprache und die Liebe in das Herz des Menſchen geſchrieben.

Auf der Bank neben ihnen ſchmaucht der Vater wohlgefällig in langen Zügen ſeinen Rauchtabak, während Peter, ſein Söhnlein, dem Bachweber der Geſellſchaft leiſtet und die Holzſchnittbilder im geiſtlichen Troſtſpiegel betrachtet, in welchem der gelehrte Schulmeiſter und Schneider nach dem Kapitel ſucht, welches er heute Abend vorzuleſen gedenkt.

Zwiſchen beiden eben genannten Gruppen blicken wir in den Hinterofen oder „Tempel," wie der, mit einer Thüre verſehene Raum, zwiſchen Ofen und Wand heißt, wo die alte Großmutter, abgeſchieden von der Welt, ungeſtört den Reſt ihrer Tage verbringt, während ſie, der Gegenwart faſt entfremdet, wie über den Gräbern der Vergangenheit ihre Gebete verrichtet.

Ihr Sohn, der jetzige Hofgutsbeſitzer, hatte daſſelbe ſeit dem Tode ihres Mannes übernommen, er verwaltete es als Feind aller Neuerungen in angeerbter und anerzogener Weiſe, um es dereinſt wieder ungeſchmälert auf die Nachkommen übergehen zu ſehen. Strenge, ſparſam und genau haltend die Sitten und Gebräuche der Altvordern, ſah er gerne, wenn ſich Nachbarn und Freunde, die alle mehr oder minder in Abhängigkeit von dem Hofgute lebten, in den Feierabendſtunden um ihn verſammelten, und er war alsdann der einzige „Freie" in Mitte ſeiner „Horigen" und „poſren Lüte."

Es mochte Wetter ſein, wie es wollte, ſo wandelten zur Winterzeit, mit Ausnahme des Sonnabends, wo Niemand Beſuche machte, die gewöhnlichen „Hagarten" (Heimgarten), wie im Volksmunde beſuchende Nachbarn und Freunde genannt werden, Abends der warmen Stube des Landhauſer Hofes zu. Bachweber, Schneider und nebenbei Schulmeiſter der kleinen Thalgemeinde, war regelmäßig der Erſte, welcher ſich einzufinden pflegte. Als Vorleſer und Gelehrter, der Alles zu erklären verſtand, war er der Geſellſchaft ein ſtets willkommener Gaſt, und ſelbſt der Landhauſer, der ſonſt nicht viel auf Wiſſenſchaft und Künſte hielt, hörte ihm gerne zu, wenn er aus der Legende der Heiligen, aus dem geiſtlichen Troſtſpiegel, oder auch zuweilen aus irgend einer Ritter- oder ſchauerlichen Kloſterhiſtorie etwas vortrug. Wenn jedoch bei Anhörung letzterer die Andern in gewaltige Verwunderung oder gar Rührung geriethen, pflegte er, als abkühlenden Niederſchlag auf dieſes Feuer, gewöhnlich ganz trocken zu bemerken: „Ah — 's iſt alles verlogen!" oder „das iſt wieder für die alte Weiber!"

Nebſt dem Bachweber ſtellten ſich Abends noch alle jene ein, die wir ſchon bei der Gaſterei am Taufſtage genannt haben. Unter dieſen war aber der wunderlichſte Kauz, der alte Fiſcher Stoffel.

Schon unter dem alten Landhauſer ſtets wohl gelitten, hatte er, nach Katzenart, eigentlich mehr Anhänglichkeit an das Haus oder an die Stube, als an die Bewohner; wenigſtens nahm er, der Länge nach auf ſeinem warmen Plätzchen auf der Ofenbank liegend, nur ſelten Theil am Geſpräch.

Der „Gbuten Mathis", der, wie ſchon erwähnt, ein Dienſtmann des

Hofbauern war, gehörte ebenfalls zu den nieſehlenden Abendgäſten; oft auch brachte er noch ſein Söhnlein, den kleinen Hieronymus mit herüber. Für dieſen hatte aber das große ſchwärzlich angeraucht Haus mit ſeiner tiefen holzgetäfelten Wohnſtube etwas anziehend Heimliches, beſonders wenn er noch ſo Manches aus alten Zeiten, was daſelbſt ſich zugetragen, erzählen hörte.

Da ſtand zum Beiſpiel in dem Hausaltärchen der Wohnſtube ein altes, holzgeſchnitztes Muttergottesbildchen, an welchem noch die Spur eines Säbelhiebes zu ſehen war. Oft erzählte die Großmutter den Kindern, daß dieſer Hieb von einem ſchwediſchen, einſt im Laubhauſer Hof einquartierten, Reiter herrühre, der nach ſothanem Frevel ſogleich todt zu Boden gefallen wäre.

Auch an der Wand machte die alte Großmutter auf eine Spur aufmerkſam, die von einer Schuſterale kam, welche noch unter ihrem Großvater das „Fraufaſſengeipenſt“ nach einem, auf dem Hofe in Arbeit ſtehenden Schuhmacher, der aller Warnung zum Trotz am Samſtag nach Feierabend noch arbeitete, zum offenen Fenſter herein geſchleudert haben ſollte.

Am wunderlichſten jedoch kam dem kleinen Hieronymus und ſeinen Kameraden ein außergewöhnlich großer Stierſchädel vor, welcher ſeit mehr als Menſchengedenken unter dem Dache am Firſt des Laubhauſer Hofes angebracht war. Und ſelbſt der Vater Mathias, als er das erſte Mal mit ſeinem Herrn, dem Laubhauſer, auf den Heuboden des Hauſes kam, konnte nicht umhin, ſeine Neugierde über dieſe ſonderbare Zierath auszudrücken.

„Da kann ich euch Bericht geben,“ ſagte der Laubhauſer, in dem er ſich breit hinſtellte und die Arme übereinander ſchlug.

„Mein Vorfahr,“ begann er, „mein Urgroßvater, den ihr noch drüben im Bruderkirchle abgemalt ſehen könnt auf einer Votivtafel, die an der Wand hängt, in ſeinem ſpitzigen Knebelbart und dem breiten gefälteten Halskragen, der ſoll, wie mein Vater ſelig hundert Mal erzählt hat, unter ſeiner Kühherd' ein' Stier gehabt haben, ein Kapital-Stück und ganz abſonderlich Thier, welches nit hat leide könne, wenn jemand Fremdes, mit dem Hut auf dem Kopf, in ſeine Näh' komme iſt.“

„Kommt auch mal der damalig Oberjäger von Waldhauſen, e bigle ein hoffährtiger Mann, auf den Hof. — Mein „Hagen“ iſt grad am Brunne, hängt den Kopf, und friſch auf ihn los, „den Hut abe,“ ruft der Stierbub dem Jäger zu, es g'ſchieht, und richtig — das Thier ſtutzt, bleibt ſtehn, und kehrt g'mächlich wieder um.

„Was habt ihr denn da für ein heimtückiſches Vieh?“ ruft der Jäger meim Vorfahr zu, der obe von der Laube dem Spaß zu g'ſehe hat. „Gnädiger Herr,“ ſagt der, und lacht, „er meint's nit ſo übel, — er will halt, daß Jedermann vor'm Laubhauſer Hof und ſeinem Beſitzer den Hut abziehn ſoll — es ſcheint, als woll er dem Bauernſtand Reſpekt verſchaffe, verſtehnd'er! — aber wenn ihr mir jetzt die Ehr' anthu möchtet und eintrette, ſo trinket mer, denk

ich wohl, e Butelie Neue mit 'nander — auf den Schrecken —" und der Jäger lacht und sagt, „das Thier hat, hol mich der Teufel, Menschenverstand", tritt ein, und sie trinken lustig mit einander ihr Schöpple. Später ist aber das Thier so eigensinnig und bös worde, daß es hat müsse wegg'schafft werde, mein Vorfahr aber hat den Schädel von ihm an dem Dachfirst vom Laubhauser Hof anfmache lasse, zum ewigen Angedenken an die G'schicht." So erzählte der Bauer.

Wenn aber die Buben zuweilen, um Heu zu stampfen, auf den Heuboden kamen, so zogen sie noch immer, halb Scherz, halb Ernst ihre Lederkäpplein vor dem grinzenden hohlen Stierschädel — auf daß er nicht böse werde und sie auf die Gabel nehme.

Einst an einem kalten November-Abend waren die Freunde auch wie gewöhnlich um den grünen Kachelofen im Laubhauser Hofe versammelt. Der Wind wehte draußen eisig kalt, und Jeder fühlte sich doppelt beglückt, so sicher im warmen Stüblein im Trocknen zu sitzen.

Meister Bachweber hatte so eben ein Kapitel aus der Legende, und zwar von einem der sogenannten „kalten Heiligen" vorgelesen. Und als nach diesem das Gespräch endlich auch auf das Wetter gekommen, bemerkte der Laubhauser, „wenn so stürmisch Wetter gewesen ist, so hat meine Großmutter selig allemal das dreifache Allmosen in die Lüfte g'streut, von wegen den böse Geister." „Man hat früher viel so abergläubisch Wesen gehabt" erwiederte hierauf Bachweber, der als vielgewanderter Mann und Gelehrter keinen Aberglauben in der Welt dulden mochte, seinen eigenen natürlich ausgenommen.

„Seitdem man nicht mehr so viel an derlei Geschichte glaubt," fuhr er fort, „hört man auch weniger von Geisterspuck."

„Mit Ausnahm vom Laschengeist" versetzte der Laubhauser, der gerne bei günstiger Gelegenheit den gelehrten Schulmeister zu necken und aufzuziehen pflegte.

„Von dem habt ihr gewiß noch nichts g'hört?" sagte er zu Mathias, der erst seit einem Jahr zu Laubhausen ansäßig war.

„Kein Sterbenswörtle," erwiederte der Gefragte.

„Da könnt ihr von Glück sagen, damit ihr aber auch wißt, was für böse Geister hier zu Land den Leuten ansäßig sind, will ich euch die G'schicht erzähle," fuhr er fort, gegen den schmunzelnden Schneider gewendet. „Der Schulmeister," fing er an, „ist mal spät gegen Abends heimetzu gegange, es hat selbigen Tag früh g'nachtet, denn es war e schweres Wetter am Himmel. Wie er nun so gut's Muth's durch den Schlegelwald kommt, so fangt es an zu wehen und zu rauschen in den hohe Tanne — als wie wenn der Pfaffe Dicele geistweis ging: aber der Schulmeister ist kein bizle abergläubisch — er furcht sich nit, doch zur Fürsorg' nimmt er sein Regedach untern Arm — und fangt an zu laufe — rennst nit, so gilt es nit. Aber jetzt — jetzt fangt's einemal an zu klatschen und zu tatschen — hinter ihm her, er

ſteht ſtill, ſchaut um — kein Menſch iſt um die Weg — er nimmt wieder Reißaus, aber neben ihm her hört er das Ding wieder — das G'ſpenſt folgt ihm auf em Fuß, und beim Tobel, erwiſcht es ihn endlich, und wirft ihn in den Graben. „Alle gute Geiſter" ſchreit er „loben Gott," und hatt' ſich gern todt g'ſtellt, aber im naſſe Gräbe liegt es ſich nit gut, und g'regnet hat's, wie mit Kübel und Gelten, er fangt d'rum wieder an zu fuße, halber todt kummt er endlich heim, und was meinet ihr, Mathis," ſchloß er, „wer iſt der Geiſt g'weſe?"

„Die Laſchen auf meinen naſſen Schuhen, die im Rennen auf und ab klappten," plagte der Geſoppte lachend heraus, „ihr wüßtet ja Alle von der Geſchicht gar nichts, wenn ich nicht ſo einfältig geweſen wär', ſie ſelber auszuplaudern."

Nachdem die Zuhörer, die übrigens die Hiſtorie ſchon oft anhören gemußt, den guten Bachweber tüchtig ausgelacht hatten, dem Hofbauer zu Gefallen, ſagte Mathias: „Die menſchlich Einbildung treibt oft ihr ſonderbares Spiel, aber es gibt doch Sache, über die Niemand naus kann — auch der Geſcheidſte nit, und wenn ich wollt' — ſo konnt' ich ſo ne Stückle erzähle!"

„Rauß mit den wilde Katze," verſetzte der Landhauſer, und ſtemmte die Hand unter das Kinn, in Erwartung der kommenden Wundergeſchichte. Der Stoffel aber murmelte etwas auf ſeiner Ofenbank und drehte ſich unwillig um, der Geſellſchaft die Kehrſeite der menſchlichen Geſtalt weiſend.

„Bei Pfohren in der Baar," erzählt nun Mathias, „da ſteht nah bei der Donau in der Ebene ein altes Gebäu, der „Entefang" *) benamſt, früherer Zeit ein Ritterſchloß, jetzt aber nur noch als Zehntſcheuer benutzt. Da drinn ſoll, ſo heißt es, einer geiſtweis geh' — der „Schnufer im alte Schloß", die Zehntdreſcher könnet von ihm viel erzähle — in unheimliche Nächte hört man ihn ſchnaufen, als wie einer der im End liegt."

„Nachteulen," murrte der Stoffel gegen den Ofen hin, und „wahrſcheinlich Nachteulen" wiederholte Bachweber „oder Schuhlaſchen" verſetzte d'rauf der Landhauſer.

„Mag ſein was will," fuhr der Erzähler fort, „die älteſte Leut' habe ſchon von ihm erzählt, und mein Großvater, der die Pfohremer Mühle gebaut, hat ihn ſelber g'hört, und der war gewiß kein Fabelhans."

„Selbiger Zeit bin ich viel zu ihm naus kommen und hab' mich oft länger bei ihm auf'halten, beim Großvater nämlich.

„Es war im Spätherbſt gegen Allerſeelen hin. Da kommt, beim Oberbau,

*) Ein altes, noch zum Theil erhaltenes Gebäude mit vier maſſiven Eckthürmen, bei Pfohren an der jungen Donau, gegenwärtig noch als Kornerer und Frucht-ſpeicher benützt. Nach einer vorhandenen Urkunde im fürſtlich fürſtenbergiſchen Hauptarchiv zu Donaueſchingen nahm Kaiſer Maximilian im Jahr 1502 auf drei Tage daſelbſt Herberge bei Graf Wolfgang von Fürſtenberg und gab dem in der Ebene liegenden, damals ganz von Waſſer umgebenen Gebäude, in ſcherzhafter Laune, den Namen „Entenburg". Der Geſchichte und einer alten Sage zu Folge erbaute im Dumpf dieſer Gegend Kaiſer Karl der Dicke

we wir junge Burſch g'wöhnlich hing'wandlet ſind, auch mal die Red' auf den „Schnuſer.“ „Mareile,“ ſagt's Oberbure Kaſper, en junger luſtiger Burſch, zu 'ner junge Magd, die da „z'funkle“ g'weſen iſt, „gelt du hätteſt's Herz nit, jetzt in der finſtre Nacht noch an's Schloß zu geh'? wer aber e' gutes G'wiſſe hat, der darf ſich nit fürchte!“ Das Mädle aber ſteht auf von ihrer Kunkel, und ſagt, „das will dir zeige Kaſper, was gilt's ich geh'.“ „Es gilt,“ ſagt er, „ich ſetz' e neue Gürtel und die ſchönſte g'modelte Bändel,“ und 's Mareile gibt ihm d'Hand und macht ſich trotz allem Abrathen auf den Weg, mutterſeelallein. Zum Wahrzeichen aber, daß es richtig Wort gehalte, ſoll es die Spindel in's Schlüſſelloch am alte Schloßthor ſtecke. — Gut. — Es vergeht e' Stund — zwei — es kommt kei Mareile z'rück. — Iſt es vielleicht in der finſtern Nacht in die tiefe Donau g'rathen und verſunken, oder iſt ihm ſonſt Leids g'ſchehe? Uns iſt nit wohl bei der Sach', und wir machen uns naus mit Laternen — und wie wir an's Schloß komme — wer liegt da ohnmächtig und ohne Beſinnung? 's Mareile; und wenn es auch wieder zu ihm ſelber kummen iſt, ſo hat es doch nit ſage könne, was paſſirt iſt, und von Stund an iſt es krank worden, und in drei Tag d'rauf war es e' Leich'. — Was ihm g'ſchehe iſt — kein Menſch weiß es. Einige habe ſage wollen, es hab' mit der Spindel ſein Fürtuchzipfel in's Schlüſſelloch g'ſteckt und beim Fortgehe g'meint, der Geiſt halt's; — Andere, der „Schnuſer“ hat's ang'webt. 's Nazi's Ottilen aber, en alt's Menſchle, im letzte Häusle gege dem alte Schloß zu, hat von ihrem Dachkämmerle aus höre und ſehe wolle, wie eben am Enteſang en Laden aufgange ſei, und en fürchtige Ma raus g'ſchaut und g'rufe hab': „drei Tag und drei Nächt, da ſchwätze mer mit enander;“ aber was ſieht und hört nit alles en alts Weib. — Doch ſo viel kann ich wohl ſage, daß es uns Alle zur Lehr dient hat, mit ſolche Sache kein Spaß zu treibe. Und dem Kaſper iſt es Tag und Nacht nachgangen, und wie ich ihn den vorige Sommer wieder mal antreff auf em Michäle Märkt z'Doueſchingen, ſo kommt er wieder auf die G'ſchicht zu reden. „Mathis“ ſagt er zu mir, „denket, in letztere Zite muß ich viel an die G'ſchicht denken, und 's iſt doch ſchon ſo lang her. — Ich hab mich, fürcht ich faſt, verſündiget. Schauet, ſelbig Mädle wär für mich durch e Füer glaufe. Ja ich kennt' noch mehr ſage — ich mach mer deſſentwege manchmal Gedanke. 's iſt kein Glück und kein Stern in miner Haushaltung“ macht er, und ich muß ſage, der Kaſper iſt mir ſonderbar vorkomme, er hat mich dauret.“

„Ja, ſo gibt es halt Sache,“ bemerkte nach einer Pauſe der Forbachklaus, „wie iſt es nit dem Kolmenſrieder gange? man will ja für g'wiß ſage, daß ihn der Hollahoh, das erſchreckliche G'ſpenſt, am Kohlwaſen im Wald erwürgt hab', wie er“ —

„Oh, ſo erzählt doch keine ſo ſchreckhafte Sache,“ warf die Laubhauſerin ein, ihr Kind, welches unruhig aus dem Schlaf erwacht war, liebend an die Bruſt drückend, „'s iſt heut' Nacht ohnedies was ungrad's,“ fuhr ſie fort —

„wie der Luft d'rauß' weht und thut — 's wär' beſſer, wir beteten e Vater unſer, 's geht mir wieder en Unglück vor."

„Hört ihr nit, wie die arme Seelen in de Lüfte heule," ſagte die Kahlenbacherin, aus dem „Tempel" ſchleichend, wo ſie der Großmutter Geſellſchaft geleiſtet, und ſich jetzt zum Fortgehen anſchickend. Sie meinte nämlich jenen alten Volksglauben, nach dem das Heulen des Windes von abgeſchiedenen, im Winde hin und her gepeitſchten Seelen herrühre.

Der Sturm tobte aber auch in der That außergewöhnlich, er ſauſte und rüttelte an den alten Holzwänden, daß es im ganzen Hauſe ächzte und kniſterte, als regten ſich überall in Balken und Brettern heimliche Lebensgeiſter.

Das Geſpräch ſtockte eine Weile und alle horchten auf das Unwetter — da unterbrach plötzlich ein ſtarkes Klopfen von außen die Stille. Der Hofhund, welcher anfangs wüthend gebellt, wurde ganz ruhig — und Alle ſahen einander betroffen an.

Der Laubhauſer erhob ſich, um nachzuſehen, aber ſeine Frau ermahnte ihn, doch nicht allein hinaus zu gehen. „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund," ſagte ſie, und der Forbacher ſchickte ſich an ihn zu begleiten. Sie ſtiegen in den obern Stock, auf die hölzerne Laube und lugten hinunter in die Nacht.

„Wer iſt da?" fragte der Laubhauſer barſch, und von unten anwortete eine Stimme:

„Ich bin der Graf von Freiſchütz,
Der ſo gern hinter'm Ofen ſitzt,
Der Tag und Nacht marſchirt,
Hunger leidet und halb verfriert."

„Teufel ſieh! wie habt ihr uns diesmal erſchreckt," verſetzte der Hausherr und ſtieg mit dem Forbacher hinab um zu öffnen. Es waren Landfahrer, die mit ihren Weibern und Kindern noch ſpät Herberge ſuchten auf dem Hofe, was übrigens keine Seltenheit war; denn ſie kamen oft mitten in der Nacht auf die Einödhöfe und nahmen ungefragt Beſitz von Küche und Scheuer. Von den Bauern wurden ſie aber geduldet, eines Theils aus Furcht vor böswilliger Rachſucht, andern Theils auch noch aus Gewohnheit und Neugierde, denn als allwiſſende Neuigkeitskrämer und Lügengeiſter wurden dieſe Heimathloſen von den Bauern mit demſelben Intereſſe begrüßt, wie wir etwa dem Erſcheinen unſerer Tageblätter und Zeitungen entgegenſehen.

Der Laubhauſer ging voraus und die Bande hinterher in die große Wohnſtube, wo jene im Winkel bei der Stubenthür lagerte, denn wenn ſie Sommers auch mit Scheppen und Scheuer vorlieb nahmen, ſo wurde ihnen zur Winterszeit der Aufenthalt in der Stube gerne geſtattet.

Es war der „lange Hannß" mit ſeiner Sippſchaft, nämlich: „Trautel" ſeine rechtmäßige, in Rom angetraute Gattin (der Trauſchein war ihnen leider abhanden gekommen), der „ſchwarz Sepple," ſein Sohn, „ſchön Röſel," ſeine Tochter, der „Stumpfarm" und die „Lehrmännin", nebſt mehreren Kindern.

Bei dieſer Sippſchaft genoß der „lange Hanns“, als Aelteſter, großes Anſehen und Vorrecht, er war auch weit und breit bekannt, und als fertiger Tanzgeiger und Schnackenmacher überall gerne geſehen.

Der Lange ſetzte ſich ſogleich vorne zur Geſellſchaft, die Weiber aber, nachdem ſie jene begrüßt, ihre Körbe, Mehlſäcke und Schmalzhäfen ausgepackt, auch die ungezogenen Kinder zur Ruhe ermahnt hatten, begaben ſie ſich in die große rußige Küche, wo ſie in Geſellſchaft ihrer Buhlen bis ſpät in die Nacht kochten und ſchmorten. Wenn das auf dem Herde angefachte Feuer nicht luſtig genug brennen wollte, warf der übermüthige Sepple ganze Klumpen Schmalz in die Flamme, ſo daß dieſe dann plötzlich praſſelnd und ziſchend in die Höhe fuhr, die derenartigen Geſtalten grell beleuchtend.

Für heute wußte der Lange ſeinen Freunden auf Laubhauſen allerdings eine Neuigkeit aufzutiſchen; er berichtete nämlich in ſeiner ſchwäbiſchen Mundart, daß ſie bei ihrem Zuge über das Höchſt, gegen das Vorderöſterreichiſche hin eine „Helle“ am Himmel geſehen hätten, was ohne Zweifel von einer Feuersbrunſt herrühre.

„Gott ſell mi leabe lau,“ ſchloß er ſeinen Bericht, „d'Welt wurd äll Tag ſchleachter, d'rum ſchickt unſer Heargott Strofe. Die arme Leut' (hier meinte er ſich und ſeine Zunft), wäaret verfolget, und unterdruckt — 's iſt bald nümma zum präſtiere.“ —

Die Anweſenden wurden durch dieſe Erzählung aber in nicht geringe Angſt und Beſorgniß verſetzt.

Der Richtung nach, die der lange Hanns angegeben, konnte es die Gemeinde ſein, wo der Kaiſerzoller wohnte, und Hausbrände wurden damals als große Unglücksfälle angeſehen, denn bei gänzlichem Mangel an Feuerverſicherungsanſtalten kam der davon Betroffene gewöhnlich um Hab und Gut.

Die Beſorgniß war diesmal nicht ohne Grund, denn früh Morgens, als die Landfahrer, gegen ihre Gewohnheit, ſchon wieder weiter gezogen, kam ein Bote vom Kaiſerzoller angeritten, der berichtete, daß es geſtern Abend bei ihnen gebrannt habe. Das Feuer ſei in einem Nachbarshauſe angegangen, und habe bei dem ſtarken Winde Scheuer und Stallung des Kaiſerzollers ergriffen, deſſen Wohngebäude aber noch glücklicher Weiſe verſchont. „Ich hab's geahnt,“ ſagte die Hofbäuerin, „es iſt mir geſtern den ganzen Tag vorgangen.“ Ihr Mann aber, der Laubhauſer, ließ alſogleich ein Pferd ſatteln, und ritt über das Gebirg.

Er fand ſeine Verwandten zwar noch verwirrt und beſtürzt, aber doch noch wohl getröſtet, daß das Feuer wenigſtens das Wohngebäude verſchont habe.

So ſehen die Menſchen, bei allem Unheil was ſie betrifft, noch ſtets einen Troſt darin, daß die Sache noch ſchlimmer hätte gehen können.

## III.

# Frühlingsanfang.

Wenn, angehaucht von dem jugendlichen Athem des Frühlings, wieder frische Lebenskraft durch die Erde ſtrömt, wenn die vielen Quellen und Bächlein aufgethaut, als flimmernde Streifen durch grünende Wieſen und Thalgründe rinnen, wenn lichte ſonnige Wölkchen hoch erhoben im ſchönen Himmelsblau über die Felſen und dunkeln Wälder ſchweben, und ein friſcher Waldgeruch voll heilender Kräfte durch die milden Lüfte zieht, da vergißt wohl jede Bruſt der winterlichen Sorge, und der Menſch blickt, in erneuter Jugendluſt, wieder vorwärts in die Zukunft und das Leben.

In unſerem Thale haben Schwalben und Störche, die geflügelten Herolde der beſſeren Jahreszeit, bereits wieder ihren Einzug gehalten, und der ſogenannte Ankenbuck, gegenüber dem Laubhanſer Hofe, glänzt ſchon wie golden überſäet mit ſeinen frühblühenden Ankenblümchen (Butterblumen), die ihm den Namen gegeben.

Wer aber oben von den Höhen und Bergen hinausblickt in das weite Land, über das dunkelgrüne Meer der Wälder, welches ſchweigend und groß ſich ausbreitet, während nichts mehr winterlich glänzt, als die fernen Alpen mit ihrem ewigen Schnee — den überkommt unwillkürlich ein Sehnen nach der Ferne, es drängt ihn hinaus in Gottes ſchöne Natur, zu wandern in ihrem ſeligen Frieden.

Solch holde Tage ſind nun jetzt in unſer Waldthal eingezogen. Auf dem grünen Raſen vor dem Laubhanſer Hofe lagern ſich fröhliche Kinder, und ſelbſt die kleine Florentine im leichten Gewande der Jugend verſucht mit ſchwankenden Füßchen, an der Hand der Wärterin, ihren erſten Gang im Freien.

Noch herrſchen die Tage der Sorgloſigkeit auf den glückſeligen Inſeln der Kindheit, an deren immergrünen Geſtaden die ſchaukelnden Wellen des Zeitenſtroms nur ſchimmernde Perlen und farbige Steinchen auswerfen, und das Leben fließt noch ſo ungetrübt und zwanglos dahin, wie das Bächlein ſelbſt, in dem ſich der blaue Himmel und die blüthenreiche Erde lieblich beſpiegeln.

Unſern Hieronymus ſehen wir als Hüter einer Schaar junger gelbwolliger Gänschen, doch ſcheint es, als verwalte er ſein Amt mit Behaglichkeit,

denn er macht ein Geſicht, als ob er ſich nicht im geringſten darum kümmere, was es wohl morgen für Wetter geben werde.

Dionys und Romulus, ſeine Kameraden, beſchäftigen ſich unterdeſſen angelegentlich im Bache mit dem Fang ſilberſchuppiger Greßlinge und Grundeln. In dem Gärtlein des Landhauſer Hofes aber wandelt die Hausfrau mit ihrem Söhnlein Peter, um nachzuſehen, ob ſich, nach den lauwarmen Frühlingstagen, noch nichts Grünes rege in den Beeten.

Der genannte Hof ſelbſt zeigt uns eines jener weitläufigen Gebäude, deren innere und äußere Bauart, durch klimatiſche und andere Verhältniſſe beſtimmt, darum Jahrhunderte lang die gleiche geblieben iſt. Mit der hintern ſchmalen Seite iſt das Haus dergeſtalt in den Berghang hineingebaut, daß von hier eine bequeme Einfahrt in das zweite Geſchoß des Hauſes gewonnen wird. Schon dieſer Umſtand, ſo wie das flache, weit überhängende Schindel- (oder Stroh-) Dach, bezeichnet zur Genüge den altherkömmlichen Wälderhof. Da bis zur höchſten Höhe des Feldberges überall herrliche Quellen hervorſprudeln, ſo fehlt vor keinem ordentlichen Schwarzwälder Hofe das laufende Brünnelein mit ſeinem friſchentquellenden Waſſerſtrahl. Das Abwaſſer des Brünnleins durchſtrömt das Milchhäuslein, um die hier aufgeſtellte Milch vor dem Gerinnen zu ſichern, denn bekanntlich iſt die, aus alſo aufbewahrter Süßmilch gewonnene Schwarzwälder Butter weit und breit geſucht; eben ſo verhält es ſich auch mit dem Käſe, der noch ſeinen beſonderen Namen von den Höfen erhält, wo er bereitet wird.

Der Thalboden, aus Granitgerölle aufgeſchwemmt, liefert herrliches, bewäſſertes Wieſengelände, welches mit den weiten, als Weidgang benützten Halden, die noch zum Gute gehören, gar wohl im Stande iſt, einer Viehheerde von ſiebenzig bis achtzig Stück hinreichend Futter zu gewähren.

Nebſt dieſen bilden noch herrliche, weit über die Berge dahinziehende Forſte den Hauptreichthum eines ſolchen Hofes.

Erſt ſeit neuerer Zeit jedoch liefern dieſe den gewünſchten Ertrag, ſeit nämlich mehrere Flüſſe flößbar gemacht und überall Wald- und andere Wege angelegt ſind, welche die Abfuhr des Greßholzes möglich machen. Eben ſo hat das Scheiterholz erſt ſeit Entſtehung der Fabriken, Salinen und Ziegelbrennereien einigen Abſatz gefunden. Denn wenn auch das Kohlenbrennen auf dem Schwarzwalde ſchon von Urzeiten her üblich war, ſo ſtand es doch zu dem unermeßlichen Holzvorrath daſelbſt in keinem Verhältniß, weil außer jenem und den wenigen Brettern, die jeder Bauer auf ſeiner einfachen Klopfſägmühle ſchneiden ließ, gar geringer Verbrauch war. Alte Leute behaupten, daß früher über Wald das meiſte Holz auf dem Stamme verfault ſei. Der Beſitzer fand nur einigen Erſatz darin, daß der tauſendjährige, von den Bergen herabgeſchwemmte Waldhumus ſein Wieſengelände naturgemäß verbeſſerte.

Die wenigen, nur zum Anbau von Haber und Sommerroggen tauglichen Felder zwiſchen Wieſen und Wäldern liefern aber dem Waldbewohner nicht hinlängliche

Nahrung, weßhalb er ſeinen Bedarf an Früchten aus den angränzenden getreidetragenden Fluren der Baar zu beziehen genöthigt iſt.

Dies ohngefähr das Bild jener hochgelegenen Schwarzwälder Landſchaften, wenn man ſich noch weite Strecken einſamer Wildniſſe und Mooſe, rauſchende Waldbäche und zwiſchen all den unabſehbaren Tannenwäldern ſtarre, ſpärlich bewachſene Granitmaſſen denken muß, um ihren eigenthümlich ernſten, bei vieler Lieblichkeit faſt ſchwermüthigen Charakter zu fühlen.

Unſer Bildchen zeigt uns im Mittelgrunde die Mühle, auf welcher, wie ſchon bemerkt, Mathias mit ſeinem Weib und Kinde wohnt. Und gewiß würden wir, wäre das Haus von vorne ſichtbar, auch einige Proben von der Kunſtfertigkeit dieſes Mannes an den Fenſtern zum Trocknen aufgeſtellt erblicken, als da ſind: friſchbemalte Kleiderſchränke, Tröge, geſchnitzte Stühle, Kirchhofkreuze und Votivtafeln. Um aber unſern Mathias vor dem Verdachte ſicher zu ſtellen, als wäre er etwa gar ein ſchiffbrüchiges Genie irgend einer Kunſtakademie, wird vor allem nothwendig ſein, eine kurze Lebensgeſchichte von ihm und ſeinem Weibe hier einzuſchalten.

Beide waren in der Baar zu Hauſe. Ihr heimathliches Dorf gehörte ſeit Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in welchem ein fürſtenbergiſcher Prinz in den Maltheſerorden getreten, zur comthuriſchen Commende Villingen, während die Oberherrlichkeit jedoch dem Hauſe Fürſtenberg verblieben war.

Mathias, der älteſte Sohn eines Bauern, deſſen jüngſter herkömmlicher Weiſe Haus und Hof ererbte, dachte frühe ſchon auf Mittel, ſich durch Fleiß und Beharren einige Selbſtſtändigkeit zu verſchaffen. In weiter Ferne winkte ihm ja ein Ziel, welches ihn nimmer müde werden ließ. Anaſtaſia, eine arme Näherin, die Tochter ſeines Nachbars, war in redlicher Liebe die treue Genoſſin ſeiner Hoffnungen und Wünſche, die Theilnehmerin ſeiner Mühe und Arbeit.

Er hatte ſich einige Felder gepachtet. Nicht Näſſe, nicht glühende Sonnenhitze, keine faſt über ſeine Kräfte gehende Anſtrengung ſcheute er, in dem Gedanken, daß einſt das treue Mädchen die Seinige werden könnte.

Doch ſollte es ihm nicht ſo leicht werden, denn mitten in der harten Arbeit mußte der Arme ſich die rechte Hand dergeſtalt verrenken, daß für immer eine Lähmung darin zurückblieb. Was nun anfangen? Zum eigentlich ſchweren Bauerngeſchäft ſchien der alſo verletzte Jüngling für immer untauglich.

Doch nicht entmuthigt, zeigte ſich ihm bald eine Ausfunft. Schon als Kind war bei mancherlei Gelegenheiten ein Funke inwohnenden Kunſttriebes in dem Knaben geweckt worden. Er kam zuweilen mit ſeinem Vater nach Villingen, wohin letzterer bei Gelegenheit der Steuerentrichtung an die Commende alljährlich einige Mal zu wandern hatte. Außer einem Gulden rauher Währung (zwei und fünfzig Kreuzer), „der Sitzgulden“ genannt, hatten die, zur Commende Villingen gehörigen Ortſchaften, noch einige wenige Frohnden der gnädigen Herrſchaft zu leiſten. Dieſe beſtanden in theilweiſe ſeltſamen Obliegen-

beiten: die Gemeinden Eschach waren verpflichtet, den comthurischen Beamten das benöthigte Brennholz in die Stadt zu führen, Weigheim hatte solches klein zu spalten, Türrheim aber mußte der Frau Amtmännin den Kohl aus dem Garten in Haus und Keller schaffen und das Hanffeld „lichten."

Wenn nun Mathias mit seinem Vater, welcher jene Holzfuhren zu besorgen hatte, auf das Ritterhaus kam, so wurde ihnen daselbst, in dem großen, durch das ganze Haus laufenden Saale, der übliche, jedem Handfrohner zukommende Imbis vorgesetzt, und wenn der Kastenknecht gerade bei guter Laune war, so kamen auch noch aus dem, von Heitersheim her, wohlgefüllten Keller einige Flaschen Markgräfler dazu. Während dem hatte der kleine „Mathisle" hinreichend Zeit, sich in dem alterthümlichen, mit Eichenholz getäfelten und geschnitzten Saal umzusehen; er wandelte schüchtern zwischen den, die Decke tragenden Holzsäulen herum, und bewunderte die lebensgroßen Ritterbildnisse in ihrem prachtvollen Ornate. Mit gleicher Theilnahme konnte er sich bisweilen in dem Malersaal des Benediktinerklosters zu Villingen umsehen.

Viele Erinnerungen nun belebten unsern Mathias in seinem Unglück. Gieng es nicht mehr mit schwerer, so hoffte er mit künstlicher Handarbeit sein Fortkommen zu sichern. Bald auch hatte er sich Geschirr verfertigt, um allerhand Geräthschaften zu drechseln und zu schnitzen. Auch die Landwirthschaft betrieb er nebenbei, so gut es gehen mochte, indem er wieder hier durch geistige Kraft ersetzte, was an körperlicher ihm abgieng. Auf einem entlegenen oden Feldstücke, welches von der Gemeinde in Pacht zu erhalten ihm gelang, schürfte er die Oberfläche, „brandelte" den Rasen, ließ die Erd- und Rasenhaufen den Winter über gähren und verwesen, und erzielte durch diese Behandlungsart, damals noch wenig bekannt, einen solchen Ertrag an Gerste, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Doch all das wollte ihn dem Ziele seiner Wünsche nur wenig näher bringen, denn — welche Hindernisse stellten sich nicht stets noch dem armen Hintersassen ohne Haus und Bürgerrecht entgegen.

Mehrmals, doch ohne Erfolg, hatte er versucht, bei der versammelten Bürgerschaft um das Bürgerrecht einzukommen, denn die Bürgerschaft war „geschlossen," das heißt, sie war auf eine bestimmte Zahl von Bürgern beschränkt.

Der Vogt war war dem Mathias gewogen, durfte aber diese Neigung vor den Bauern nicht allzusehr merken lassen; während Aeltern und Verwandte beider Liebenden von einer Verbindung abriethen, welche so wenig Gedeibliches versprach. Doch durch Vorstellungen konnte weder Mathias noch Anastasia wankend gemacht werden. Sie vertrauten sich und der Vorsehung.

Um diese Zeit besuchte der Commandeur von Heitersheim die Commenderie Villingen nebst den zugehörigen Ortschaften. Dies Ereigniß schien dem Vogt eine vom Himmel gesendete Gelegenheit, seinem Schützling zu helfen. Er wählte Zeit und Ort, wenn Mathis vor dem gestrengen Herrn einen Fußfall thun, und sein Anliegen vorbringen konnte.

„Wie heißt dieſer Mann? wo iſt er her", herrſchte der Commandeur den klagenden Mann zu ſeinen Füßen an. Doch der Vogt trat ſogleich vermittelnd ein: „er heißt Mathias, gnädiger Herr, iſt ein hieſiger Bürgersſohn, und ein ſehr fleißiger, braver Mann, der ſich durch harte Feldarbeit ein Uebel an der Hand zugezogen, aber trotz dem hat er ein großes Stück Feld auf ſo beſondere Art angebaut und urbar gemacht, daß es ſchon bei Einigen in der Gemeinde Nachahmung gefunden hat. Er wär' geneigt, ſich zu verheurathen, allein weil er nit hieſiger Bürger iſt, fehlt ihm der Conſens. Seine Braut iſt eine rechtſchaffene, geſchickte Näherin, auch im Stande, Schneiderarbeit zu fertigen. — Gnädiger Herr! ich als Vogt möcht' wünſchen, daß er als Gemeindebürger aufgenommen würde."

Mathias lag immer noch auf den Knieen. Der Commandeur ſah ihn ſcharf an; — das treue, ehrliche Angeſicht des Bittenden mochte ſeine Wirkung thun, denn auch des Commandeurs Miene änderte ſich, und nach einigen Augenblicken des Schweigens ſagte er feierlich: „Mathias, ſteh er auf, ich ernenne ihn hiemit zum zwei und ſiebenzigſten Bürger der hieſigen Gemeinde. Vogt! nehm't einen Act darüber auf, ich werde ihn unterzeichnen."

Mathias dankte ſtotternd dem gnädigen Herrn, und küßte (denn darauf hatte ihn der Vogt beſonders aufmerkſam gemacht) ſich verneigend den Saum ſeines Kleides.

Dem Vogt wurde hierauf noch bedeutet, daß dem angehenden Bürger ein Anleben von hundert Gulden aus der comthurlich dattenbergiſchen Stiftung gewährt ſei, welches alſo geliehene Kapital, nach dem Willen des Stifters Dietrich Rollmann von Dattenberg, niemals aufgekündet werden konnte, ſo lange nämlich der Schuldner richtig zinste.

„Apropos", ſagt der Ritter noch, als ſich der beglückte Mathias entfernen will, „ſeine Braut will ich auch kennen lernen; ſchick' er ſie ſogleich her." Der Vogt winkt, und Mathias, voll unausſprechlicher Freude, eilt zu ſeiner geliebten Anaſtaſia, verkündet ihr das Glück, zugleich aber auch die Aufforderung, alſobald vor dem gnädigen Herrn zu erſcheinen. Das aber hält ſchwer, bis Mathias zuletzt herausfährt: „es muß ſein, der Vogt hat mir noch beſonders gewinkt." Anaſtaſia nimmt ſich alſo zuſammen und geht, nachdem ſie ihr beſtes Kleid angezogen.

Der Ritter grüßt das Mädchen freundlich als Braut und künftige zwei und ſiebenzigſte Bürgerin der Gemeinde. Sie dankt mit Thränen in den Augen und will ihm ebenfalls das Kleid küſſen, aber der Ritter läßt es nicht zu, indem er ſagt: „Nein! nicht das Kleid, die Hand." Er fragt ſie hierauf noch Mancherlei, und entläßt ſie mit der Mahnung: ſich fleißig und rechtſchaffen zu halten, er werde dem Paar ſpäter wieder nachfragen.

Oft erzählte Anaſtaſia dieſe Geſchichte, und faſt jedes Mal ſchloß ſie mit naſſen Augen und den Worten: „Gott vergelt's dem edlen Ritter!"

Unter Mühen und Thätigkeit, aber mit Gottes Beiſtand, verlebte das

Ehepaar die erſten Jahre. Anaſtaſia machte nicht nur gewöhnliche Näharbeit, ſie bekleidete auch Marienbilder, fertigte Kirchenparamente, Fahnen und Meßgewänder. Mathias aber übte ſich immer mehr in ſeiner Kunſt. Von einem herumziehenden Holzbildhauer, welcher Kruzifix- und Heiligen-Bilder ſchnitzte, die alsdann ſeine kunſtgeübte Tochter, welche er ſtets bei ſich hatte, faßte (farbig bemalte), lernte er die weſentlichen Handgriffe und Vortheile im Farbreiben und Anſtreichen.

Aber noch hatte Mathias herbe Jahre zu beſtehen; ſei es, daß er durch immer raſtlos fortgeſetzte Feldarbeiten, oder durch ſchädliche Mittel ſein altes Handübel verſchlimmerte, genug, die Schwäche der rechten Hand theilte ſich mit der Zeit auch der linken mit, und machte ihn für immer zur ſchweren Feldarbeit untauglich. Früher ſchon hatte ihm der lange Hanns, der zuweilen auch im Dorfe übernachtete, den Rath gegeben, auf den Wald zu ziehen, und ſeine Kunſt allda auszuüben, indem es dort mehr zu verdienen gäbe; und jetzt machte ihm der Landhauſer Bauer, der in Geſchäften zu ſeinem Vetter, dem Vogt, ins Dorf gekommen, den Antrag, zu ihm auf den Landhauſer Hof zu ziehen. Der Vogt hatte ihm nämlich das beſte Zeugniß über Fleiß, Treue und Geſchicklichkeit gegeben, eben ſo ſeiner Frau, die als Näherin auf dem Hofe doppelt willkommen war. Mathias ſollte dieſem Plane zu Folge die Hofmühle beziehen, wo er als Oekonom am Platze war, und als Dreher und ſogenannter „Bächler“ die Reparatur des Mühlwerkes beſorgen konnte. Nebſt dieſem blieb ihm dennoch freie Zeit genug, ſeinem eigentlichen Fache nach Kräften obzuliegen.

Nach reiflicher Erwägung wurde das Anerbieten des Hofbauern angenommen, und ſo überſiedelte denn Mathias mit Weib und Kind auf den Wald nach Landhauſen. Er hatte hier ſein redliches Auskommen, und: wo es uns gut geht, da iſt unſer Vaterland, ſagt ein altes Sprichwort. Auch Anaſtaſia lernte dieſe Wahrheit mit der Zeit einſehen, wenn gleich ſie Anfangs in dieſen Bergen, die rings den Himmel abſchließen, Heimweh beſſel. Bald jedoch hatte ſie als Näherin anſehnliche Kundſchaft erworben, und weil auf dem Walde der Müller zugleich Bäcker iſt, ſo gieng die geſchäftige Hausfrau auch in dieſem Geſchäfte ihrem Manne beſtens an die Hand.

Alljährlich kam ſie einige Mal mit ihrem kleinen Hieronymus auf Beſuch in die Heimath, wo noch Aeltern und Geſchwiſter lebten. Es herrſchte jedes Mal Freude und Glückſeligkeit in dem freundlichen, reinlichen Leibgeding Stüblein der Großältern, wenn ſie kamen, was regelmäßig zu Oſtern zu geſchehen pflegte, wo alsdann der Kleine die Oſtereier, welche der Haas gebracht, in dem ſchönen Obſt- und Grasgarten an dem Hauſe ſuchen durfte. Oft mußte ihm die Großmutter auch ihren Schmuck und Hausſchatz im Schranke zeigen, wobei ſie niemals unterließ, ihm bei Vorweiſung einer ſchönfarbigen Meermuſchel zu erzählen: daß ihr Großvater ſolche mitgebracht vom fernen Meeresſtrande, als er mit ſieben andern Bauern als Abgeſandter

der Gemeinde [illegible] der Inſel Malta geſchickt wurde, um ſich Recht zu erbitten beim Großmeiſter des Ordens, in einer Streitigkeit, die ſich erhoben wegen Einkaufsgelder auswärtiger Weiber. Und wenn ihm der Großvater, ein Zimmermann, ſeine Sackuhr zeigte, an deren Behänge Einiges von dem Zimmermannswerkzeug gar zierlich in Silber nachgebildet war, und ihm dabei zu verſtehen gab, daß nach ſeinem Tode dereinſt dieſe Sachen alle ihm geboren ſollten, ſo dünkte der Kleine ſich jetzt ſchon, bei der Anwartſchaft auf ſolche Schätze, reicher als Salomon in all ſeiner Pracht und Herrlichkeit.

Im Rückwege kehrte Anaſtaſia mit Hieronymus gewöhnlich noch in Hüfingen ein, bei einer Verwandten, welche an einen fürſtlich fürſtenbergiſchen Feldwaibel verheurathet war. In der Stadt lag nämlich eine fürſtenbergiſche Grenadier-Compagnie, die Königseckiſche genannt. Der Feldwaibel bewohnte ein kleines Häuslein an der Stadtmauer. Als geborener Soldat hatte er in Begleitung ſeiner Ehefrau Katharina den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, und ſeitdem ein glückliches Eheleben geführt.

Von mehreren Kindern, welche ihm Frau Katharina geboren, war eine Tochter allein am Leben geblieben, und im Donauthale an den Jäger und Schloßaufſeher von Wildenſtein verheurathet. Der Aufenthalt bei dieſer Feldwaibelsfamilie, die ganze dortige Umgebung, das reinliche Stüblein mit ſeiner inneren Einrichtung, die Stockuhr mit dem in Kupfer getriebenen Ziffernblatt, die ausgeſchweifte verſchnörkelte Kommode von hartem Holz, an der Wand das in Oel gemalte Bruſtbild des Fürſten Erbenins von Fürſtenberg, des ehemaligen Kriegsherrn des Feldwaibels, alles blieb dem kleinen Hieronymus mit unauslöſchlichen Zügen in Sinn und Gemüth tief eingeprägt.

Nach ſolchen Ausflügen und Beſuchen kehrten aber die guten Leute auch wieder gerne zu dem eigenen Hauswesen zurück, denn dieſes iſt der Ring, innerhalb welchen das Leben und Wirken einer Familie gebannt iſt, dem Topfe vergleichbar, in welchem die Pflanze treibt und Wurzel ſchlägt.

Wenn alsdann Anaſtaſia wieder mit dem Rädlein daheim in ihrem traulichen Stüblein ſaß am Fenſter, mit der freien Ausſicht das Thal entlang bis zur Stelle, wo das weiße Sträßchen, welches in die Baar hinaus führt, im Walde verſchwindet, und wenn ihr Blick, wie in Erwartung von Ankömmlingen aus der Heimath, zuweilen hinausſchweifte, und die ſchmeichleriſchen Lüfte in leiſen Wellen all die Wohlgerüche der Blumen aus dem Gärtlein in die Stube trugen, wenn die Schläge der Holzart und das Krachen gefällter Bäume in den Wäldern, und der Ruf der Waldvögel, vermiſcht mit den fernen Kinderſtimmen von außen, nicht ſtärker an ihr Ohr drangen, als der einförmige Schlag der hölzernen Wanduhr — ſo mußte ſie ſich ſinnend ſelbſt geſtehen — daß es doch auch ſchön ſei in dieſer Einſamkeit, wie überall auf der weiten Gottes-Erde.

## IV.

# Die Schule.

Die Tage, wo die menſchliche Geſellſchaft noch keinerlei Anſprüche macht an das jungfreie Naturveilchen auf den grünen Inſeln der Kindheit, ſind ſchon vorüber. Die Schule, jene unvermeidliche Pforte, durch welche der Weg in's thätige Leben führt, wartet ſchon auf ihre Pflichtigen: Groß und Klein eilt herbei, um die Samenkörnlein in ſich aufzunehmen, die ihnen heute der Lehrer hinſtreuen wird; aber auch um jetzt ſchon die erſten Sorgen des Lebens kennen zu lernen.

Auf dem Lande ſchulmeiſterten in der Regel Leute, welche, ſchwächlich oder gar verkrüppelt, zu körperlichen Anſtrengungen untauglich waren. Dennoch und aber ſolche Menſchen nicht ſelten deſto mehr geiſtig entwickelt, und ſo finden wir auch in der That, unter den Schulmeiſtern der früheren Zeit, manchen vortrefflichen und originellen, wenn auch nicht methodiſch gebildeten Lehrer.

Bei freiwilliger Theilnahme der Jugend, unterrichtete eben Jeder nach ſeiner Art. Die Alten ihrerſeits redeten auch ein Wort mit darein, und bedungen aus, wie und was ihre Kinder lernen ſollten. Deshalb ließ der Lehrer beim Anfang ſeines Lehrganges diejenigen Kinder, welche ſchreiben lernen wollten, die Finger aufheben. Den Mädchen aber war ſelten erlaubt, dieſe Kunſt zu erlernen: denn, ſagten die Aeltern, ſie würden ſonſt nichts als Liebesbriefe ſchreiben. In jener Zeit, wo Leſen und Schreiben noch nicht Gemeingut war, hatte jedes Haus ſein eigenes Zeichen, eine Art Wappen, zum Beiſpiel ein Pfingrad, ein Haumeſſer u. ſ. w., womit ſtatt des Namens alles Eigene bezeichnet wurde. Für Schulbücher hat man ebenfalls wenig Geld ausgegeben, jedes beliebige Buch, der Kalender oder irgend ein fliegendes Blatt diente den Kleinen zur Leſeübung. Später führte man ein „Namenbüchlein“ ein, an deſſen Ende das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote Gottes, die fünf Gebote der Kirche, Tiſch-, Abend- und Morgengebete abgedruckt waren. Der Rechenunterricht beſtund lediglich im Aufſagen des Einmaleins. Die arabiſchen Ziffern waren den Bauern faſt unbekannt, ſie fanden ſich mit den römiſchen zurecht.

Denkübungen, Anschauungslehren und wie die künstlichen Schablonen des Unterrichts heut zu Tage alle heißen mögen, kannte man vordem allerdings nicht, und doch konnte man mit Hebel sagen: „Het Gott nö mengem arme Büebli doch e brave Ma und Vogt und Richter g'macht, und nüm Töchterli ne bravi Frau, wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt."

In den Landstädtchen war gewöhnlich der Stadtschreiber zugleich auch Schulmeister, Musikpraeceptor und Organist.

In Hüfingen war um jene Zeit (in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) dem Schulmeister noch ein Gehülfe beigegeben, welcher unter dem Namen des lahme Seppel bekannt gewesen. Es ist derselbe, von welchem in dem Verwerf schon als Verfasser einer Stadtchronik die Rede war. Das alte Sprichwort: „Kunst macht auch einen Lahmen werth", fand auf unsern Seppel volle Anwendung, denn nicht nur mit den Händen, auch mit den Füßen konnte er ganze Sätze schreiben. Ueber die Schuljugend führte er zur Winterszeit die Aufsicht, und jeden Tag, nach beendigter Schule, geleitete er seine Untergebenen, unter Voranstragung eines Kreuzes und Fähnleins, in die nahe gelegene Lorettokapelle, um einen Rosenkranz mit ihnen zu beten. Die lange Herbstzeit verbrachte er als Feldhüter in einer Hütte, auf einem entlegenen Theile der städtischen Gemarkung, wo jeder Bürger, noch ehe die Kartoffeln allgemein geworden, einen sogenannten Rübentheil als Allmend besaß. Einst hatte, nach langem Regen, die Bregach eine ganz außergewöhnliche Höhe erreicht. Das ganze Städtchen war, ein zweites Venedig, unter Wasser gesetzt, so daß der Stadtmetzger sich veranlaßt sah, einen Kloß zu erbauen, um vor die Häuser seiner Kunden zu rudern, und diesen das benöthigte Fleisch, an einer Heugabel ins zweite Stockwerk hinauf zu reichen.

Als das Wasser über Nacht immer mehr gestiegen, und bereits schon das ganze Ried bis gegen Pfohren hin überfluthet hatte, ward endlich auch des lahmen Seppels in seiner Feldhütte gedacht, den man Morgens früh, mitten in dem großen See, auf dem Dache seiner baufälligen Hütte sitzen gesehen. Die allgemeine Menschenpflicht gebot dringend, ihn zu retten. Der Stadtschultheiß, der früher das Fischerhandwerk getrieben, ließ einen Kahn auf einen Wagen laden, an einer Anhöhe, unweit der Stadt, in's Wasser setzen, und bestieg unter Glück- und Segenswünschen das Rettungsboot, um auf das bedrohte Häuslein zuzurudern. Aus Vorsicht war eine Flasche Wein und etwas Essen mitgenommen. Als mit Mühe und Noth der biedere Retter beim Seppel angekommen, und ihn zu raschem Einsteigen eingeladen, war er nicht wenig betroffen, als dieser ganz trocken erwiederte: „Ich fahr nit mit, das groß Wasser g'fallt mir, es wird schon wieder fallen. Aber wenn ihr was zu essen und zu trinken habt, Herr Schultheiß, so gebt's her," und der Schultheiß reichte ihm den Imbiß und kehrte zur Verwunderung aller Zuschauer allein zurück.

Mit dem Monat Oktober endete jedes Mal sein Amt als Feldhüter, und

wenn alsdann am Kirchweih-Donnerstag sein hölzernes Wächterhäuslein auf einem Karren in die Stadt gebracht ward, so sagten die Kinder: „jetzt geht d'Schul wieder an, man bringt dem Lehrer sein Häusle."

Neben all diesen Aemtern und Würden fand jedoch der gute Mann noch Zeit, in stillen Mußestunden etwas zu arbeiten zur eigenen Unterhaltung und zum vergnüglichen Zeitvertreib. So war dies ein Lieblingsgeschäft, sein Schooskind, das ihm einst, in Ermanglung leiblicher Kinder (denn er war unbeweibt), überleben und seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. Er verfaßte nämlich eine Stadtchronik, wo er Alles, was einem harmlosen Menschenkinde etwa wichtig und bemerkenswerth scheinen mag, Freudiges und Leidiges, Gutes und Schlimmes, wie es eben im Menschenleben vorzukommen pflegt, beobachtete, und mit verkrüppelter Hand, oder zur Abwechslung auch wohl einmal mit dem Fuße in ein großes, in Schweinsleder gebundenes Buch einschrieb.

Doch alle diese Verdienste um das Gemeinwesen konnten ihn im Alter nicht vor Mangel und Noth schützen, denn er starb, blos von guten Leuten unterstützt, arm, im sogenannten „Bettelhäusle."

Wenn aber der Leser in solchem Lebensende eines alten, deutschen Schulmeisters und Schriftstellers nichts sonderlich Ueberraschendes finden sollte, weil es leider gar so gewöhnlich ist, so mag doch bedacht werden, daß das Leben selbst Vergeltung übt an Denjenigen, die es während ihres Daseins so karg bedacht hat; denn wer etwas geistig Anregendes geschafft und hinterlassen hat, dessen Wirken wird fortdauern, während das Andenken so vieler Glückskinder verlöschen ist, noch vor der Schrift auf ihrem Leichenstein.

In unserer kleinen Thalgemeinde versah (wie schon bemerkt) Schneider Bachweber das Lehramt. Den Sommer über hielt er sich bei seiner Familie auf, die, eine Stunde entfernt, im andern Thale ansässig war. Zur Winterszeit hab er in einem Häuslein, welches der Gemeinde gehörte, der Jugend Unterricht in dem Nothwendigsten.

Von seiner Profession hatte er früher in einem österreichischen Regiment als Compagnieschneider lange Zeit Gebrauch gemacht, und sich nebenher Kenntnisse erworben, mittelst welchen er nach genommenem Abschied gar wohl als Schulmeister auftreten konnte. Während der Schulzeit gieng er jeden Samstag nach Hause zu seiner Familie, und erschien am Montag Morgen wieder mit einem Bündelein, welches ihm die Buben gewöhnlich auspacken halfen.

Darin war in der Regel, erstens: eine große Schachtel voll gebratener „Auerhühner", welche er sich die Woche durch wieder aufwärmte; zweitens: eine Büchse mit Schmalz, und drittens: verschiedene zugeschnittene Kleidungsstücke, die er während der Woche neben der Schule her fertig schneiderte.

Auf unserem Bildchen sehen wir den Alten, wie er wetterspähend vor der Hausthüre in die Lüfte schaut, ob nicht irgend ein Anzeichen zu vermerken, aus welchem der freudige Gast, der Winter bald zu gewärtigen sei.

Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche ſind vorüber, und die Schwalben und andere Zugvögel längſt hinter dem entſchwundenen Sommer her in wärmere Länder gezogen. Der Himmel iſt grau, als hienge er voll Loſchpapier, und auf der Erde iſt es, wenn der Wind ſchweigt, ſo ſtille wie ausgeſtorben: nur von Zeit zu Zeit führt eine Windsbraut die dürren Blätter des alten Apfelbaumes im Gärtlein raſchelnd über den Weg und über die Haide, als tanzten ſie der ſpäten Jahreszeit den luſtigen Reihraus.

Bachweber war ein ausgemachter Wetterprophet, das heißt, ſeine Vorausſagen bewahrheiteten ſich, wenn nicht etwa aus Urſachen, für die er nicht konnte, gerade das Gegentheil ſeiner Vorherſagungen eintrat. Seine ganze Umgebung, alle Elemente dienten ihm als Wetterkündiger. Die, bald trockenen, bald feuchten Steine im Keller ſeines Hauſes bedeuteten gute oder ſchlechte Witterung, und wenn ſeine Katze auf dem Herd ſchlief, ſo mußte Sturm kommen, ebenſo wenn nach dem Kochen die Äpflein noch eine Zeit lang im Rufe der Pfanne, worin er ſeine „Knepfle" aufgewärmt, hin- und herliefen. Wenn die „Regenvögel" ſchreiend aus den Riedflächen der Baar in die hochgelegenen Moore des Schwarzwaldes zogen, war längeres Regenwetter gewiß, und wenn ſeine etwas zänkiſche Frau eine Zeit lang wortkarg und ſchmollend umhergegangen, ſo wußte er ſicher — daß bald ein Donnerwetter losbrechen werde.

Laſſen wir aber für dießmal die Kinder im Stüblein ordentlich ſich verſammeln, und begeben uns dann nach der Schule mit ihnen in die Mühle, um zu ſehen, was da noch für lehrreicher Zeitvertreib und nützliche Unterweiſung ihrer wartet. Wenn wir in das Stublein allderten eintreten, ſo erblicken wir nichts weniger als eine gar wohl eingerichtete Zeichen- und Malerſchule. Vorne an dem Fenſter hantirt Mathias auf ſeiner Schnitz- und Drehbank, und weiter hinten, am Tiſch ſitzt Hieronymus mit ſeinen Kameraden Romulus und Tiburs, jeder einen reſpektabeln Kupferſtich vor ſich, und dieſen mit behutſamen Strichen zu kopiren befliſſen. Mathias hatte ſich nämlich nach und nach eine kleine Kupferſtichſammlung angelegt, denn nie kam er von dem Benediktinerkloſter in Villingen, wo er oft ſeinen Schwager, den Kloſterſchneider beſuchte, nach Hauſe, ohne irgend etwas von bildender Kunſt, und wäre es auch nur einen zerriſſenen Kupferſtich oder ſonſt etwas der Art mitzubringen. Auf dieſe Weiſe war nach und nach die Sammlung entſtanden.

Es waren meiſt Bildniſſe geiſtlicher und weltlicher Herren, umgeben mit all dem Aufwand von heidniſchen und chriſtlichen Allegorien, Wappen, Drapperien und Schnörkeln, mit ruhmverkündenden Inſchriften in klaſſiſchem Latein oder zierlichem Deutſch des vorigen Jahrhunderts. Da ſah man ſolche, die „Liebhaber aller Kunſt und Schild der Kirche" waren, „Söhne der Chariten-Schaar", Männer, von denen ein „deutſcher Riel" mit Fug und Recht ſchreiben durfte:

„So lang der Donauſtrom Germania wird durchſchleichen,
Soll ihres Namens Ruhm nicht von der Nachwelt weichen."

Auch waren dabei bibliſche Darſtellungen, ſodann wieder galante Schäfer und Schäferinnen in Puder und Reifrock, Proſpekte von Irr- und Luſtgärten, wo zwiſchen geſchorenen Hecken und waſſerſpeienden Delphinen friſirte Herren und Damen luſtwandeln, um ſich am bunten Schmuck der Blumen idylliſch zu vergnügen.

Vater Mathias hatte aber ſchon ſo viel im Malerſaale des Benediktinerkloſters abgeſehen, um den Kindern nothdürftige Anleitung zum Nachzeichnen all dieſer Herrlichkeiten zu geben.

Hieronymus war eifrig daran, das Bildniß des Prinzen Eugenius im Harniſch, mit dem Commandoſtab in der Hand, zu copiren, und zwar für den Vetter Feldwaibel, denn der Vater hatte ihm verſprechen müſſen, daß er dieſen in Hüfingen beſuchen dürfe, wenn das Werk gelänge.

Auf dieſe Art war denn in unſerem einſamen verſchneiten Schwarzwaldthal eine kleine Kunſtſchule entſtanden, und Meiſter Mathias durfte ſich immerhin der Fortſchritte ſeiner Schüler freuen.

## V.

# Der Beſuch in der Stadt.

Es traf ſich oft, daß der Feldwaibel auf Commando zu Streifzügen und Exekutionen über Wald kam, wo er, wenn immer möglich, in der Mühle einzuſprechen Gelegenheit nahm. Dies war auch kurz nach jenem nächtlichen Brande geſchehen, welchen die Landfahrer auf dem Laubhauſer Hofe, noch ſpät Abends, angezeigt, und weßhalb ſpäter dringendſter Verdacht der Brandſtiftung auf die Vagabunden gefallen war.

Ein Einbruch auf einem Einödhof, den der Stumpfarm geleitet, und wobei auch der lange Hanns die Hand im Spiel gehabt haben ſollte, war durch einen Bauer verrathen und bei Gericht angezeigt worden, und allgemein vermuthete man, daß dieſem dafür von den Landfahrern der roth-Hahn auf's Dach geſteckt worden ſei.

Es wurde eine Streife angeordnet, aber ohne Erfolg, denn der Herr „Graf von Freiſchütz" und ſein Gefolge waren längſt ſchon incognito über die Grenze gereist, und die verhaßten „Balmacker," wie die Soldaten in der Gaunerſprache heißen, hatten das leere Nachſehen.

Nach einiger Zeit aber, als die Herren annehmen konnten, daß über das Geſchehene Gras gewachſen, kehrten ſie wieder zurück auf ihre Güter, wofür ſie die Bauernhöfe anſahen. Diesmal aber hatten ſie ſich in ihrer Vorausſetzung getäuſcht, denn ſie wurden alsbald abgefaßt, eingeſteckt und ſcharf inquirirt. Es kam aber dabei nicht viel mehr heraus, als die gewöhnlichen Rauungs- und Unterſuchungskoſten für den Staat, denn die lieben Leute waren ja, wie alle Verbrecher, die nicht auf friſcher That ertappt werden, vollig unſchuldig, und nach der Unterſuchung wieder eben ſo „ehrliche Leute", wie vorher.

Bald hatten Diebſtahl und anderer Unfug wieder ſo überhand genommen, daß eine Generalſtreife nothwendig ward, und dieſe führte den Feldwaibel auf einige Tage zu ſeinen Freunden nach Laubhauſen; denn der einſamere Schwarzwald war es beſonders, wohin ſich die Landfahrer während ſolcher Züge flüchteten und verſteckten.

Die grandärtigen Weißröcke hatten hoch und theuer geſchworen: daß ihnen diesmal kein Schopf und kein Knopf von der Hanikelbande durchſchlüpfen

ſolle. In Verbindung mit den aufgebotenen Bettelvögten und Bauern wurden alle Schlupfwinkel in Feld und Wald, alle Bettelküchen und Feuerplätze, wo ſich die Zunft gewöhnlich lagerte, durchſucht, die Kameraden auch haufenweiſe zuſammengetrieben; diejenigen, welche ſich nicht als ſauber über das Kirchenbuch auszuweiſen vermochten, abgeführt und unter Schloß und Riegel gelegt.

Hieronymus und ſeine Kameraden beteten zu Gott, daß doch der lange Hanns nicht aufgegriffen werden möge, denn er war ja ihr beſter Freund und Lehrmeiſter. Hatte er nicht als fertiger Spielmann den Romulus gegen gelebt und den Hieronymus mauitrommeln? Wer hatte ihnen ſo zierliche Vogelfänge von Draht geſtrickt und hatte ihnen alle die Vortheile und Gelegenheiten gezeigt, um Schwarzplättchen, Kreuzſchnäbel, Zeiſige und andere rare Vögel zu fangen und in Käfigen zu halten? Erſt neulich hatte er ja dem Hieronymus wieder einen Bund ſeiner Pfeifkiſte in gelbem Rohr, vom Jahrmarkt in Vohrendach, wo er ſtets ſehr wohlfeil einzukaufen pflegte, mitgebracht. Kein Wunder alſo, wenn ſie wünſchten, er möge den ergrimmten Musketieren nicht in die Waffen fallen.

Diesmal kam er jedoch ungerupft davon, denn es wurden nur ſolche abgeführt, die von irgend einer Behörde ſignalisirt oder in die Gaunerlisten eingetragen waren — und unter Hanns war ja, wie es ſich ſchon bei mehreren Unterſuchungen herausgeſtellt hatte, der „ehrlichſte“ Mann im ganzen ſchwäbiſchen Kreiſe.

Der Feldwebel hatte bei ſeinem Beſuche auf der Mühle unter anderm auch Kunde von den Kunſtleiſtungen unſeres Hieronymus genommen. Er ſelbſt verſtand etwas von der Sache, ſchon als guter Freund des Käfigmalers in Hüttingen, den er täglich beſuchte, weshalb er ſich wohl ein Kunſturtheil erlauben durfte. Er munterte den jungen Menſchen auf, in ſeinen Beſtrebungen ſo fortzufahren, und beim Scheiden mußte ihm Vetter Mathias noch verſprechen, den Hieronymus kommendes Frühjahr zu ihm auf Beſuch nach Hüttingen zu ſchicken.

Dies geſchah denn auch wirklich am Samſtag vor dem heiligen Pfingſtfeſte. Sein Vater hatte ihn bis über den Judenſtein hinaus begleitet, und ihn dann mit guten Ermahnungen und Lehren allein weiter ziehen laſſen.

Es war des Knaben erſter, ſelbſtändiger Ausflug; für ihn eine Reiſe ins Morgenland, eine Fahrt um die Welt. Mit eigenem Gefühl bemerkte der kleine Wandersmann einen Weggeſellen und alten Bekannten zur Seite. Es war der Bach — die Brez, welche murmelnd und plätſchernd neben ihm herlief und ihm treues Geleite gab.

Das Wetter war weiſelhaft und die Sonne hinter trüben Wolken verborgen. Doch freute er das Beſte, denn Bachweber hatte ja das ſchönſte Wetter prophezeit — und richtig! kaum hatte er das Fußweglein, welches von Weiterdingen durch die Wieſen nach Bruggen zu führt, eingeſchlagen,

als es ſich aufhellte. Siegreich ſtrahlend trat die Sonne hinter dem Gewölk hervor, und es ſchien, als würde ein Verhang am Himmel weggezogen, recht eigentlich zur Verſchönerung des kommenden Feſttages; und das Thal mit ſeinen blumigen Wieſen und fernen Tannenwäldern ſchimmerte klar und lieblich in der prächtigſten Abendbeleuchtung.

Die alte vorderöſterreichiſche Stadt Bräunlingen durchſchritt unſer Wandersmann ohne Aufenthalt, und noch vor Sonnenuntergang erblickte er das Städtlein Hüfingen, in welches er heute zum erſten Mal allein, ohne die Aeltern, eintreten ſollte. Das Herz ſchlug ihm vor Freude und Beklemmung, als er die, wie es ihm ſchien, ſo große Stadt mit ihren vielen Giebeln und rauchenden Schornſteinen ſo nahe vor ſich liegen ſah. Und als er durch das obere Thor in dieſe eingetreten, und von dem Thurme feierliches Glockengeläute erklang, als Gruß und Vorbedeutung des kommenden Feſtes, ſo wurde er faſt kleinmüthig und verlegen, er fühlte ſich fremd in den unbekannten Gaſſen.

Vor den Häuſern ſtanden plaudernde Männergruppen, den frühen Feierabend in behaglicher Ruhe genießend, und an Bach und Brunnen waren noch fleißige Hände mit Waſchen und Putzen beſchäftigt. Aber die Kinder, welche bisher vor dem Rathhauſe, um die hohe, mit eiſernem Geländer verſehene Freitreppe, ihr lärmendes Weſen getrieben, hatten ſich, nachdem die Betglocke angezogen, gebührendermaßen ſchon von der Gaſſe entfernt. Das ſteinerne, mit Blumen bekränzte Muttergottesbild auf dem Stadtbrunnen ſah ernſt und ſchweigend herab auf den Platz, wo um den Brunnen die Knechte und Buben ihre Roſſe tränkten.

Hieronymus erinnerte ſich von ſeinen früheren Beſuchen her nur noch dunkel der Gaſſen und Häuſer. Nach vielem Zögern fragte er endlich einen Vorübergehenden: wo der Vetter wohne? was man ihm natürlich erſt ſagen konnte, als er noch Name und Stand deſſelben beigefügt.

In das Wohnſtüblein des Feldwaibels eingeführt, blickten die Geräthſchaften und Möbel darin den Eingetretenen wie alte Bekannte, nach langer Trennung, wieder an. Auf derſelben Stelle, wie vor Jahren, hieng noch das große, holzgeſchnitzte Kruzifix, gegenüber dem Bildniß des Fürſten Eugenius in der gewaltigen Allonge-Perücke und über dem reichen Ordensmantel die Kette des goldenen Vließes. Auf der alten Kommode pickte noch die Stockuhr in ihrem reichgeſchnitzten dunkeln Holzkäſtchen, die Turteltauben unter dem Ofen und das Eichhörnchen in ſeinem Häuschen ſchienen ſtets noch die nämlichen zu ſein, die der Kleine ſchon bei ſeinem erſten Beſuche geſehen hatte.

Hieronymus hatte das von ihm gezeichnete Bildniß des Prinzen Eugenius ſeinem Vetter überreicht, der ſeine Kunſtſcheine höchlich lobte und den edlen Ritter ſofort mit einer Stecknadel an die Wand heftete.

Nach dem Abendeſſen kam aber noch ein zweiter Gaſt, ein alter Tambour, Namens Geſell, ins Haus, der Hausfreund und unzertrennliche Gespan

des Feldwaibels. Als der alte Invalide, der früher bei Oeſterreich gedient, das Portrait Eugens geſehen, gerieth er außer ſich vor Freude, und verſicherte, das Konterfei ſei auf und natürlich getroffen. Jugendlich belebt und begeiſtert von dem Anblick ſeines ehemaligen Kriegsherrn, erzählte der Alte, wie der „Prinz Eugen“ einſt nach einer Schlacht vor allen ſeinen Generalen und Feldobriſten laut geſagt habe: „Wenn ich ein ganzes Regiment ſolcher Kerle hätte, wie der Tambour Geſell, ſo wollte ich es nicht blos mit dem Türk', ſondern mit allen Potentaten der Welt aufnehmen.“

Und wenn wir auch dieſe und ähnliche Anekdoten, welche der Alte noch aus dem Leben dieſes berühmten Feldherrn zum Beſten gab, bei keinem gleichzeitigen Schriftſteller aufgezeichnet finden, ſo haben wir doch keinen Grund, an der Wahrheit derſelben zu zweifeln, denn die Wahrheitsliebe war dem alten Veteran, wie den meiſten ſeiner Standesgenoſſen alter und neuer Zeit, ſo zu ſagen zur zweiten Natur geworden.

Nach dem Nachteſſen, als Hieronymus von allem, wie es zu Hauſe ſtand, gehörig Bericht erſtattet, und auf alle Fragen der Baſe genau geantwortet, machte er ſich in das Schlafkämmerlein, das ſeit dem Wegzug der einzigen, längſt ſchon verheiratheten Tochter, unbewohnt war.

Als unſer Reiſender nach erquicklichem Schlafe Morgens die Augen aufſchlug, warf die Morgenſonne ſchon ihre Strahlen ſchräg durch das Fenſterlein, welches der Feldwaibel mit Bewilligung des Stadtraths in die Stadtmauer gebrochen hatte. Raſch ſtand er auf, denn er hörte bereits nebenan die Baſe in der Küche rumoren und der Vetter huſtete auch ſchon in der Stube. Er ſtreckte den Kopf zum Fenſterlein hinaus, es war der ſchönſte Morgen — ganz nach Bachwebers Prophezeihung.

In der alten Stadtmauer und auf den Vogelbeerbäumen am Stadtgraben ſchrieen und jagten ſich die Spatzen wie im tollen Gaudium über den ſchönen Tag. Rechts floß die Brez ſo ruhig und ſtill hinter der Stadt weg — als wolle ſie ausruhen von ihrem ungeſtümen Lauf über Stock und Stein — die glatte Waſſerfläche dampfte wie in Schweiß gerathen. Weiter hinaus in der Baar in den Dörfern längs den blauen Wellenlinien des Heuberges, welcher die rauchenden Morgennebel überragte, tönten die Morgenglocken — es war ein Feſttag — herrlich weit und breit. In den Gärten unten an dem Stadtgraben ſtanden ſchon einige Hausväter, betrachtend vor den Bienenkörben oder dem knoſpenden Tulpen- und Roſenflor, und auf der Straße von Donaueſchingen her wanderten feſtlich gekleidete Leute, einzeln und in Geſellſchaft gegen die Stadt.

Die Baſe ſtreckte jetzt den Kopf zur Kammerthür herein, zum Kaffee zu commandiren, denn ein ſolcher wurde heute aufgetiſcht, einmal, weil ein hoher Feſttag war, und dann noch zu Ehren des werthen Gaſtes.

War auch der Kaffee zu jener Zeit noch ein theures Getränke, ſo kam das Frühſtück die Frau Baſe doch nicht ſonderlich hoch zu ſtehen, weil Frau

Katharina aus dem Hauſe der Oberamtsräthin, wo ſie bekannt und öfters beſchäftigt war, regelmäßig den zurückgelaſſenen Satz von dem Frühſtück der Rathsfamilie erhielt, woraus ſie dann eine zweite, zwar mit vielen Zuſätzen vermehrte, doch wenig verbeſſerte, Auflage veranſtaltete.

Während des Frühſtückes verkündete die Baſe ihrem Gaſt, daß er mit ihr in den Spätgottesdienſt dürfe. — Seine Toilette dazu war ſchnell gemacht — denn: „kurzes Haar iſt bald gebürſtet"; deſto mehr Zeit brauchte aber die Baſe, um ſich gehörig herauszuſtaffiren. Sie zog diesmal, denn es geſchah nur bei ganz abſonderlichen Gelegenheiten, ihr ſeidenes, großgeblümtes Hochzeitkleid an, ein Geſchenk der verſtorbenen Fürſtin, gegen welche ſie ſtets ein warmes Dankgefühl bewahrte. Den Kopfputz bildete die zierlich goldene Haube, mit dem mit Perlen und Flitter geſtickten Boden. Einen weiteren Schmuck bildete das grünlich ſchillernde Mieder mit langer Taille, wie es die Tracht der Bürgersfrauen mit ſich brachte.

Der Gottesdienſt ſelbſt hatte für Hieronymus etwas Ueberraſchendes. Das feierliche Hochamt, die Orgeltöne und die Inſtrumentalmuſik ſtachen ſo gewaltig gegen das einfache Ritual in dem kleinen Heimathkirchlein ab — daß er ſich bei dieſen nie gehörten Klängen wie in eine andere Welt verſetzt glaubte. Mit Staunen und Ehrfurcht betrachtete der Knabe, wie einſt ſein Vater im Rittersaale zu Villingen, die zwölf Apoſtel, welche auf weit vorragenden Conſolen die Seitenwände ſchmückten, ebenſo die Altäre und gemalten Fahnenblätter, ſo wie die knieenden Ritter und Frauen auf den freiherrlich ſchellenbergiſchen Grabmonumenten, und in ſeinem Innerſten regte ſich der leiſe Wunſch — auch dereinſt ſo etwas machen zu können. Bald ward dieſer Wunſch zum Gebet, welches er zu Gott empor ſendete, daß er ihm ſolche Fertigkeit gnädig verleihen möge.

Nach dem Gottesdienſte ſehen wir den Knaben mit dem Vetter im Gärtlein am Hauſe luſtwandeln, wo in den reinlichen, mit Buchs eingefaßten Beeten im herrlichſten Flor die Tulpen und Hiazinthen blühten, und die tief glühende Pfingſtroſe ſchon am aufbrechen war. Bunte Schmetterlinge wiegten ſich von Blume zu Blume.

An der Stadtmauer, welche Haus und Garten nach außen hin abſchloß, ſchwärmten und ſummten die Bienen, denn es war hier ganz ſommerlich warm und windſtille. Alles war ſo friedlich, ſo ungeſtört, wie die damalige gute Friedenszeit ſelbſt, die ſich in ihrer Harmloſigkeit überall in allen Zuſtänden des öffentlichen wie des Familienlebens klar abſpiegelte.

Hieronymus betrachtete ſeinen Vetter, der ſich mit ihm auf die Bank unter den Hollunderſtrauch niedergelaſſen hatte, mit heimlicher Verwunderung, denn der Feldwebel hatte heute ſeine Paradeuniform angethan, und in der That ſah der alte Kriegsmann in dem weißen, reich ausgeſchlagenen Gelett, mit glänzenden weißen Knöpfen, dem dreiſpitzen Hut mit Silberborten und weißen Buſch darauf, ganz ſtattlich aus.

Sein ſtark markirtes breites Geſicht mit dem vorwärts gekämmten Backenbart, die ſteifgepuderten Haarlocken und der ſchwarz eingebändelte Zopf, ſo wie der ganze ſoldatiſche, abgemeſſene Anſtand des Feldwaibels war ganz geeignet, bei Jedermann ſeiner Umgebung den ſchuldigen Reſpekt hervorzurufen.

Eben wollte der Vetter ſeinem kleinen Gaſt erzählen, welche Merkwürdigkeiten im dießigen Schloß und ſonſt noch zu ſehen ſeien, als ein Rütteln und Schütteln an der Gartenthüre die Blicke Beider dort hin lenkte. Alſobald erblickten ſie auch ein friſirtes, gepudertes Kinderköpfchen, das über die Thüre herein lugte, weil die Beſitzerin dieſes Köpfchens dieſe nicht zu öffnen vermochte; in der einen Hand nämlich hielt ſie einen zierlichen Fächer, in der andern einen duftenden Blumenſtrauß, und dem Ellenbogen wollte der Riegel nicht weichen. Bevor der Feldwaibel die Honneurs machen konnte, war Frau Katharina ihm zuvor gekommen, denn ſie hatte die kommende Büſte ſchon vom Fenſter aus bemerkt. Das geputzte Tämchen, welches nun eintrat, war eigentlich heute nur gekommen, ſein neues Kleid zu zeigen. Frau Katharina führte es an der Hand auf ihren Mann und Hieronymus zu. Nachdem der Feldwaibel dem Mädchen gebührende Schmeicheleien geſpendet, ward ſie Hieronymus, als dem Gaſt und Vetter des Hauſes, förmlich vorgeſtellt. Da ſtanden ſie denn einander gegenüber — hier das Stadt- und Beamtenkind in dem ſeidenen daniſchigen Röcklein und der hohen Haarfrisur — dort der Dorfknabe in dem weißen, leinenen Kittel, den ſchwarzen Lederhoſen und den ſchwer benagelten Bundſchuhen; zwiſchen ihnen Frau Katharina in ihrer Bürgertracht, als vermittelnder Genius. Mit jeder Hand hielt ſie eines der Kinder gefaßt und bemühte ſich, dieſelben einander näher zu bringen, was ihr jedoch nicht gelang, weil Hieronymus, ſchüchtern und verlegen, immer zurück wich, und ſie vermochte denn Baſe Katharina mit keiner Lieb' es dahin zu bringen, daß beide Kleinen ſich die Hände reichten; ſpäter allerdings gieng die Sache beſſer.

Der Abſtand des höhern und niedern Herkommens ward in jugendlicher Zutraulichkeit bald vergeſſen, und in Kurzem wandelten beide Kinder Hand in Hand durch die Beeten. Helena machte jede einzelne Blume und Blüthe bemerklich, an deren Wachsthum und Gedeihen ſie, als thätige Helferin Katharinens, ihren Antheil hatte. Zuletzt führte ſie den neuen Freund zu einem Beetchen an der Mauer, welches ihr gehörte, worin der Anfangsbuchſtab ihres Namens eingeſäet war, und ſchon als zartes Grün auf dem dunkeln Grunde ſich zeigte.

Als Hieronymus die Entdeckung machte, daß dies auch der Anfangsbuchſtab ſeines Namens ſei, ward dies im Jubel dem lächelnden Feldwaibel berichtet, der bisher behaglich auf dem ſennigen Bänkchen ſitzen geblieben. Nur ungern und mit wahrem Leidweſen trennten ſich die beiden Kinder, als das Mädchen zuletzt von der Magd zum Mittageſſen abgeholt wurde.

Helena war die Tochter des Herrn Oberamtsraths, der in der Nähe als fürstlicher Rath und Beamter hauſete.

Der Herr Rath und die Frau Räthin waren der feldwaibelischen Familie ſehr wohlgeneigt, und die Frau Amtsräthin nahm ſogar in allerlei weiblichen Nöthen und Anliegen ihre Zuflucht gerne zur thätigen und dienſteifrigen Frau Katharina; ja ſie vertraute ihr ſogar Geheimniſſe und Familienangelegenheiten an, wofür ſie dann, wie billig, auch manchen Dienſt und manche Hilfeleiſtung in Haus und Garten von der Vertrauten begehrte. Katharina war deßhalb beim Waſchen und Bügeln, beim Säen und Gärtnen in Anſpruch genommen, und ſelbſt ihrem Ehemann, dem Feldwaibel, war es zuweilen vergönnt, mit Hand anlegen zu dürfen.

Des Nachmittags pflegte in unwandelbarer Regelmäßigkeit der Tambour Geſell ſich beim Feldwaibel einzuſtellen, um den verſchiedenen Vögeln, welche letzterer in Käfigen hielt, grüne Salatſtöcke, Mehlwürmer oder ſonſtige Leckerbiſſen zuzuſtecken.

Dem Hieronymus erzählte er nebenher dann wieder ein Langes und Breites von ſeinem ehemaligen Protektor, dem Prinzen Eugeni, wobei er nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß er jetzt wohl mehr als Tambour wäre, wenn der leidige Tod ſeinen Freund und Gönner nicht zu früh von ſeinem Poſten abgelöst hätte.

Das Beſte und Schönſte aber brachte der zweite Pfingſtfeiertag, an welchem der Feldwaibel ſeinen kleinen Vetter in das fürſtliche Schloß führte, wo der Verwalter, ein guter Bekannter des alten Soldaten, ihnen die Sehenswürdigkeiten deſſelben zeigte. Das Gebäude, als fürſtlicher Wittwenſitz erbaut, war, mit Ausnahme der Verwalterswohnung, unbewohnt, doch vollſtändig möblirt, und hatte in der That manches Intereſſante aufzuweiſen.

Schon das hohe, geräumige Stiegenhaus, wo die lebensgroßen, in Oel gemalten Ahnenbilder des erlauchten Fürſtenhauſes in ihren kriegeriſchen Rüſtungen und verſchiedenartigen Ordensgewändern hiengen, machte auf Hieronymus tiefen Eindruck. Es waren die erſten, lebensgroßen Portraite, welche er in ſeinem Leben geſehen.

Nicht minder ſchön und wunderbar dünkte ihn das, was er in der langen Zimmerreihe zu betrachten bekam. Die geſchnitzten und gepolſterten Seſſel und Lehnſtühle, die verſchnörkelten, mit farbigem Holze künſtlich eingelegten Kommode und Käſtchen, alles war ihm neu.

An den Wänden hiengen Gemälde: Herodias mit dem blutigen Haupte des Johannes; Delila, den Simſon ſeiner Locken berauhend; Bataillenſtücke, kämpfende Ritter und Türken; dann wieder getödtetes Wild, Abbildungen ſeltener Exemplare von Hirſchen und Rehen, mit ſonderbar verwachſenen Geweihen und Zinken, rare Haſen, und dabei immer der Ort und die Zeit angegeben, wo und von wem ſie geſchoſſen worden. — Hieronymus

wünſchte nur auch, daß ſein Vater dabei wäre — um Theil zu nehmen an dem Beſchauen von all dieſer Herrlichkeit.

Das Bewunderungswürdigſte aber hatte der Feldwaibel, wohl berechnend, bis zuletzt aufgeſpart: es war dies ein Zimmer, das eben erſt eingerichtet und künſtlich ausgeziert worden.

Gleich beim Eintritt fielen die Augen auf einige Pudel, Truthähne und Pfauen, welche auf einer freiſtehenden Kommode ſaßen, denn ſie waren aus verſchiedenen Schnecken und Muſchein ſo natürlich nachgebildet, daß man faſt bauer erſchrack. In ähnlicher Weiſe waren an den Wänden poſſierliche Affen und häßliche Waldteufel, grimmig blickende Tieger und Löwen in allerlei Poſitur zu ſehen; ſodann wieder ganze Landſchaften, Städte, Burgen und Seehäfen, aus Rinde, Moos und Korallen, und „weil curios das Aug und menſchliche Gemüther“ ſo präſentirten ſich dazwiſchen farbige Zwerge, Bettler und Mißgeburten, Kohl- und Salatköcke, von feinſtem, glänzendſten Porzellan.

Es war dieſes Kunſtkabinet das Werk eines fürſtlichen Archivars, und konnte als ein würdiges Muſter des damals herrſchenden Zeitgeſchmackes gelten.

Nachdem das Sehenswürdigſte eben nun beſchaut, ſtieg man zum Schluß noch in den Schloßgarten hinab, um ſich in den reinlichen Sandwegen zwiſchen den geſchorenen Hecken und Laubwänden zu ergehen. Als nun endlich der Feldwaibel beim Verwalter, welcher auch wirthete, ein Glas friſches Doppelbier und dazu Käſe und Brod beſtellt hatte, ſo ließ ſich Hieronymus, der ſich ganz müde und hungrig geſehen, auch dieſe leiblichen Genüſſe mit eben ſo großer Inbrunſt ſchmecken, wie vorher die geiſtigen. Eine Würze zu dieſem Genuß gab ihm der Gedanke, den Seinigen zu Hauſe über alles Geſehene und Erlebte ausführlich Bericht erſtatten zu können.

## VI.

# Hirten- und Jugendleben.

In das ländliche Stillleben des heimathlichen Thales zurückgekehrt, hatte Hieronymus Zeit und Muße genug, die Reiseerinnerungen, die er aus der, ihm größern Welt, als bunte Bilder mitgebracht, allein oder im Kreise seiner Aeltern und Kameraden zu recht zu legen und mitzutheilen.

Nebst diesen Anregungen und Eindrücken aus der Ferne brachten Tage und Jahreszeiten wieder ganz Anderes, was, an den Spruch erinnernd: „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen", wohl geeignet war, die Gedanken abzuziehen und Sinn und Verstand auf das ganz Alltägliche und Materielle zu lenken.

Den langen Sommer über arbeitete Hieronymus meist in Feld und Wiesen. Vater Mathias hatte unter Anderm ein Stück Haide nahe beim Haus urbar gemacht, um das kleine Küchengärtlein zu erweitern. Da gab es nicht wenig zu thun, bis der Boden so weit hergerichtet war, daß er als taugliches Gartenland der Mutter übergeben werden konnte. Bis dann wieder das Heu und Oehmd von den Wiesen unter Dach und Fach war, mußte mancher Schweißtropfen über die Stirne rinnen. Nebst den Geschäften für das eigene Haus hatte Hieronymus öfter auf dem Landhauser Hofgut selbst zu arbeiten, und es gab bald kein Feldgeschäft mehr, dem er nicht vollständig vorzustehen gewußt hätte.

Hebels Sprüchlein: „Me luegt nit um, und blibt nit stoh, me hackt, so lang der Tag eim hilft," hatte bei ihm seine volle Geltung gefunden.

Andere Geschäfte brachte der Herbst; jetzt mußte das Vieh auf den Wiesen gehütet werden, und hiebei hatte der Knabe die kleine Florentina zur Gesellschafterin.

Die Tochter des reichen Landhauser Bauers hatte in ihrer Jugend wenig Genuß von dem Reichthum ihres Vaters. Dieser, ein eigensinniger, unnachgiebiger Mann hatte nebst vielen Eigenheiten auch die, daß er gewissermaßen einen Stolz darein setzte, seine Kinder, in Geschäften wie in Kleidern, den

ärmſten gleich zu halten. So erſparte ihm Peter, kaum den Kinderſchuhen entwachſen, ſchon vollſtändig einen Knecht. Der Junge fuhrwerkte, und that wie ein Alter. Tage lang ſchleifte er mit ſeinem Zug die ſchwerſten Holländerbäume aus den Waldungen, und wenn er ſpät Abends heim kam, ſo verrichtete er noch unverdroſſen und pünktlich alle Geſchäfte im Stall und bei dem Hauſe. — Das war nach dem Sinne des Alten. — Florentina hingegen ſchien nicht nach ſeinen Wünſchen gedeihen zu wollen. — Sie hatte ein lebhafteres Temperament. — Ueber die eigenſinnige Sparſamkeit des Vaters führte ſie oft Klage bei der Mutter, beſonders wenn ſie ſehen mußte, wie andere Kinder, namentlich ihre Kamerädin Juliana, ſo geputzt und nett einher kamen, während in dem barfüßigen Mädchen Florentina Niemand die Tochter des reichen Hofbauern vermuthet haben würde.

Doch in ſolchen Dingen war die gute Mutter ohne großen Einfluß bei ihrem Mann. — Hatte er einmal ſeinen Kopf auf etwas geſetzt, ſo blieb es dabei. Der Alte wollte zum Beiſpiel nicht haben, daß ſeine Tochter in der Schule ſchreiben lerne. Aber hier ſiegte die Liſt des Mädchens über den Eigenſinn des Vaters. Florentina machte ihre Schreibſtudien in der Mühle, und Hieronymus war dabei ihr Lehrer. So gewöhnten ſich die Kinder nach und nach an ein ſtetes Zuſammenleben. Sie glichen zwei nahebeſtehenden, in Waldeseinſamkeit aufgewachſenen jungen Stämmchen, deren Aeſte und Kronen ſich immer mehr und mehr verzweigen und in einander ranken, um ſo in feſtem, getreuem Zuſammenhalten vereint heitere und ſtürmiſche Tage gemeinſchaftlich zu durchleben.

Das Hüten der zahlreichen Viehheerden des Waldauer Hofes, während der langen Herbſtzeit, war nicht ohne ſeine Abwechslung. Bald hüteten ſie im Thal an den lieblichen Wieſenufern der Bregach, bald hoch oben über dem Walde, auf den freien Haiden und Triften der Berge; dann wieder an den Abhängen, wo wilden mächtigen Granitblöcken gewürzige, nahrhafte Futterkräuter wachſen.

Es gab keine Stelle in der ganzen Umgegend, wo die Kleinen in ihrem unſteten Hirten- und Nomadenleben nicht hingekommen wären. An regneriſchen nebelig kalten Tagen kampirten ſie oft in der Kohlerhütte des Forbachklaus, und wärmten ſich an den Gluten, woran der Alte ſein ſpärliches Mahl bereitete. Er erzählte ihnen dabei von dem heiligen Lande und Geſchichten aus der heiligen Schrift; oder aber man kam auf die Wirklichkeit und Gegenwart zu ſprechen. Hier boten unter andern die Wölfe Stoff zum Geſpräche. Klaus unterrichtete die Kinder, wie man ſich vor denſelben zu hüten habe, oder theilte ihnen Anderes über dieſe Raubthiere mit. „Letzthin erſt," ſagte er einmal, „hat mir der lang Hanns erzählt, daß der Schultheiß von Hüfingen den Hirten dort um zehn Pfund Wachs gebüßt hab', weil durch ſein' Nachläſſigkeit wieder eine Kuh von den Wölf' zerriſſen worden ſei. Deſſentwegen", ſetzte er warnend hinzu, „hat auch der fürſtlich' Oberjäger erſt wieder die

Weißgruben, eben am Thierſtein und durch den ganze Hellberg, friſch anzulege laße." Den Schwarzwaldkindern waren übrigens Wölfe damals nichts Fremdes, und Hieronymus kannte ihr Gebeul ganz wohl, denn des Winters trieb der Hunger die Beſtien oft bis an die Einfriedigung der Gehöfte, welche ſie umſtrichen, oder wo ſie ſich, den Hunden gleich, niederkauerten, die Gelegenheit zu einem Raube, oder zu einem Einbruch in den Stall zu erſpähen.

Ein ander Mal berichtete Klaus von dem Laubhauſer Berg, worauf einſt, an der Stelle, wo noch im Walde gewaltige Steinhaufen liegen, eine Stadt geſtanden habe, von der zu ſeiner Zeit noch ein gut erhaltener Thorbogen zu ſehen geweſen ſei.

Eben ſo behauptete der Mann, daß auf dem hohen Thierſtein einſt ein prächtiges Kloſter, von dem aber Niemand mehr den Namen wiße, geſtanden habe. Mit ſolchen Dingen wußte der redſelige Alte die Kinder ſtets zu unterhalten, und beide horchten gerne ſeiner Rede.

Zuweilen war ihr Aufenthalt auch beim Stoffel, wenn dieſer in der erlenbeſchatteten, raſch hinfließenden Bregach ſich mit dem Forellenfang beſchäftigte, wobei ſie ihm gerne behülflich waren, während das, ihrer Hut anvertraute Vieh, zerſtreut waidend in den üppigen Wieſen und Gründen umher lief.

Bei Sturm und Gewitter flüchteten ſie unter die hohen, überhängenden Felſen des alten Thierſteins, und lagerten ſich unter ſeinem ſchwärzlich angeräucherten, dunkeln Geſtein, wo die Vaganten ſo oft kochend übernachteten. Nicht ſelten verſchanzten ſich die Kleinen auch in das verfallene Gemäuer des einſamen Zindelſteins. Stille, heitere Herbſttage verbrachten ſie unter den hohen Tannen des Weißwaldes, der als dunkler Forſt über die Höhen des Thales dahinzieht. An gewißen Stellen hatten ſie hier eine freie Ausſicht über die Berge und Thäler der Umgegend.

Wenn ſie dann ſo in der Einſamkeit um das ſtillglimmende Feuer gelagert, einander ihre geheimſten Herzenswünſche in jugendlicher Lebensfreude offenbarten, kam das Geſpräch auf Allerlei, in der Nähe und Ferne, auf Vergangenes und Zukünftiges, denn: „Wünſchen und Gedenken iſt ein Geſpräch, das kannſt du lenken hoch und nieder."

Florentina hatte eine beſondere Sehnſucht nach dem heiligen Lande, das ihnen der alte Köhler Klaus ſo anſchaulich und ſchön auszumalen wußte.

„Wenn ich fliegen könnt'," ſagte ſie oft, „ſo thät ich nach Jeruſalem fliegen, über's Meer zum heiligen Grab, das möcht' ich nur einmal ſehen — und Bethlehem — ich gieng nimmer heim, Hieronymus."

„Und ich", ſagte dann Hieronymus, „ich möcht' ein Rittersmann ſein, ſo einer, von denen der Bachweber im vorigen Winter vorgeleſen hat, und wenn das alte Schloß da oben noch ſtünd', und wär' mein, dann thät

ich auch fortziehen ins Morgenland, als Ritter mit Schild und Schwert gegen die Mohren und Türken, und wenn ich wieder heim käm', so brächt' ich dir ein Karfunkelstein mit, so einen, wie ihn der alte Ritter da oben aus dem heiligen Lande mitbracht hat, von dem der Klaus so oft erzählt. Wenn er ihn in finstern Nächten dort auf die Ringmauer vom alten Schloß gelegt hat, so hat er gezündet und gefunkelt, daß es hell gemacht, durch's ganze Thal und bis nach Wolterdingen hinaus. Drum hat man das Schloß auch Zindelstein geheißen."

„Ja", sagte Florentina, „weit, weit im Meer, da ist ein Felsen, ganz von Karfunkelstein, es kommt aber nur wunderselten ein Schiff dazu."

„Weißt du noch, Florentina," versetzte Hieronymus, „als es letzthin so hell und roth am Himmel über dem Weißwald gewesen ist, und war doch keine Feuersbrunst, da hat der Bachweber g'sagt, das käm von dem Karfunkelstein im Meer' — Aber der Klosterwetter von Villingen sagt, es sei nur ein Nordschein, so ein Felsen von Karfunkel geb' es keinen."

Nachdem die Einbildungskraft der Kinder genug in der Ferne herumgeschweift war, kehrten die Gedanken wieder in der Gegenwart und Wirklichkeit an, und Hieronymus erzählte alsdann von all der Pracht, die er im Schloß zu Hüfingen gesehen, und von dem vornehmen und schön geputzten Herrenkind im Garten seines Vetters, welches zuletzt noch seine Kamerädin und gute Freundin geworden u. s. w. Das war denn freilich eine Welt, von der Florentina, die noch nie aus ihrem heimathlichen Thale herausgekommen, sich kaum eine Vorstellung machen konnte. Wenn dann der Tag seinem Ende nahte, wenn der Abend und die Nacht sich schon in den Thälern gelagert hatten, während die höchsten Spitzen der Berge noch im Feuer der scheidenden Sonne glühten, und das Betglöcklein wie eine Stimme aus der Heimath die zerstreuten Menschenkinder sich zu sammeln ermahnte, falteten auch sie die Hände, und stimmten mit dem: „Gegrüßet seist du Maria" ein in das allgemeine Gebet.

Manchmal gab es auch Gesellschaft, andere Hirtenkinder blieben bei ihnen, und alsdann wurde in Gemeinschaft gekocht, gebraten und auf selbst gefertigten Tischen und Bänken von Aesten und Rinden ganze Mahlzeiten gehalten.

Wenn an solchen Tagen die herbstlichen Nebel wollig zerrissen um die waldigen Höhen zogen, der Wind plötzlich in den alten Tannen und dem hohen Waldgras rauschte, das weidende Vieh scheu aus dem Walde rannte, und ein muthwilliger Bube rief: „der Landenberg, der Landenberg kommt", so fuhr die ganze Gesellschaft erschreckt auseinander, und jedes glaubte, es habe den altösterreichischen Vogt gesehen, wie er im blauen Mantel, ohne Kopf, im Nebel um die Lehen reite.

Gerne zogen die Kleinen auch den Landjahrern nach, wenn diese auf Waldblößen den Tag über ihr Wesen trieben, während ihre Weiber bettelnd

auf den Dörfern und Höfen herumzogen. Der lange Hanns, wenn er guter Laune war, ſpielte ihnen gerne die luſtigſten Ländler und „Hopper“ auf, nach welchen ſie dann mit den Bettelkindern ſo lange tanzten und ſprangen, bis irgend ein Geſchrei entſtand oder gar Händel, woran es bei den wilden Vagabundenkindern niemals fehlte. Der Lange aber, eine ſtrenge Kinderzucht führend, fuhr alsdann nach einigem Zuſehen dazwiſchen, und ertheilte ſeinem eigenen Fleiſch und Blut eine derbe Lektion mit den Worten: „Hadi's mit euers Gatting!“ — womit er ſagen wollte: ein Jeder ſolle ſich zu ſeines Gleichen halten.

Sollten unſere Hirtenkinder ſich nicht froh und glücklich gefühlt haben, in ſolch wildem Feld- und Waldleben? Dennoch begrüßten ſie wieder mit einer andern Art von Behagen den erſten Schnee, die erſten Stürme, welche Menſchen und Vieh zurück in ihre Wohnungen trieben. Für Hieronymus brachte der Winter manch freie Stunde, während welcher er dem Vater beim Schreinern helfen, oder gar ſeinem Lieblingsgeſchäfte, dem Zeichnen und Malen obliegen durfte.

## VII.

# Das Bruderkirchlein und die Köhlerhütte.

Ringe von immergrünen Tannen beſchattet ſteht das Kirchlein im einſamen Waldthale. — Von allen Himmelsgegenden führen die Wege und Weglein hinzu, auf welchen heute, als einem Feſttag, die Umwohner heran pilgern, gleich den Wellen in einem Bache.

Es iſt das Bruderkirchlein, in der Nähe des Laubhauſer Hofes — ein Filial des dortigen Kirchſpieles, und ſeit uralten Zeiten eine Wallfahrt zu Ehren der Fürbitterin Maria, ein Zufluchtsort aller Bedrängten und Leidenden.

Ein klarer, lieblicher Morgen feiert gewiſſermaßen den Feſttag mit, zur fröhlichen Erhebung des Gemüthes der Menſchen, die, hinter ſich laſſend alle die grauen niederziehenden Sorgen, heute im Gebete ſich ſammeln und erheben wollen.

Hinten an das Gotteshäuslein angebaut iſt die Wohnung des Bruders Cyriack, eines Einſiedlers oder Waldbruders, wie ſie damaliger Zeit noch häufig anzutreffen geweſen. In ſeiner engen Klauſe trieb der Bruder allerlei Handthierung: er goß Heiligenbildchen aus Wachs, drechſelte aus Holz und Bein zierliche Roſenkränze, und verſchmähte im Winter auch nicht, ſich die Zeit mit Lichtſpanſchnitzen zu vertreiben. Einige Vögel und ein zahmes Eichhörnchen waren die alleinigen Gefährten ſeiner Einſamkeit. Ein Gärtchen vor der Hütte gab ihm Gemüſe, wilde Bienen im Walde reichlichen Honig. Wenig entfernt von dem Kirchlein hauſete der alte Forbachklaus, der Kohlenbrenner, in der Hütte, welche wir auf dem Bildchen im Vordergrund abgebildet ſehen. An Tagen wie heute, wo alle unſere Bekannten vom Laubhauſer Hof und der Umgegend zur Kirche kamen, gewährte die Wohnung den Thalbewohnern ein bequemes Stelldichein.

Bevor wir aber in unſerer Hiſterie weiter fortfahren, ſehen wir uns bemüßigt, die Geſchichte dieſes Hauſes und ſeiner Bewohner zu erzählen, weil ſie nothwendig zum Ganzen gehört.

Mancher Leſer mag zwar denken, daß dieſe Geſchichte nicht ſehr verwickelt

ſein werde, und allerdings, hier, in dieſer Einſamkeit, wo die Natur, die Verhältniſſe, dem Menſchen ſo wenig von demjenigen bieten, was wir die Genüſſe des Lebens zu nennen gewohnt ſind, hier muß Genügſamkeit und Einfachheit zu Hauſe ſein. Der ſtille Friede dieſer Natur wird auch dem Gemüthe des Menſchen eine verwandte Stimmung geben. Wenig bewegt wird der Lebensgang dieſer Waldbewohner ſein, einer ſo ziemlich gleich dem andern. Doch — wo wäre auch das Fleckchen Erde, auf welchem die Seele des Menſchen ohne Wunſch bliebe, wo er ſagen könnte, hier bin ich ſicher vor aller Noth und Sorge? Und in der That, wenn der alte Köhler ſo allein in ſeiner Hütte auf der Kohlſtatt ſaß, ſchien es oft, daß auch ihm allerlei ſchwere Gedanken, wie düſtere Wolkenſchatten durch den Kopf zögen, — und wenn er nach ſeinem ſpärlichen Mahle, ſinnend in ſich ſelbſt verſunken, in die verglimmende Gluth ſeines Herdes ſchaute, ſo ſchien es, als ſuche ſein Blick etwas Vergangenes — Verlorenes. — Dachte der Alte vielleicht an jene Tage, wo er nicht ſo ganz allein, an den eigenen Kindern eine erwünſchte Stütze und Hülfe gefunden? oder ſchaute er in Gott ergebenem Glauben vorwärts in jene Zukunft, die unſer wartet, wenn dieſes Leben wie eine ausgebrannte Feuerſtätte hinter uns liegt? — :

Die Hütte bei dem Bruderkirchlein ererbte Klaus von ſeinem Vater, der auch ſeine ganze Lebzeit im Dienſte des Laubhauſers kohlte. Mit ſeinem Weib und ſeinen drei Kindern trieb der Sohn Klaus das Geſchäft fort, und nichts ſchien im Stande, den ruhigen Lebenslauf des thätigen und einfachen Mannes zu ſtören, — bis der Tod des Weibes auch hier jene Lücke in das Leben riß, welche ſo ſelten wieder ausgefüllt werden kann. Bald darauf verheurathete ſich die älteſte Tochter, ein ſchönes, kräftiges Mädchen, an den jungen Felſenwirth, den wir bereits als Stadhalter in der kleinen Gemeinde kennen gelernt. Noch blieb dem Köhler ein Sohn und eine jüngere Tochter; doch an dem Buben Dieter ſollte Klaus wenig Freude erleben, an der Tochter herben Schmerz, denn der Verderber, welcher die Welt umkreiſt, war bis in dieſen fernen Winkel der Erde gepirſcht, ſich ſeine Opfer zu erjagen.

Der kleine Dieter hatte unſtäten Sinn, das Köhlerhandwerk behagte ihm nur ſchlecht, und als er zufällig einen Färbermeiſter auf dem Walde hatte kennen lernen, wußte er den widerſtrebenden Vater zu bewegen, daß dieſer ihn jenem in die Lehre gab. — „Aber was ein Hacken werden will, krümmt ſich bei Zeiten.“ — Der Färbermeiſter war genöthigt, mitunter dem Lehrling den Rücken blau zu färben, was das Bürſchlein zuletzt ſo übel nahm, daß es noch vor Ablauf der Lehrzeit in die weite Welt entlief. Ein Jahr und Tag hatte man nichts mehr von ihm gehört.

Der alte Vater hauste inzwiſchen mit dem einzigen, zu Hauſe gebliebenen Kinde, der jüngſten Tochter, welche ihm in Allem getreulich zur Hand gieng. Im Winter beſorgte das Mädchen die Geſchäfte des Hauſes, und die

lange Sommerszeit verbrachte es mit dem Vater draußen im Wald auf dem Kohlplatze. An kräftigem Wuchse glich sie ihrer ältern Schwester. Aber ein Hang zum Ungewöhnlichen, vielleicht nach dem Naturell der lebhafteren Mutter, und verstärkt durch die fast gänzliche Abgeschiedenheit von den Menschen, hatte sich frühe schon bei dem Mädchen bemerkbar gemacht. Stets lag sie den Vater an, daß er ihr statt der Mädchenkleider, die eines Knaben anfertigen lassen möchte, und in der That glich sie auch an Muth und Verwegenheit eher einem wilden Buben als einem Mädchen.

Kein Baum war ihr zu hoch und kein Fels zu schroff, den sie nicht erkletterte und erstiegen hätte. Auf die höchsten Mauerzacken der verwitterten Burg Neufürstenberg wagte sie sich, wo auch der verwegenste Bube ihr nicht nachgekommen wäre. Der Alte hatte in dieser Beziehung seine wahre Noth mit der kleinen Johanna. — Aber auch bei der Arbeit griff das Mädchen wacker zu, sie wußte den Schürhacken und alles was zum Handwerk gehört, so geschickt zu regieren, daß sie ihrem Vater frühe schon einen Köhlerknecht ersparte. Später, als sie zur Jungfrau herangewachsen, legte sich allerdings dies wilde Wesen. An Fest- und Wallfahrtstagen war es Johanna's liebstes Geschäft, das Kirchlein und das Gnadenbild der Mutter Gottes mit frischen Blumen und Bändern zu schmücken. Und wenn sie draußen auf der Kohlstatte mit ihrem irdenen Krüglein zur Waldquelle gieng, umschwärmt von den Vögeln des Waldes, denen sie Futter mitzubringen pflegte, konnte man fast glauben, eines der Waldfräulein zu sehen, mit denen menschliche Einbildungskraft die geheimnißvoll rauschenden Wälder bevölkert hatte. Doch auch hier, in dieser Abgeschiedenheit von der Welt, gab es Jemand, der in schweigender Liebe um Johanna warb und ihr diente, nämlich Columban, der Knecht ihres Vaters, und das war keineswegs zu verwundern; denn wenn das Mädchen den Ruß aus dem Gesicht gewaschen, so kam ein frisch blühendes Antlitz zum Vorschein, an dem wohl noch Viele, außer dem ungefügen Köhlerknecht, Gefallen gehabt hätten.

## VIII.

# Johanna.

Es war zur hohen Sommerszeit, der alte Klaus ſaß ruhig bei ſeinem Feuerherd unter dem Thierſtein, in deſſen Nähe er ſeine Kohlſtatt angeſchlagen hatte; die Sonne brannte heiß an die zackige Felſenwand, und nur zuweilen ſtrich ein leiſes Lüftchen durch die Erlen, über die murmelnden Wellen der nahe vorbeifließenden Bregach, und in der wolkenloſen Luft wiegten ſich Geier, ſpähend nach Beute. Da kam ein Bube gelaufen mit dem Berichte: die Johanna ſchicke ihn, der Vater ſoll heim kommen, der Dieter ſei da. Verwundert erhob ſich der Alte, umgieng einige Mal ſchweigend den rauchenden Meiler, gab dann dem Knechte Columban noch einige Anweiſungen, und ſchritt mit gedankenvoller Miene heimwärts. In ſeiner Hütte angekommen, traute er kaum ſeinen Augen, als ein feiner Herr ihn als Vater begrüßte. Es war in der That ſein Dieter, aber in weich auffallender Umgeſtaltung. Ein ſtahlbrauner Rock mit langen Schoßen, mit großen, blank geſchliffenen Stahlknöpfen, die geblümte Weſte, die kurzen Beinkleider und ſeidenen Strümpfe, der dreieckige Hut auf dem friſirt gepuderten Haar, gaben dem vormaligen Köhlerjungen vollſtändig das Anſehen eines noblen Herrn.

Auf die Frage des Vaters gab der junge Herr indeß wenig Auskunft: er ſei ein gemachter Mann, mehr könne er jetzt nicht ſagen — er ſei der innige Freund und Aſſocie eines Millionärs und Fabrikherrn, dieſer werde in Zeit einer halben Stunde hier ſein und ſein Abſteigquartier in der Hütte nehmen, zu ſeinem Plaiſir und ihm, dem Dieter zum Gefallen.

Der Alte ſchüttelte unglaubig den Kopf, es ſchien ihm faſt, als ſei es beim Dieter nicht ganz richtig. Dieſer jedoch blieb nicht lange unthätig, er kommandirte und ordnete in der Hütte, daß die guten Leute nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf ſtehe. Johanna mußte den runden, eichenen Tiſch mit einem friſch gewaſchenen Tiſchtuch überdecken und einen Topf mit Blumen darauf ſtellen. Die Schlafkammer und das Ehebett des Alten hatte er ſchon gleich bei ſeinem Eintritt in die Hütte für ſich und ſeinen Freund in Beſchlag genommen, Johanna mußte es mit friſchem Leinenzeug überziehen.

In der Wohnstube zerrte er einige alte Kleider des Alten, welche an der Wand hiengen, herunter, und warf den ganzen Plunder durch die offene Kammerthür. „Ihr habt auch gar keine Passion für Ordnung, ihr Landleute!“ sagte er. — Hierauf riß er die Fenster auf, um die Stube auszulüften. Das große, von Alter gebräunte, hölzerne Kruzifix über dem Tisch, wollte er auch herabnehmen und beseitigen: weil solches nicht mehr der Zeit angemessen; da aber packte der Alte ihn gewaltig am Arme und drohte ihn zu Boden zu schlagen — wenn er nicht ablasse.

Johanna mußte sich umkleiden und ihren neuen Strohhut aufsetzen. Er hatte ihr eingeschärft: den reichen Elsäßer ja recht höflich und artig zu empfangen, denn das habe er gern! Der Alte hatte sich wie träumend in seinen großen Lehnstuhl gesetzt, und sah dem Rumor zu; endlich aber konnte er nichts anders mehr glauben, als der Dieter komme geradezu aus dem Narrenhaus. Dieter wollte eben noch den Vater nöthigen, seinen rußigen Wams mit einem bessern zu vertauschen, als er, gegen das Fenster springend, schrie: „Ah! da kommt er ja schon! — Aufgepaßt ihr Leute, den Herrn, den ihr dort um das Waldeck herum passiren seht, ist der Elsäßer und Millionär, der Herr Tolberg, mein Freund!“ Mit einem Sprunge eilte er zur Thüre hinaus.

Wirklich auch sahen die beiden Zurückgebliebenen einen zweiten jungen Mann, in Begleitung eines Bauernburschen, welcher jenem das Gepäcke trug, auf das Haus zuschreiten, und bald darauf an der Hand Dieters eintreten.

Es war ein hübscher Mann mit einem schwarzen Kraushaar, weniger auffallend gekleidet als Dieter, aber von seinen Manieren. — Mit Ungezwungenheit grüßte er den Alten.

Johanna trat aus der Kammer in die Stube, auf ihn zu, und reichte ihm mit einem Knix, wie Dieter sie gelehrt hatte, die Hand. Der Fremde schien überrascht von dieser Erscheinung: die hübsche Tracht und der noch hübschere Wuchs der jungen Schwarzwälderin machten ihn stutzen.

Sie hatte ihren Sonntagsstaat angethan; die weißen, fein gefälteten Hemdärmel, der rothsammt'ne Latz mit der gold'nen Nestel, der dunkelgrüne Koller, der gelbe Strohhut und die gewaltigen hellbraunen Zöpfe darunter, alles war geeignet, die blühende Gestalt des schönen Mädchens zu erhöhen und herauszuheben.

Der junge Herr Tolberg erklärte nun: er wäre gekommen, einige Zeit bei ihnen zu verweilen, um die wackern Aeltern und Geschwister seines Freundes Dieter kennen zu lernen, so wie die traulichen Hütten und romantischen Gegenden des schönen Schwarzwaldes. — „Aber nur dann,“ setzte er hinzu, „werde ich euere Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, wenn ihr mir versprechet, euch in Nichts stören zu lassen — und meinetwillen kein Haar breit von euter gewöhnlichen Lebensweise abzuweichen.“

Johanna wollte aus dem Felſenwirthshause Wein holen, Herr Tolberg aber ließ es nicht zu; er bat um ein Glas Quellwaſſer: was er nirgend ſo friſch und erquicklich gefunden, als hier im Schwarzwalde. Ebenſo einfach mußte auch auf ſeinen Wunſch das Abendeſſen zubereitet werden.

Tolberg ſchien ſeinen glücklichſten Abend zu verleben, und Dieter war ſeelenvergnügt, daß ſein Freund ſich ſo gut amüſire. Das Geſpräch war in Gang gekommen, und Johanna horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf alle die Begebenheiten und Abenteuer, welche der junge Herr Tolberg aus ſeinem Reiſeleben mit beredter Zunge zum Beſten gab. Es war ſchon ziemlich ſpät, als mit ſehr verſchiedenartigen Gedanken die Geſellſchaft ſich trennte, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Mit wenig Worten läßt ſich die Geſchichte der zwei jungen Abenteurer, welche wir ſo eben kennen gelernt, erzählen, denn ſie enthält eigentlich nichts, als das ſchon ſo oft da geweſene, ſo vielfältig variirte Thema vom verlornen Sohne.

Was den Dieter anlangt, ſo paßte Hebels Sprüchlein vom Mann im Mond wie gemacht auf ihn:

„Me hat em gſeit der Dieterli,
e Nütznutz iſch er gſi.
Uſs Bete het er nit viel ghn,
Uſs Schaffen o nit viel."

Doch wußte er ſich umzutreiben, ſich Sprache und Manieren des Städters anzueignen, und war ein gewiſſer Parvenu geworden, als das Geſchick ihm ſeinen jetzigen Begleiter in den Weg führte. Dieſer war in der That der Sohn eines reichen Fabrikherrn aus dem Elſaß, und Tolberg ſein rechter Name. Seine Aeltern hatten ihn auf Reiſen geſchickt, um die Welt zu ſehen, die Geſchäftsfreunde des Hauſes perſönlich kennen zu lernen, und um ſich durch die Reiſe noch völlig zum Fabrik- und Handelsherrn auszubilden. Auch über ſeine fernere Zukunft waren die Projekte im Reinen. Von Natur war der junge Mann lebendig, ja enthuſiaſtiſch überſpannt, aber gutmüthig, doch dabei leichtſinnig und nicht gewohnt, ſich irgend etwas zu verſagen, irgend einer Anwandlung ſeiner Laune zu widerſtehen. Dieter wußte ſich an den jungen Mann zu machen, war ihm bald unentbehrlich und fortan ſein Begleiter — aber auch ſein böſer Genius. Im Geldverſchleudern entwickelte Dieter eine Meiſterhaftigkeit, welche ihres gleichen ſuchte, ſo daß die Zuſchüſſe von Hauſe nicht mehr reichten, obgleich die Mutter, eine Pariſerin, welche zunächſt den Knaben verzärtelt und verwöhnt hatte, ihm noch heimliche Geldſendungen machte. In einer ihrer Verlegenheiten hatte Dieter den jungen Tolberg zu einer verdächtigen Wechſelmanipulation zu überreden gewußt. Doch hierin war der Schelm noch kein Meiſter; er merkte bald, daß er mit ſeinem Freunde den vollen Zorn des alten Tolberg zu fürchten habe.

denn dieſen hatte die Wechſelgeſchichte ſchon auf's Höchſte entrüſtet, und es war ihm dadurch zugleich das ganze wüſte Leben des Sohnes bekannt geworden. Dieter hielt es für das beſte, ſich auf einige Zeit unſichtbar zu machen; er ſchlug vor, ſich auf ein Paar Monate zu ſeinem Vater auf den Schwarzwald zurückzuziehen, die Abwechslung werde ihnen Plaiſir machen, ſein Freund werde auch das Landleben kennen lernen, ſie könnten dort allerhand kurzweilige Suiten und Touren machen, und unterdeſſen werde zu Hauſe bei dem Herrn Papa und der Frau Mama das Wetter ſich legen.

Das fand ſogleich Eingang bei dem jungen Verſchwender; einen ländlichen Roman hatte er noch nicht geſpielt, das mußte auch einmal verſucht werden: „ma foi c'eſt d'elicieux" hatte er ausgerufen, indem er ſeinem erfinderiſchen Freunde um den Hals fiel: „Dieter, du biſt ein köſtlicher Kerl, ein Genie! Fort, auf das Land, in die ſtille, harmloſe Natur, **depechons vous.**"

An einem ſchönen Morgen waren die Herren verſchwunden, um auf den nächſten Wegen Dieter's Heimath im Schwarzwalde aufzuſuchen, wo ſie auch, wie wir geſehen haben, wohlbehalten ankamen, und wo wir ſie vorhin beim Schlafengehen verlaſſen haben.

Kaum in die Kammer eingetreten, wo das große, zweiſchläferige Himmelbett für ſie bereitet ſtand, fiel Tolberg ſeinem Freunde um den Hals, mit den Worten: „Dieter! jetzt iſt mir die Beſtimmung meines Lebens klar geworden. — Nirgends als hier kann das Glück mir blühen. Dieter! — ich heurathe deine Schweſter!" — „Und Mamſell Dorval?" entgegnete der Schlaue fragend, und wie von einem raſchen Gedanken erfaßt.

„Schweig!" rief Tolberg, „nie wird das abgeſchmackte, verzogene Ding meine Gattin, ſo wahr ich Tolberg heiße. Ich bin mein eigener Herr. — Nur mit Johanna will ich leben, und wäre es auch in der tiefſten Einöde des Schwarzwaldes, fern von dem verhaßten Kram der kalt ſpekulirenden großen Welt — die ich nun genugſam kennen gelernt habe." —

„Ja, hier wohnt der Friede," fuhr er fort, an's Fenſter tretend, durch welches der klarſte Vollmond ſchien, — „hier ſind ich mich ſelbſt wieder. — Ich habe ein wahrhaft thörichtes Leben geführt — ich will es anders anfangen — beſſer werden. — Zum erſten Mal in meinem Leben fühle ich mich kräftig und ſtark, ich will thun, wie mir mein beſſeres Selbſt gebietet. Wie ſchön iſt es hier, in dieſer Einſamkeit! — Welch' herrliche Nacht! — Ich ſtehe am Wendepunkt meines Lebens — und Johanna ſei meine Führerin." —

So fuhr der, ſo leicht in's Schwärmen gerathende junge Mann noch eine Zeit lang fort, während Dieter, die Schlange, bereits in den Federn lag, und ſeinem Freunde geſpannt zuhörte. — Denn das war Muſik für ſeine Ohren: er kannte ſeinen Herrn und wußte, wie leicht er zu gewinnen ſei, wenn die Sache nur raſch und flug in's Werk geſetzt werde — und ihm,

Dieter, konnte es ja dann nicht mehr fehlen, denn war Tolberg sein Schwager, so blühte auch sein Waizen.

Als er nach vielen schönen Phantasien Morgens erwachte, schien die Sonne schon hoch durch die runden Scheiben des Kammerfensters. Sein Schlafkamerad aber war fort und unten in der Stube, wo Johanna ein einfaches Frühstück auf dem reinlichen Tischtuche aufgetragen hatte. Bei dem Mädchen hatte die Sache Grund gefaßt, ihr ausdrucksvolles Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem schönen Fremdling, der ihr bald seine ganze Lebensgeschichte mittheilte und selbst Fehltritte nicht verschwieg. Er erzählte ihr von seiner Heimath, von seiner guten Mutter — und gab ihr zuletzt unverhohlen zu verstehen: daß er nur mit ihr das Leben und alles, was ihm der Himmel an Glücksgütern beschеert, genießen und theilen wolle und daß sie sein Schutzgeist und guter Engel werden solle.

Johanna wußte nicht wie ihr geschah. Ihr Herz, so wie das des jungen Mannes, war bereits umstrickt, sie blickten über all die gewaltigen Hindernisse, die solch einer ungleichen Verbindung im Wege stehen mußten, in fröhlicher Hoffnung hinweg.

Auch mit dem Vater hatte Tolberg gesprochen, doch damit dem Alten nur eine neue Zentnerlast auf die Seele gewälzt. Er schwieg, weil er fühlte, daß nur Unheil aus solcher Mißheurath entspringen könne.

Die jungen Leute indeß machten Ausflüge in der Umgegend. — Dieter trug dabei eine alte Militäruniform nebst langem Stahldegen. In diesem seltsamen Costüme spielte er den **maitre de plaisir**. Hatte die Gesellschaft zum Beispiel verabredet, diesen oder jenen Berg zu besteigen, und in einem Wirthshaus in der Nähe Erfrischung einzunehmen, so eilte er als Quartiermacher voraus, während Tolberg und Johanna langsam nachfolgten.

Dieter wußte sich dabei ein gewaltiges Ansehen zu geben. Wenn er in die Wirthsstube eintrat, und die Bauern vor dem fremden Offizier ehrerbietig aufstanden, oder Platz machend näher zusammen rückten, so sagte er vornehm herablassend: „geniert euch nicht, ihr Landleute!“ Wenn dann einer oder der andere der Gäste seinem Nachbar in die Ohren raunte: dies sei des Forbachklausen Dieter, der sein Glück in der Fremde gemacht, so war das Erstaunen noch größer.

Als Mann von Welt machte sich Tolberg unter anderm auch mit der gastfreundlichen Familie eines benachbarten herrschaftlichen Oberregts bekannt. Die junge, geselligkeitliebende Frau dieses Mannes lud ihn und Johanna oft zu sich, und bei einem solchen Anlaß veranstaltete sie einst, daß Johanna ihre ländliche Tracht mit ihren städtischen Frauenkleidern vertauschte, und also vor ihren überraschten Tolberg trat. — Allerdings schien dieser entzückt über solchen Einfall, versicherte aber gleich: daß seinem Mädchen die Landestracht doch tausend Mal besser stünde, und er werde nie zugeben, daß sie solche ablegte,

wenn ſie die Seinige geworden: „dann," ſetzte er hinzu, „es wird mir ſtets ein liebes Angedenken an deine Heimath und den Schwarzwald ſein." —

Die Anſtalten zur Hochzeit wurden indeſſen von den beiden Abentheurern mit unglaublicher Haſt und Eile betrieben. Damals überwachte man die Fremden noch nicht mit der mütterlichen Sorgfalt, wie heutigen Tages, und der Stabhalter, ſein künftiger Schwager, welchem Tolberg ſeine Papiere vorlegte, hielt dieſelben für vollgiltigen Ausweis.

Auch mit dem Pfarrer hatte der junge Mann Rückſprache genommen, und da er, wenn gleich unbewußt, die diplomatiſche Maxime befolgte: nur die Wahrheit zu ſagen, freilich nicht die ganze Wahrheit, ſo ſah auch der geiſtliche Herr in dem Fremden ſowohl wie in der ganzen Sache nichts Verfängliches.

Nur der alte Klaus vermochte nicht, ſich zu beruhigen. Er hielt den jungen Herrn für einen Gaukler oder herumfahrenden Komödianten. Auch er wandte ſich, um Rath zu holen, an den Pfarrherrn.

„Wenn er wirklich ſo ein reicher Herr wär'," behauptete er, „ſo wär' mein Bub g'wiß nit ſein Kamerad, und er wär' nit da, wo er jetzt iſt." —

„Ein Betrüger," erwiederte der Pfarrer, „iſt er nicht — er iſt wirklich das, wofür er ſich ausgibt: reicher Leute Kind und von guter Erziehung, ich habe mich hinlänglich überzeugt."

„Um ſo ſchlechter," erwiederte der Alte: „dann iſt mein' Tochter erſt recht ang'führt. Herren, ſind Herren! und die Armuth gehört hinter die Thür — und es fällt mir immer der lang Hanns ein: „Habt's mit euers Gatting." Wenn er wirklich ein reicher Herr iſt, dann iſt die Sach' erſt g'fehlt." —

„Allerdings," erwiederte der Geiſtliche, „hat dieſe Verbindung viel Bedenkliches. — Doch dies iſt ſeine Sache. — Wenn Ihr aber, als Vater, eure Einwilligung durchaus nicht dazu gebet, ſo denke ich, wird das Mädchen, als gehorſame Tochter, ſo wie ich ſie kenne, euern Willen ehren." —

Der Alte gieng ſeufzend, ſagte ſich aber fortwährend: „es geht mir ein Unglück vor — es iſt kein Segen in der Sach." —

Dieter hatte unterdeſſen alle Verwandten und Bekannte zu bearbeiten gewußt, was ihm nicht ſehr ſchwer geworden. Der Stabhalter war ohnehin von dem offenen, jovialen Benehmen des jungen Mannes im Voraus eingenommen, und ſo mußte endlich auch der alte Vater geſchehen laſſen, was er nicht hindern konnte, denn auch die Vorſtellungen des Geiſtlichen fanden bei dem Mädchen kein Gehör.

Die thätigſte Unterhändlerin aber war die Fahlenbacherin, und durch einige Geldſtücke und gute Biſſen ganz für Tolberg eingenommen. Ihn nannte ſie bei Johanna den ſchönſten und bravſten Herrn im ganzen römiſchen Reich und pries ſie als das glückſeligſte Bräutlein der Welt. Doch konnte ſie anderſeits nicht umhin, zu Columban dem Kohlenknecht zu ſchleichen und ihm, als dem früheren Liebhaber Johanna's, die ganze Sache in langſamen, aber bittern Tropfen beizubringen. — Was ſie hier anrichtete,

läßt ſich denken: unglaublich war die Wuth des Köhlers; er ſchwur dem Elſäßer, den er einen Betrüger und ſchlechten Menſchen nannte, den Untergang, und die ganze Sache hätte wahrſcheinlich eine ſchlimme Wendung genommen, wenn die Fahlenbacherin nicht wieder ſchleunigſt den bedrohten Tolberg und ſeinen Freund Dieter von der Gefahr benachrichtigt hätte.

Columban fluchte, weinte und gebehrdete ſich wie toll. Er kündete ſeinem Meiſter den Dienſt und lief fort — die ganze Sippſchaft verwünſchend.

Unterdeſſen hatte Tolberg auf dringendſtes Bitten von ſeinem Freunde, dem Geſchäftsführer ſeines Vaters, Briefe und Geld erhalten. Dieſer ſchrieb etwa Folgendes:

„Hier empfängſt du eine Summe Geld. — Es iſt alles, was ich bei großer Gefahr, verrathen zu werden, auftreiben konnte. Dein Vater iſt wüthend und auch die Mutter ſehr aufgebracht. — Die Wechſelgeſchichte war in der That ein fataler Streich. Der Unwille deines Vaters hierüber hat ſich ſeit deinem langen Stillſchweigen eher geſteigert als vermindert. — Doch ich will dir keine Strafpredigt hierüber halten. Die reumüthigen Selbſtanklagen in deinem letzten Schreiben und deine Betheurungen, daß du umkehren wolleſt auf ſolch verderblicher Bahn, zeigen, daß du endlich deine Fehler einſehen gelernt. Iſt es dir hiemit Ernſt, ſo wird ſich die ganze Sache noch zum Guten lenken laſſen. Unter dieſen Umſtänden halte ich es ſelbſt für beſſer, wenn du jetzt nicht ſogleich deinem Vater unter die Augen trittſt. Der Aufenthalt auf dem Lande ſcheint günſtig auf dich zu wirken. Du Glücklicher! Du verlebſt herrliche Tage, während ich mich, wie ein Zugthier in der Mühle, im ewigen einförmigen Kreislauf des Geſchäftes abmüden muß. Das muß ja ein herrliches Naturvölkchen ſein, dieſe Schwarzwälder. Die Schilderung deiner Kohlenbrennerstochter iſt magnifique. — Der Spaß mit dem Heurathen köſtlich. — Wie ſchön müßte ſich Monſieur Tolbergs einziger Sohn und Erbe als rußiger Kohlenbrenner in den Bergen des Schwarzwaldes ausnehmen, wenn er ſo, in ſeinem Gott vergnügt, ſein Stückchen verſchimmeltes Schwarzbrod äße — doch Spaß à part. Mache dich immerhin noch ein Bischen luſtig, ehe du in die ernſten Geſchäftsverhältniſſe eintrittſt, Mademoiſelle Derval mit ihren hunderttauſend Livres iſt dir ja doch gewiß ꝛc.“ —

Alle Hinderniſſe, welche der Verbindung noch im Wege geſtanden, hatte Dieter's erfindungsreicher Kopf aus dem Wege zu räumen gewußt.

Die Trauung wurde wirklich vollzogen. Nebſt den wenigen Verwandten und Bekannten war die Frau des Obervogts noch als Zeugin zugegen. Tolberg und ſeine junge Frau verlebten glückliche Flitterwochen in dieſer Einſamkeit. — Es war ein ſchöner Morgen, dem ein düſterer Abend folgt. Die Stille vor dem Sturme. Der Gedanke nach Hauſe aber blieb eine ſchwere

Wolke an dem Himmel des jungen Paares, und am Ende konnte die Reise zu den Aeltern nicht mehr aufgeschoben werden. Es war verabredet, daß der junge Mann mit Dieter, doch vorerst ohne seine Frau zu den Aeltern gehen, um alles in Ordnung zu bringen, ehe sie nachfolge. —

Zu Hause angekommen, warf er sich seinem Vater zu Füßen, mit den Worten: „Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und wider dich!“ —

Aber er fand keine so liebreiche, versöhnende Aufnahme, wie der verlorne Sohn im Evangelium. Der Vater, auf's Aeußerste erbost, als er die Verheirathung seines einzigen Sohnes erfuhr, verließ das Zimmer — sprachlos vor Verdruß und Aerger.

Des andern Morgens ließ er den ungerathenen Sohn vor sich rufen und sagte ihm kalt: „Also statt eines braven Sohnes ist ein Betrüger, ein liederlicher Wohllüstling in das Vaterhaus zurückgekehrt. — Gut! Du kannst jetzt wählen. — Entweder: du willigst ein, unter der strengsten Aufsicht, getrennt von der Person, die du deine Gattin nennst, hier unter meinen Augen zu leben, und Niemanden das Geringste von deinem unerhörten Streich hören zu lassen, oder: — ich übergebe dich den Gerichten, du wanderst in's Zuchthaus oder auf die Galeere — als Betrüger und Wechselverfälscher.“ —

Das allerdings war ein Donnerschlag für den feinen Herrn. Doch unfähig der Selbstbeherrschung, und stets hingerissen von dem augenblicklichen Eindruck, versprach er jetzt aus Furcht, Gehorsam. Bald sah er sich, so zu sagen, eingesperrt, beaufsichtigt, in Allem beschränkt. Die Mutter wollte ihn gar nicht vor sich lassen.

Dieter aber sah sich von dem Fabrikherrn der Art begrüßt, daß er für gut fand, eiligst das Weite zu suchen, mit Zurücklassung aller goldenen Träume von vornehmer Schwägerschaft, Geschäftsbetheiligung und so weiter.

Endlich hatte der junge Tolberg gewagt, bei dem Vater für seine Johanna zu bitten. Der Alte aber erklärte, er wolle sich bei dem Geistlichen und den Behörden erkundigen, ob diese Johanna ehrlicher Leute Kind, und ob sie vor ihrer Verheurathung einen guten Leumund gehabt — oder ob sie eine Dirne sei, die seinen Sohn nur verführt und in's Garn gelockt habe. Im ersten Falle werde er sich zu einer Unterstützung verstehen. Der Fabrikant gehörte nämlich zu jenen Leuten, welche da wähnen, mit Geld sei Alles abzumachen.

Die arme Johanna hatte unterdessen gewartet und gewartet. Anstatt ihres Mannes erschien endlich ein alter Herr, ein Vertrauter und Abgesandter des Herrn Tolberg, um ihr kalt und unumwunden die ganze Sachlage zu entdecken und mitzutheilen: daß sie durch den Geistlichen einen monatlichen Gehalt empfangen werde.

Die Empfindungen der verlassenen jungen Frau sind leicht sich vorzustellen: sie fühlte sich in ihrem Innersten vernichtet; — selbst die Briefe ihres Mannes, welche er heimlicher Weise an sie gelangen ließ, und worin er sie zur Geduld

ermahnte, und zur Aufdauer von nur einem Jahre, vermochten nicht sie zu trösten.

Traurige Wochen und Monate vergiengen. Von Zeit zu Zeit erhielt sie Geschenke ihres Gatten, die nicht zu ihrer Umgebung paßten, und Briefe, aus denen nur seine eigene, höchst beschränkte und gebundene Lage erhellte.

Unter diesen Umständen ward Johanna von einem Töchterchen entbunden.

Ihr Mann baute hierauf einen Plan: wenn das Kind ein Alter erreicht haben würde, in welchem es im Stande wäre, eine längere Reise zu ertragen, solle es zu ihm geschickt werden, um bei dem Großvater die unschuldige Fürbitterin seiner Eltern zu werden.

Aber es war anders vorgezeichnet. Johanna hatte in schweigender Ergebung ihre Zuflucht ganz zum Gebet genommen. Sie flehte für ihr Kind und für Tolberg — denn für sich hoffte sie wenig mehr in diesem Leben. Stunden lang verweilte das betende Weib in dem Bruderkirchlein, vor dem gnadenreichen Bilde der Jungfrau und Mutter des Erlösers. Sie stellte selbst ihre Andachtsübungen nicht ein, als die Jahreszeit schon winterlich kalt, und der lange Aufenthalt zwischen den feuchten Wänden des Kirchleins ungesund zu werden begann.

Klaus hatte noch im Wald zu schaffen, als Cyriak eines Tages mit der Botschaft bei ihm ankehrte: mit seiner Tochter stehe es schlecht. Es habe, nach seinem Dafürhalten, das bizige Fieber, oder die „Haupt-Krankheit," wie das Landvolk das Nervenfieber nennt, bei ihr angesetzt.

Vergebens wendeten die kräuterkundige Fahlenbacherin und der „Kühmartti" aus dem nahen Dorfe ihre Kunst an. — Die einmal in Aufruhr gebrachten Lebenselemente waren nicht mehr zu bemeistern. Der Pfarrer meldete den Meisterin Tolberg ihren Tod mit dem Zusatz:

„So ist sie heimgegangen in die himmlischen Wohnungen des Friedens und der ewigen Seligkeit. Sie wird einen gnädigen, allbarmherzigen Richter gefunden haben. — Sie war ein gutes Geschöpf. — Aber an Euch ist's jetzt, wieder gut zu machen, was Ihr schlimm gemacht: an dem armen, verlassenen Kinde Vaterstelle zu vertreten und ihm eine erdentliche Erziehung zukommen zu lassen. — Der alte Großvater kann nichts für das Kind thun, er ist jetzt, so zu sagen, selbst ohne Pflege, und die verheurathete Schwester der Verstorbenen hat eine starke Familie, und ist ihr deßhalb nichts in diesem Punkte zuzumuthen: — so ist denn das Kind allein, ohne Wartung und Zucht. Schreibt mir, was Ihr zu thun gedenkt."

Der alte Geschäftsmann und Vertraute erschien wieder auf dem Walde, und nach längerer Besprechung mit dem Geistlichen, kündigte er den Verwandten des Kindes an: daß er beauftragt sei, für die Erziehung desselben zu sorgen, und deßhalb nach dem Willen des Vaters die Kleine mit sich nehmen müsse.

Vergebens sträubte sich der alte Klaus dagegen; dem Zureden des Geistlichen und des Felsenwirths mußte er nachgeben, — und der Geschäftsfreund fuhr mit dem Kinde von dannen, bis zur nächsten Station noch von der Zahlenbacherin begleitet. — So endete die Geschichte.

Tiefe Stille herrschte seitdem in der Hütte des Köhlers. Seine Schwester Barbara, die Hebamme, hatte sich zu ihm übergesiedelt und besorgte den kleinen Haushalt. Der Alte trieb sein Geschäft wieder hin wie her.

Viele Jahre waren seitdem schon verflossen. — Gerne besuchten ihn die Kinder in seiner Hütte auf der Kohlstatt, und lauschten seinen Erzählungen. Nur von Tolberg sprach der Alte nie. — Doch hörten sie manchmal von ihm, wenn Anastasia und die Laubhauser Bäuerin von den seltsamen Schicksalen der unglücklichen Johanna und ihrem Kinde sich unterhielten.

Dieter war nicht mehr in der Heimath erschienen, und Niemand wußte, wo ihn der Wind hingetrieben.

## IX.

# Sankt Nikolaus.

Es mag hier ein kleiner Stillſtand in unſerer Hiſtorie eintreten, um kurze Zeit nur bei einem alten, landesüblichen Brauche zu verweilen, auf welchen das beiliegende Bildchen hindeutet.

Wir ſehen uns in einen winterlichen Dezemberabend verſetzt, kurz vor dem Klauſentag, dem Beſcheerungsfeſt der Kinder.

Die mahnenden Vorzeichen, daß der kinderfreundliche Alte nahe ſei, ſind da; — ſchon ſpukt es während der Dämmerung in allen Ecken und Winkeln, — und das ohnehin zum Geheimnißvollen und Mährchenhaften geneigte kindliche Gemüth fühlt ſich, in Erwartung all' der kommenden, außergewöhnlichen Dinge, in eine freudig aufgeregte, doch mit gewiſſem ſchaurigen Gefühle vermiſchte Erwartung verſetzt.

Der Niklaustag, als eigentliches Kinderfeſt, iſt in ſeiner urſprünglichen Bedeutung einer der ſinnigſten und anmuthigſten Gebräuche des religiöſen Familienlebens. Er verdankt ſeine Entſtehung einer Begebenheit aus dem Leben des heiligen Nikolaus, Biſchof von Mira in Kleinaſien, welcher zu Ende des dritten Jahrhunderts gelebt.

Die Legende nennt ihn einen Meiſter und Lehrer aller Tugend, einen guten Hirten ſeines Volkes und Austheiler aller Güter. Die obgenannte Entſtehungsgeſchichte aber iſt folgende:

In der Stadt Apara, dem Geburtsorte des Heiligen, lebte ein armer Edelmann mit ſeinen drei Töchtern, welcher durch Unglücksfälle, Krankheit und Armuth nahe daran war, dieſe Töchter dem Verderben der Welt Preis gegeben zu ſehen. Als die arme Familie einſt noch ſpät in der Nacht zu Gott betete, rollte plötzlich eine goldgefüllte Börſe, nach anderer Sage, drei Aepfel von purem Golde, zu dem halbgeöffneten Fenſter herein in die Stube.

Dankend und freudig preiſen die Beſchenkten Gott — und bald war mit Hilfe des Geſchenkes die älteſte der Töchter, ihrem Stande gemäß, ausgeſteuert und glücklich verheurathet.

Kurze Zeit nachher wiederholt ſich das räthſelhafte Geſchenk — zu Gunſten der zweiten Tochter; als aber die unbekannte Hand auch dem dritten Töchterlein auf dieſe Weiſe Hülfe bringen wollte, ward der Geber erkannt, denn der Edelmann hatte ſich neben ſeinem Hauſe verſteckt, und in ſeinem unbekannten Retter den heiligen Nikolaus ſelbſt erblickt.

Nikolaus, dem ſeine Eltern ein großes Vermögen hinterlaſſen, machte ſolchen Gebrauch davon.

Den Heiligen aber hatte es faſt verdroſſen, daß er ſich entdeckt ſehen mußte, und er gebot dem Edelmann, das Geſchehene zu verſchweigen; aber wie ſoll ein Geheimniß bewahrt bleiben, um welches bereits drei weibliche Seelen wiſſen?

Als Nikolaus ſpäter zur Biſchofswürde gelangte, gab ihm dieſes hohe Amt noch mehr Gelegenheit, der Wohlthäter und unermüdliche Nothhelfer ſeines Volkes zu werden; denn eingedenk des Spruches: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen" blieb er ſtets der beſondere wohlthätige, ſelbſt wunderthätige Freund der Kinder.

Gute Thaten aber ſind reife Samenkörner, die wir in die Erde ſtreuen — ſie wachſen fort, bringen hundertfältig, und immer wieder von neuem Ihresgleichen hervor.

Der Geiſt, in welchem unſer Heiliger ſich der Kinder ſo lieb- und hilfreich angenommen, lebt fort bis auf den heutigen Tag. — Er wandelt um als ein guter Engel, vom Himmel geſandt, welcher die Kinder bei Tag und Nacht behütet, ſie warnt, die Folgſamen belohnt; und in dieſem Sinne wird auch der Klauſentag jetzt noch gefeiert. Namentlich iſt es der Schwarzwald und die Baar, deren Bewohner den ſchönen Brauch des Kinderbeſchenkens an dem Nikolaustag noch bis heute üben und in Ehren halten. Die Mummerei aber, welche dem Tage ſelbſt, in früheren Zeiten, voran gieng (wir verweiſen auf nebenſtehende Abbildung), iſt ziemlich verſchwunden und abgekommen. Sie lag ganz in dem Charakter jener Zeit, wo das Derbe, Unverkünſtelte ſich in allen Formen des Lebens ausprägte, und wo darum auch das Anſchauliche und Handgreifliche bei Erziehung der Jugend vorwalten mußte.

Wenn die Kinder Abends verſammelt waren, ſo begann der Spuk: es klingelt draußen auf dem finſtern Hausehren, — die Thüre öffnet ſich, einige Aepfel und vergoldete Nüſſe rollen herein. — Endlich erſcheint die Geſtalt des Biſchofs St. Nikolaus, ein brennendes Lichtlein auf der Mütze, und einen Stab in der Hand — er ſpricht:

„Ich komm' vom hohen Himmel herab,
Will ſchauen ob ich gute Kinder hab';
Sind ſie brav, gehören ſie mein,
Sind ſie bös, laß ich den Belzebub herein."

Nun beginnt das Gramen; die Kinder ſagen ihr Sprüchlein her, und weiſen das „Klauſenbölzle" (Kerbholz), worauf die Zahl der gebeteten Vaterunſer

getreulich eingeſchnitten iſt. — Wehe dem Faulen und Saumſeligen — denn der ſtrafende Geſelle vor der Thüre iſt jeden Augenblick bereit, einzutreten und unerbittlich ſeine Strafgewalt auszuüben. — Dieſes Amt aber hatte auf dem Laubhauſer Hofe immer der älteſte Knecht zu verwalten, während Gvriack den heiligen Nikolaus gar würdig vorzuſtellen wuſte.

In der Idee der Kinder lebt der heilige Nikolaus als ein wohlmeinender, zu Scherz und Humor ſtets wohl aufgelegter heiliger Altvater, der ſchon geraume Zeit vor ſeinem Gedächtnißtage vom Himmel auf die Erde herab kommt, in der Dämmerung um die Häuſer und Hütten ſchleicht, in welchen Kinder ſind, und ſie beobachtet. Wenn dieſe dann früh Morgens am ſiebenten Dezember aufwachen, ſind die, Abends zuvor unterſtellten Teller und Schüſſeln gefüllt — mit Gaben, die wie der Thau über Nacht vom Himmel gefallen, — denn: „Gott gits imm Kind im Schlof" — „der Klaus hat eingelegt."

„Scharmanti bruni Bire, welſchi Nuß
und menge rothen Oepfel ab der Hurt,
e Gufebüchſli, doch wills Gott der Her
le Guſe drin. Vom zarte Beſe-Rüs
e goldig Rüetbli ſchlank und nageinen!
Lueg, ſo ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, ſo ne Muetter zieht's verſtändig uf,
und wird mi Bürſtli meiſterlos, und meint,
er ſei der Her im Hus, ſe hebt ſie d'herzt
der Finger uf, und forcht ihr Büebli nit,
und ſeit: „Weiſch nit, was hinterm Spiegel ſteckt?" —
Und's Büebli folgt, und wird e brave Chnab."

## X.

# Ein Winter auf dem Walde.

Wiederum kehren wir zurück nach unſerm Landhauſen. Aber nicht mehr im leichten Sommergewande dürfen wir jetzt das Thal betreten, weil ein rauher Geiſelle dort Wache hält, und dem Wanderer mit eiſigem Athem das Angeſicht röthet: es iſt der Winter, welcher ſein ſtrenges Regiment nun führt.

Es muß kalt ſein, denn wir ſehen auf dem Bilde den alten Stoffel, wider Gewohnheit, ſchon frühe von der Jagd heimkehren.

Mag aber auch das Alter Urſache haben, ſich vor dem rückſichtsloſen kreiſigen Gaſte zurückzuziehen und die Thüren zu verſchließen, ſo hat doch für die Jugend jegliche Jahreszeit ihre eigenen Freuden: iſt es nicht die blühende Roſe am Stock, ſo iſt es die Eisblume an der Fenſterſcheibe.

Nehmen wir einen Sonntag, nach der Veſper: der Nebel hat das Feld geräumt und die Sonne ſtrahlt hell über den weißbepuderten Tannenwald; in tauſend und tauſend flimmernden Pünktchen glitzert das ſtarre Schneefeld. Jetzt iſt für die Buben die Luſt Herrſcherin des Tages. Es gilt, zu erproben, wer von Allen der Gewandteſte, der Verwegenſte ſei auf dem blanken Spiegel des überfrorenen Mühlbaches, aber auch, wer es am beſten verſtehe, die Mädchen zu necken und den Störenfried zu ſpielen. — Oder es gilt auf dem Bahnſchlitten eine Luſtfahrt zu machen, wenn dieſer, von ſchnaubenden Roſſen gezogen, längs der Stangen, welche aus der weißen Decke hervorragen und die Richtung des Weges bezeichnen, einem Pfluge gleich, durch das Schneemeer ſchneidet. Welche Luſt für die Kleinen, oben auf, als Ballaſt und luſtige Paſſagiere mitzugleiten. — Doch ſind ſie nicht häufig, ſolche Tage fröhlichen Treibens, denn eh erblickt man weit umher in der beſchneeten Landſchaft auch nicht ein menſchliches Weſen. Nur Raben und Schneegeier überflattern das öde Gefilde, während ſcharfe Windswehen hohe, weiße Schanzen und Wälle vor die Hütten werfen, ſo daß der Hausvater des Morgens weder Läden noch Hausthüre zu öffnen vermag, weil der Schnee draußen bis an die Dachtraufe reicht. Glücklich, wenn's den Bewohnern gelingt, bis zum Nachbar einen Tunnel zu

ſchaufeln, zu erkundigen, ob dieſer noch am Leben ſei. Manch Bezeichnendes ereignet ſich bei ſolchen Gelegenheiten. So geſchah es, daß einige Jahre nach dem gegenwärtigen Momente unſerer Erzählung, ein einſamer Bauernhof am Feldberg mit den Bewohnern Wochen lang unter dem Schnee begraben lag, bis endlich, es war gerade Charfreitag, Umwohnende den Dachfirſt aus der Bahrdecke hervorragen ſahen, und nun zu Hilfe zogen. Man brach ein Loch in das Dach und rief hinunter: ob noch Alle am Leben ſeien: Ja! antwortete es aus der Tiefe. „Wißt ihr auch, daß heut Charfreitag iſt?“ war die zweite Frage der Obenſtehenden. „Daß Gott erbarm!“ tönte es von unten zurück, „Charfreitag, und wir verzehren ſo eben das letzte Stück vom letzten Stier.“ So fiel es den Leuten ſchwerer auf's Herz, das Faſtengebot, wenn auch unwiſſend, übertreten zu haben, als die Befreiung aus langer Haft und Nacht ſie zu erfreuen vermochte.

Oft auch geht es ganz ſchlimm ab; iſt doch erſt in neueſter Zeit der Königenhof, unweit Waldau, durch eine Schneemaſſe, welche von dem jähen, mit keinem Waldmantel mehr bedeckten Berge in das Thal rutſchte, zerquetſcht, und Haus wie Bewohner in das kalte Grab geriſſen worden.

Und wie lange dauert hier dieſe rauhe Jahreszeit! — Wenn draußen in Schwaben lange ſchon Veilchen und Schlüſſelblumen blühen, trägt hier in den Bergen die Natur noch ihr völliges Winterkleid. Hat es ja nicht ſelten um Johanni, im hohen Sommer noch den Anſchein, als ob der alte Feldberg Luſt habe, es ſeinen jüngeren Nachbarn, den Schweizeralpen gleich zu thun, und eine Haube von ewigem Schnee aufzubehalten. Dann freilich müſſen alle Umwohner aufgeboten werden, um durch Schaufeln und Graben ſolches zu verhüten, und dem Rieſen ſeine Tarnkappe wider Willen vom Kopf zu ziehen; denn, ſagen ſie: hätt' er's einmal wieder verſchmeckt und die Haube nur ein Jahr lang aufbehalten, ſo wäre ein Schwarzwald-Gletſcher fertig, wie bereits vor Jahrtauſenden.

Wenn aber endlich der laue Föhn den Regen über's Meer herüberpeitſcht, und beide ihren Vertilgungskampf mit dem zähen Winter beginnen, wenn aus allen Schluchten und Dohlen, von allen Höhen, aus allen Wäldern brauſende Gießbäche hervorſtürzen, wenn in den Thälern das Waſſer ſtündlich wächſet, und der Wind tobt, als hielten alle Stürme ein Wettrennen um die Berge und Hütten, dann möchte ein Fremdling in dieſem Lande wohl glauben, es breche der jüngſte Tag an, für ihn und alle Menſchenkinder.

Doch ſo weit hinaus in der aufthauenden Jahreszeit ſind wir diesmal noch nicht. Es iſt erſt Ende November, wo die Natur ruht, wo die Menſchen noch eine lange weite Strecke Winter vor ſich erblicken, und wo ſie ſich nach beendigter kurzer Tagesarbeit nach Beſchäftigungen umſehen, die langen Abende damit zu verkürzen; denn:

„öbbis muess me triebe ha, ſuſt het me langi Wil.“

Eine ſolche Winterbeſchäftigung, und zwar von ganz eigener Art, bot ſich

unſern Landhauſern in den Vorbereitungen zum Aufſtellen eines „Kripple“ welches Mathias noch von ſeinem ſeligen Vater geerbt hatte. Ein ſolches Kripple beſteht aus veränderlichen, bildlichen Weihnachtsvorſtellungen, und der anmuthige Brauch ſolcher Darſtellungen, welche dem Gemüth der Kinderwelt ſo trefflich entſprechen, war damals noch in katholiſchen Ländern allgemein verbreitet. Kleinen wie großen Kindern wurde dadurch auf die faßlichſte Weiſe das Leben Jeſu bis zu ſeinem Lehramte in Bildern veranſchaulicht.

An dem ahnungsreichen Weihnachtsabend enthüllt ſich die erſte Vorſtellung: die Geburt. — Eine weite, phantaſtiſch morgenländiſche Landſchaft thut ſich auf: oben erblicken wir Bethlehem, und im Vordergrunde den Stall, wo das Wunder ſich ereignet, und das göttliche Kind in der Krippe liegt, umgeben von Maria und Joſeph, über ihnen der ſtrahlende Stern und die verkündenden Engel, welche den Hirten die frohe Botſchaft verkünden und Friede den Menſchen, die eines guten Willens ſind. — Auf den Wieſen waiden die Lämmer, und auf Wegen und Stegen treiben ſich die Menſchen in Geſchäften und Sorgen um das Irdiſche, ohne zu ahnen, welch Großes und über Alles Erhabene in ihrer Nähe vor ſich gegangen.

Nach einigen Tagen erblicken wir ſchon am Horizonte die Könige aus dem Morgenlande auf ihrem langen Reiſezuge, und am heiligen Dreikönigstage ſelbſt ſind ſie angelangt in dem ärmlichen Stall, um dem Menſch gewordenen Himmelskönige ihre bedeutungsvollen Geſchenke und Huldigungen darzubringen.

Später verſchwindet der Stall; an ſeine Stelle kommt ein Palaſt, worin Herodes auf ſeinem Throne ſitzt, ſinnend auf das Verderben des Wunderkindes durch den allgemeinen Kindermord. Doch eben auf dem Felſenweg erblicken wir bereits die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Egypten dahin ziehend. So entwickeln ſich bildlich dargeſtellt alle Begebenheiten in richtiger Folgereihe: die Darbringung im Tempel, die Beſchneidung, der Knabe Jeſu im Tempel vor den Schriftgelehrten, und zuletzt noch im reichgeſchmückten Saal, an der langen, mit Speiſen wohl verſorgten Hochzeittafel, Chriſtus der Herr, wie er zu Kana, an der Seite ſeiner liebreich beſorgten Mutter das erſte Wunder verrichtet.

Eine ſolche plaſtiſche Darſtellung hatte, wie ſchon geſagt, Mathias von ſeinem Vater ererbt. Die Figürchen waren von Holz geſchnitzt, Berge und Landſchaft aber von geleimtem Tuche angefertigt.

Der Beſitzer faßte den kühnen Plan, das Werk zu verbeſſern oder vielmehr zu erneuern, und damit war nun reichlicher Arbeitsſtoff gegeben. Aber auch Stoff zu mancherlei Proben und oft zu hitzigen Erörterungen, zwiſchen Mathias und dem Bachweber, welcher lebhaftes Intereſſe an dem Werke genommen, denn jeder von ihnen wollte der klügſte, erfindungsreichſte Kopf ſein. Der Landhauſer pflegte als Zuſchauer ſeinen Platz auf der

Ofenbank zu nehmen und auch der Stadhalter gieng neugierig ab und zu. Nach vieler Mühe war die geräumige Stube bald mit Material aller Art angefüllt, und es ſah darin aus „wie wenn man nicht mehr hauſen wollte.“ Holz, Kohlen, Papier, Töpfe, Farben, Werkzeug, alles Mögliche lag unter und über einander. Eben ſo verwickelt war die Arbeit ſelbſt. Jeder wollte kommandiren, Jeder die Sache beſſer anzugreifen wiſſen, als der Andere. Statt von Tuch, ſollte der Berg jetzt aus Kohlen aufgebaut werden. Nach vielem Leimen, Pappen, Unterſetzen, Anſtreichen und Beſandeln ſchien endlich das Werk gelungen zu ſein, und es wurde zum Ofen gerückt, — aber am nächſten Morgen erblickten die Werkmeiſter nur noch ein — Chaos! Durch die zu ſtarke Ofenhitze war der Leim von den Holz- und Kohlenſtücken abgeſprengt worden. Das Gebirge hatte Erhebungen und Verklüftungen erfahren, welche mit dem Plan dieſer Schöpfung durchaus unvereinbar ſchienen. Doch unverdroſſen gieng man wieder an's Werk, um nach einer verbeſſerten Methode zu arbeiten.

Schon hatte der Berg wieder ſeine Formation erhalten und Bachweber's ſchöpferiſche Hand wollte eben ein Kohlenſtück eben als Schlußſtein einſetzen, als der tückiſche Brocken ſeinen Fingern entfiel und in den finſtern Abgrund, hinter die ſo oft verleimten Felswände fiel. Ein zweiter Sysyphus, will Bachweber raſch das rollende Felsſtück erhaſchen, ſtößt im Eifer aber an die hölzerne Stütze im Innern des Berges, und mit Donnergepolter ſtürzet die Schöpfung zum zweiten Mal übereinander.

Anaſtaſia war auf den Lärm aus der Küche herbei geeilt: — als ſie den Trümmerhaufen erblickte, die beiden Männer aber mit beſtaubten rußigen Geſichtern ſprachlos daſtehen, mußte ſie in lautes Gelächter ausbrechen, welches ſie endlich mit der Apoſtrophe endigte: „ſteckt's auf, ihr bringt doch nichts zuwege.“

Dem Bachweber ſtieg bei ſolcher Anrede das Blut in's Geſicht, daß er nach Stock und Hut griff, und eilends davon rannte, die ganze Geſchichte hoch und theuer verwünſchend. Doch am andern Morgen war er wieder der erſte in der Werkſtätte, denn ein ächter Schwarzwälder gibt nicht ſo leicht nach. — Hat er einmal etwas unternommen, ſo entmuthigt ihn kein Mißlingen, er verſucht's auf's neue, bis es endlich gelingt. Doch diesmal kam die Hilfe von Außen und zwar in der Perſon des Bruders Cyriack, der auf ſeinem wöchentlichen Rundgang ſeine Gönner und die Gutthäter des Bruderkirchleins beſuchte.

Der Bruder trug nach Eremitenart eine braune Kutte, einen Muſchelhut, und hatte um das breite, mit anſehnlichen Kauwerkzeugen verſehene Geſicht, der großen Kälte wegen, ein grobes, wollenes Tuch gewickelt.

Als er die Männer begrüßt und huſtend am warmen Ofen Platz genommen, ward ihm durch Frau Anaſtaſia ein Gläslein Kirſchwaſſer, nebſt einem Stücklein ſelbſt gebackenen Birnwecken angeboten. — Doch der fromme

Mann danke, denn, du lieber Gott! ſolche ſtarken Speiſen und Getränke konnte ſein, an das viele Faſten gewöhnter Magen nicht mehr ertragen. —

Begreiflich kam das Geſpräch alſogleich auf das ſchwierige Werk des Kripplebaues, und hierüber wußte der Bruder vollſtändigen Aufſchluß zu geben, war er ja oft dabei geweſen, als im Kapuzinerkloſter zu Neuſtadt ſolche Berge verfertigt worden.

Gips und Leim unter einander, lehrte er, das gebe den rechten Kitt, das ſei das wahre Mittel. — Das Rezept, fuhr er fort, habe er noch, und wenn er ſuchen wollte, im Bruderhäuslein auch noch einen Sack gebrannten Gips; die Buben ſollten dieſen Vorrath morgen nur bei ihm abholen. Darauf ward der Mann ſchweigſam, und ſtierte vor ſich hin, als ſei er dieſer Welt entrückt. — Endlich aber, aus ſeinen Träumereien erwachend, ließ er ſich vernehmen: „Bäble Staele, wenn es Euch vorig mit dem Kirſchwäſſerle Ernſt geweſen, ſo bringt's in Gott's Name, ich will's probiren!“ — und ſie gieng und brachte die Herzſtärkung, die ihn ſo erwärmte und belebte, daß er unaufgefordert die Zuſicherung machte, noch etwas Anderes zu dem Kripple beizuſteuern. — Er verſprach den Freunden, die Schafheerden, welche auf den Fluren um den Stall waiden ſollten, durch neue Exemplare zu vermehren, welche er in vorhandenen Formen in Wachs gießen und künſtlich färben wolle. — Auf das felſige Gebirg beſtimmte er ſogar einige Gemſen und Adler, und in eine finſtere Schlucht, unweit Bethlehem, ein Löwenpaar mit ihren Jungen.

So iſt es jederzeit dem einfältigen Gemüthe vergönnt, in dem großen Garten der Kunſt mitzuarbeiten: denn da iſt Raum genug, für den Rieſenbaum, wie für das kleinſte Blümchen, das ſeinen einfachen Blüthenſchmuck zum Preiſe ſeines Schöpfers entfalten will.

Das Rezept des Klausners bewährte ſich vollkommen. — Die Figürchen wurden ſämmtlich neu gefaßt und gefirnißt, und als der Weihnachtsabend herangekommen, ſtrahlte das Ganze in neuer, nie geſehener Wunderpracht, zur Freude und Erbauung von Alt und Jung im ganzen Thal. — Durch Bachweber, auch ein Singmeiſter, war dafür geſorgt worden, daß die Enthüllung recht feierlich vor ſich gehe. Mit den Kindern hatte er eines jener alten Hirtenlieder eingeübt, wie ſie früher in der mitternächtigen Chriſtmette geſungen wurden, und Romulus mußte auf der Geige die Begleitung dazu ſpielen.

Am Vorabend des hohen, heiligen Feſtes, als die Bekannten und Freunde alle verſammelt waren, und das heilige Land und der funkelnde Stern darüber von hell brennenden Wachslichtlein zaubriſch beleuchtet waren, ertönte die Geige und die hellen Kinderſtimmen ſangen:

„Ich bring heut ein' ſehr fröhliche Poſt,
Auf daß ihr Hirten die Freuden verkeſt';

Als ich nun bei der Nacht,
Bei meinen Schäflein wacht,
Haben's ein' liebliche Muſik gemacht.

Ich greif' eilends nach meiner Schalmey,
Und ruf' gleich meinen Schäflein herbei,
Aber ſie laſſen mich,
Sammt meiner Pfeif' im Stich,
Springen, frohlocken und erfreuen ſich.

Kommt laßt uns nach Bethlehem geh'n,
Um nun allorten das Wunder zu ſeh'n:
Es war ein alter Stall,
Der voller Feuer ſtral',
Wo ſich die himmliſche Muſik erſchall.

Ich ſah dorten das göttliche Kind,
Liegen im Viehſtall bei Eſel und Rind.
Herzliebſtes Jeſulein,
Wir wollen dir dankbar ſein,
Daß du bei Sünder gekehret haſt ein!"

Als die Töne, welche ſich in reigenartigen Läufen um den Text geſchlungen, verklungen waren — ſchwiegen Alle in freudenreicher Andacht, und als ſpäter in der kalten, reichgeſtirnten Mitternacht die Glocken zum hellerleuchteten Kirchlein riefen, giengen ſie froh und andächtig geſtimmten Herzens durch die heilige Nacht.

## XI.

# Die Tölpeljahre.

Unſern Hieronymus und ſeine Gefährten ſehen wir nun in jene Lebensperiode eintreten, wo die Kinderwelt entſchwunden iſt, wo das Jünglingsleben beginnt, mit ſeinen neuen Gefühlen, ſeiner eigenthümlichen Anſchauung, und wo die Aeltern gewöhnlich die Frage zu erörtern pflegen: „was ſoll eigentlich aus dem Buben werden?“

Das Leben des Menſchen iſt dem Jahresleben eines Baumes vergleichbar, und die Jugend dem Frühlinge, welcher die Blüthen hervorlockt. Wie ihr roſiger Schmuck die Hoffnung des Pflanzers erweckt, ſo entzücken uns die ſich entwickelnden Eigenſchaften des Kindes. Iſt aber der Frühling vorüber, ſo ſieht der ſorgliche Gärtner nach, was wohl die wehenden Lüfte, die Maifröſte übrig gelaſſen haben; und er iſt froh, wenn von all den hoffnungsreichen Blüthen nur ein beſcheidener Theil ſich angehängt hat, als werdende Frucht, und als künftig lohnende Aernte. Zu ſchönen Hoffnungen durfte Vater Mathias ſich gewiß berechtigt glauben, denn ſein Hieronymus hatte bisher bei allen Arbeiten ein natürliches Geſchick gezeigt, und manchfache verſprechende Anlagen entwickelt.

Ein äußerer Anlaß leitete den Knaben darauf, ſich in einem neuen Kunſtzweige zu verſuchen. In der letzten Adventszeit nämlich, auf einer ſeiner Wanderungen zu dem Bruder Klauſner, hatte der Knabe den meſſingenen Perpendikel zu einer Schwarzwälderuhr gefunden, und mit demſelben alſobald den hölzernen Pendel der Stubenuhr daheim geſchmückt. Zu dieſer neuen glänzenden Zierde ſchien ihm aber bald das rauchige, papierne Zifferblatt nicht mehr zu paſſen, und der junge Künſtler machte ſich daran, ein neues, hölzernes Blatt zu beſchaffen, wie ſie damals aufkamen. Ein tannenes Brettlein war bald ſorgfältig zugerichtet, und Hieronymus verſuchte nun, in den Rundbogen, über dem eigentlichen Zifferblatte, mit den Schreinerfarben ſeines Vaters, ſeinen Namenspatron, den heiligen Hieronymus mit dem Löwen zu malen. — Nach dem Urtheile Aller, welche das Werk zu ſehen bekamen,

war es meiſterhaft ausgeführt. Der junge Künſtler ärntete darob vieles Lob und erhielt ſogar Beſtellungen auf ähnliche Schilde.

Der Stadthalter verlangte einen ſolchen, und ſelbſt der Laubhauſer geſtattete es, daß Hieronymus die hölzerne Wanduhr, welche ſchon ſeit Mannesgedenken in der Stube des Hofgebäudes hieng, auf die neue Weiſe renoviren dürfe.

Auf das Zifferblatt nun malte Hieronymus Laubhauſen, mit Allem, was d'rum und d'ran war. Im Vordergrund ſah man das Gärtlein mit den Roſenhecken; daneben Florentina, wenigſtens ſollte ſie es ſein, mit gelbem Strohhut und blüthweißen Hemdärmeln, eine Roſe in der Hand haltend.

Auch dies Werk erhielt ſo allgemeine Anerkennung, daß der Hofbauer nicht umhin konnte, in den Beutel zu greifen und den Verfertiger mit einem blanken Sechsbätzner zu belohnen; eine Thatſache, worüber Alle, welche den Laubhauſer kannten, ſich nicht genugſam wundern konnten. Der junge Künſtler erhielt fortwährend Aufträge aus der Nachbarſchaft, und wurden ſie auch nicht glänzend bezahlt, ſo ſetzten ſie ihn doch in den Stand, ſeinen Sparpfennig in dem gelbſeidenen Beutelchen, einem Geſchenke der Großmutter, anſehnlich zu mehren.

Dieſer Schatz ſollte einſt ſein Zehrgeld abgeben, wenn er hinauszöge in die Fremde, denn daß dies geſchehen müſſe, war abgemacht; aber als was, zu welchem Zwecke, darüber war weder Hieronymus, noch eines ſeiner Aeltern mit ſich einig, wie oft die Frage auch Gegenſtand des häuslichen Geſpräches geweſen ſein mochte.

In der That war Hieronymus auch der Einzige ſeiner Kameraden, über deſſen künftigen Beruf man noch zu keinem Entſchluß gekommen. Romulus hatte ſtets wenig Neigung zur Feldarbeit gezeigt, weßwegen ſein Vater auf den Gedanken gekommen war, der Bube müſſe ein Herr werden. Inzwiſchen las der Junge gerne in Büchern, lernte ganze Predigten auswendig, und hatte als Kind ſchon zu Hauſe alle kirchlichen Ceremonien nachgemacht, wozu ihm von Hieronymus Altäre, Fahnen und andere Paramente geliefert worden waren. Er war der Liebling ſeiner Großmutter, welche ihn für ein ausgemachtes Wunderkind erklärte: „denn ſie habe in den Planeten herausbuchſtabirt, daß er dereinſt, wenn nicht Pabſt, doch gewiß Prälat oder Biſchof werde.“ Der junge Herr hatte auch wirklich zu ſtudiren angefangen, und von dem Herrn Pfarrer in den Rudimenten Unterweiſung empfangen. Wenn der Neffe des geiſtlichen Herrn, ein junger Studioſus Juris, ſeine Ferien im Thale zubrachte, ſo war ihm Romulus dienſtbarer Geiſt und Famulus. Dieſer durfte dem Studenten Kleider und Schuhe reinigen, und bei Ausflügen das Mäntlein tragen. Daß er nebenbei auf ſeine Kameraden Hieronymus und Dionys etwas gering, ſchätzig herabſah, konnte einem jungen Menſchen nicht übel genommen werden, der bereits eingetreten war in die Vorhallen der Gelehrſamkeit, welche jenen armen Alltagskindern auf

ewig verſchloſſen bleiben ſollten. Ja bisweilen ſah man den angehenden Gelehrten herumwandeln, wie Einer, welcher bereits den Stein der Weiſen gefunden, aber der doch auf dem beſten Wege iſt, ihn nächſtens aufzuheben und in die Taſche zu ſtecken.

Was Dionys anbetrifft, ſo hatte ſein Vater, der Stadthalter, als ſpekulirender Mann, neben ſeiner Wirthſchaft noch einen Kramladen errichtet, worin er dem gewöhnlichen Waarenvorrath für den ländlichen Handbedarf noch ein Lager von Draht, Eiſen- und Meſſingblech, Farbwaaren u. ſ. w. beigeſellte, um damit die Uhrmacherwerkſtätten der Umgegend zu verſorgen, welche täglich mehr an Bedeutung annahmen.

Der junge Dionys war für ſein Alter bereits ein recht gewürfelter Menſch, welcher ſich trefflich zu dem Krämergeſchäft anſchickte. — Wenn er ſo des Sonntags Nachmittags, wo viele Leute ab- und zugiengen, vor der Ladenthüre ſtand, die Schreibfeder hinter'm Ohr, wußte er eine Miene anzunehmen, als wäre er Mitglied der oſtindiſchen Handelskompagnie und wüßte der ganzen Welt die Prozente vorzurechnen.

Des Landbauers Peter, welcher auch faſt herangewachſen war, der einzige Sohn des reichen Hofbauern, brauchte ſich wegen ſeiner künftigen Beſtimmung begreiflich nicht viel Kopfbrechens zu verurſachen. Liebe am Bauernſtand war ihm angeboren, und er kümmerte ſich in der That nur wenig um die Dinge, welche außerhalb der Markſteine des Hofguts lagen.

So war denn unter Hieronymus noch der Einzige, welchem ſein beſtimmter Lebensweg vor Augen lag. Sein Vater wünſchte ihn in demjenigen ausgebildet zu ſehen, was er ſelbſt mit ſo viel Mühe und doch nur nothdürftig Andern abgelernt: im Schnitzen und Malen. So war ihm bekannt, daß ſein Schwager, der Kloſterſchneider, ein Verwandter der Malerfamilie Schilling in Villingen ſei, welche damals viel für Kirchen und Kloſter zu thun hatte. Er hatte ſich vorgenommen, gelegenheitlich mit dem Kloſterſchneider über die Sache zu reden, und ihn um Rath zu fragen.

Dem Kloſterſchneider aber wollte der Plan nicht recht einleuchten. Er gab zu bedenken: wie viel Koſten und Zeit es brauche, bis Einer in der Malerkunſt gehörig ausgelernt habe, und ihm ſcheine es beſſer, den Buben zum Lehrfach zu thun: „denn," ſagte er, „es iſt jetzt d'rauf und d'ran, daß die Normalſchulen überall eingeführt werden, nicht nur in den kaiſerlichen Landen, ſondern auch im Fürſtenbergiſchen iſt es im Gang, und ich glaub', daß er da am Platz wär', wo er ſein ordentliches Brod und Auskommen finden könnte. — Ueberlegt's mit einander."

Dieſer Anſicht konnte aber Bachweber, welcher auch in den Rath gezogen ward, keineswegs beiſtimmen, nicht etwa, weil er fürchtete, daß Hieronymus ihm ſpäter in's Handwerk ſehen möchte, ſondern aus purer Feindſchaft gegen alle Neuerungen. „Die Normalſchulen," ſagte er, — als der Schwager aus dem Kloſter wieder fort war, „werden nicht gar lang

halten. Mir iſt die Sach' nichts Neues. Es iſt nichts weiter, als die neue freidenkiſch' Lehr."

Als ihn Anaſtaſia fragte: was denn die freidenkiſch' Lehr ſei? erläuterte der Schulmeiſter: „Ha, zum Beiſpiel, früher hat man geſchrieben: „er kommt" — und jetzt ſchreiben ſie: „er kömmt" — das iſt der ganze Unterſchied." — Hieronymus, der bei dieſer wichtigen Frage auch nicht ganz ohne Sitz und Stimme bleiben konnte, gab aber dem Anaſtaſia entſchieden den Vorzug. Das Lehramt wollte ihm nicht in den Kopf. Doch damit war die Sache noch keineswegs in's Klare gebracht, denn nach Vater Mathias Anſicht mußte ſie nothwendig noch mit dem Vetter Feldwaibel in Hüfingen überlegt werden. Das ward auch ausgeführt: man zog in das Standquartier, und ward dort von dem Feldwaibel, wie gewohnt, freundſchaftlich empfangen.

Der Kriegsmann billigte das Streben des Hieronymus, und erbot ſich gerne zu aller Beihilfe. Ohne weiteren Verzug führte er die Angekommenen zu ſeinem Freunde, dem Faßmaler, den ſie gerade in voller Arbeit fanden. Der Meiſter hatte einen reichgeſchnitzten Altar unter den Händen, um ihn mit buntfarbiger Marmorirung und Vergoldung zu ſchmücken. Beim Anblick dieſes Werkes, ſo wie der raſchen Handfertigkeit des Meiſters ward es dem armen Mathias faſt weinerlich zu Muth, ſo klein kam er ſich ſelber in dieſem Augenblick vor.

Als der Feldwaibel dem Meiſter das Anliegen ſeines Vetters gründlich auseinander geſetzt, legte jener den Anſtreichpinſel und das Goldmeſſer aus der Hand, ſah über die Brille weg auf den Jungen, und erwiederte: „Jetzt g'rad im Augenblick kann ich euern Sohn nicht wohl unterbringen — ich hab' gegenwärtig ſelbſt noch zwei Lehrjungen, und bis der eine Schlingel ausgelernt hat, kann ich keinen andern einſtellen. — Aber — darnach kann es ſein, da wollen wir ſehen — wie ſich der kleine Wäldner anlaßt. — Die vom Wald," fuhr er fort, „haben gemeiniglich ein beſſeres Sitzleder und bleiben lieber bei der Stubenarbeit als die Bauernbuben, die 'naus müſſen, wenn die Lerchen ſingen — in's Feld. — Ich denk' ſo in einem halben Jahr — wird ſich viel zeigen." — Mit dieſen Zuſicherungen ſchickte man ſich zum Fortgehen an. „Was ich noch ſagen will," rief der Meiſter den Scheidenden nach, „werdet ihr euern Vetter heut' Abend mitbringen zu meinem Schwager, dem Verwalter?" der Feldwaibel bejahte und geleitete ſeine Gäſte wieder nach Hauſe, wo die Hausfrau und das Mittageſſen ihrer warteten.

Das Tiſchgeſpräch nahm dießmal eine Wendung, über die gewohnten eigenen Angelegenheiten hinweg. Denn das Gewitter, welches bald in Frankreich zum Losbruch kommen ſollte, zeigte ſich ſchon als unheilverkündende Wolke am Horizonte, und das Wetterleuchten zuckte bereits herüber über den Rhein.

„Ich glaub', daß ich in meinen alten Tagen nochmal Pulver zu riechen bekommen werde," äußerte der Feldwaibel, „denn," ſetzte er hinzu, „die

Potentaten haben kein sonderlich' Wohlgefallen an der G'schicht da drüben."

Mathias erschrack bei dieser Bestätigung der trüben Nachrichten, welche der Sohn des Kaiserzollers bereits auch schon auf den Laubhauser Hof gebracht hatte; er kannte den Krieg, und wußte, daß der Bauer stets am schlechtesten dabei weg komme, und er pflegte deßhalb immer zu sagen, wenn von Krieg und Händeln die Rede war, daß ihm für sein Theil der Friedle der liebste sei. — Als Antwort theilte er nun dem Feldwaibel die Nachrichten des Kaiserzollers mit: im ganzen Elsaß gehe ein gefährlicher Wind, im Straßburgischen, im Hanauischen und in der Ortenau hätten sie rebellirt, der Fürst von Heitersheim sei fort nach Paßau. Noch andere Herrschaften und Beamte hätten sich retirirt, und auch sein Vater habe sich vorgenommen, beim ersten Anlaß mit seiner Kasse nach dem einsamen Laubhauser Hof zu flüchten.

„Wenn wir heut Abend beim Verwalter zu Licht gehen, werden wir vielleicht noch mehr Neuigkeiten hören, heut' kommt die Ordinari und die Zeitung," entgegnete der Feldwaibel. Der Beamte aber, von welchem er gesprochen, war der Verwalter des fürstenbergischen Zuchthauses zu Hüfingen, wohin man auch die Strafcontingente einiger benachbarten Territorien ablieferte.

Diese Anstalt beherbergte damals noch Gäste eigener Art; Burschc niederer Herkunft, welche nicht gut thun wollten, pflegte man unter das Militär zu stecken: vornehme, wohlhabende Familien aber zogen es vor, einem mißrathenen Sohne, an welchem nichts mehr fruchten wollte, einen Platz im Zuchthaus zu verschaffen.

In dem Strafhause zu Hüfingen befanden sich um jene Zeit einige solcher Herren, denen man übrigens eine gewiße Freiheit und Behäbigkeit gestattete.

Die geräumige Stube des Verwalters war Abends der gewöhnliche Zusammenkunftsort von Bürgern und Beamten, welche in vertraulichen Gesprächen über häusliche und städtische Angelegenheiten, über Krieg und Frieden sich daselbst die Stunden verkürzten.

Als diesmal der Feldwaibel mit seinem Vetter eintrat, war der Kaplan gerade beschäftigt, einen Artikel aus dem Augsburger Postreiter, der fast einzigen damals auf dem Lande verbreiteten Zeitung, vorzulesen. Es war darin von einem Courier die Rede, welcher mit wichtigen Depeschen durch Augsburg gekommen. Diese Nachricht führte unsere Gesellschaft unwillkührlich zur Erörterung der wichtigen Frage: was das wohl zu bedeuten haben werde? Die meisten der Zuhörer schienen nicht abgeneigt, zu glauben, daß es Krieg geben könne. Auch der Kaplan war dieser Meinung.

„Seine Majestät der Kaiser," sagte er, „ist bekanntlich verschwägert mit dem Franzosenkönig, und es sollte mich nicht wundern, wenn er mit dem König von Preußen Allianz machte, um seinem Schwager zu Hilfe zu ziehen."

„A pudlen" ließ sich aus der Ecke ein junger Mann in Jagdkleidung

vernehmen, „der König von Frankreich wird allein mit der Canaille fertig werden! hätt' ich nur vier Wochen das *regime*," ſetzte er bei, indem er die Füße über den, vor ſeinem Lehnſtuhl ſtehenden Schemel legte, „ich würde der Welt ein Exempel geben."

Der Sprecher war **Monsieur** de Sirjean, einer jener jungen Herren, von welchen wir eben geredet. Seine Familie, bei Colmar begütert, war durch den jungen Thunichtgut faſt ruinirt worden, und hatte ihn endlich dem Zuchthausverwalter in Hüfingen in Koſt und Logis gegeben.

„Die Morgenröthe der Humanität iſt angebrochen," entgegnete der Gefällverwalter, indem er ſeine Perücke etwas auf die Seite ſchob, „und ich behaupte, daß die Tugend im Zwillichkittel eben ſo ehrwürdig ſei, wie im goldbordirten Rock: — Freund! jetzt ſchmaucht man keine Hexen mehr — ſagt Lichtwehr. Das Herz des Ueberflußes iſt von der gütigen Natur für Alle ausgeſchüttet."

„**Vive bien**! mit Ausnahme der Straßburger Gänſeleberpaſteten!" warf ironiſch Sirjean ein; denn der philoſophirende Gefällverwalter, welcher als alter comfortabler Junggeſelle lebte, hielt, nebſt der Tugend und Natur, Geflügel, feines Gemüſe und andere Produkte der höheren Kochkunſt, welche er von Straßburg zu verſchreiben pflegte, für das Preiswürdigſte.

„Man mißverſteht mich!" verſetzte beleidigt der Gefällverwalter, ſchob die Perücke auf die andere Seite, und drehte dem Mißbeld den Rücken zu. Der Kaplan aber, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, ſagte: „Ich verſtehe mich zwar nicht viel auf weltliche Händel, aber ſo viel ſcheint doch aus Allem hervorzugehen, daß ein Ueberfall franzöſiſcher Seite gar wohl möglich wäre."

Dieſer Ausſpruch aber brachte ſämmtliche Kaiſerlichgeſinnte in den Harniſch, und der Zollbereiter ſchwur hoch und theuer: daß ſie, nämlich die Franzoſen, nicht ungeſtraft über den Höllenpaß herauf kommen ſollten. — „Es müßte mit dem Teufel zugehen," meinte er, „wenn wir ihnen nicht ſchon vor unſern Thoren ein Frühſtück anrichteten, daß ſie ſich das Mittageſſen anderswo ſuchen würden."

„Da werden wir uns ſtädtiſche Schützen wohl auf die Stadtmauer poſtiren müſſen," unterbrach ihn der Zuchtverwalter lächelnd; „und die Böller aufpflanzen, zur Begrüßung," ergänzte ſein Nachbar und Hausfreund, der Nagelermeiſter.

„Allerdings," erwiederte der Zollbereiter, „haben ſich nicht ſchon eben ſo kleine Städte gegen übermächtige Feinde gewehrt? — man leitet die Dreq in den Stadtgraben, verrammelt die Thore, wirft die hölzerne Brücke ab — und da wollt ich doch ſehen." —

„Man hört, junger Herr," unterbrach ihn der Feldwaibel, der bisher ſchweigend zugehört, „daß ihr noch niemal dabei geweſen ſeid, wo es geknallt hat; im Krieg geht's anders, glaubt nur mir."

„Herr Feldwaibel!“ erwiderte etwas beleidigt der commandirende Zollbereiter, „das kann ich euch sagen, so wie zu euerer Zeit im siebenjährigen Krieg, so gieng's nicht mehr, es sind andre Zeiten.“

„Wollen sehen,“ erwiderte gelassen der alte Kriegsmann, „der Markt wird lehren kramen, nur nicht so hitzig, Herr!“ Aber der Zollbereiter ließ sich nicht außer Fassung bringen, er nahm den Kampf wieder auf, und schleuderte Tod und Verderben von den Mauern und Thürmen der Vaterstadt auf den Reichsfeind. Und als Sirjean zuletzt verächtlich einige Stücke auf einer der Anhöhen um die Stadt aufführen ließ, um die „Spießbürger“ Moreé zu lehren, wurde der Tiskurs und das Schlachtgetöse immer lauter und allgemeiner — und wahrlich! das Schicksal beider Reiche wäre sicherlich schon jetzt, an diesem Abend an den Ufern der Bregach entschieden worden, hätte nicht ein plötzliches Dazwischenkommen die Kämpfenden getrennt, — es war der Nachtwächter, welcher, auf seinem gewöhnlichen Gang durch die Gassen, vor dem Hause seinen Ruf erschallen ließ:

„Horet was ich euch will sagen,
Die Glocke hat zehne g'schlagen!
Habet Acht auf Feuer und Licht,
Gelobt sei Jesus Christ!“

„Wir haben uns wieder verplaudert,“ hieß es — und Jeder griff nach Hut und Stock, überrascht, daß es schon so spät sei. Im Abgehen sagte der Vetter Galli, ein verständiger Bürger und Bauersmann: — „So viel hab ich gemerkt, wir machen die Sach' nit aus, — der Kaiser aber, denk ich, wird der „Hans“ schon 'nen Stiel finden. — Gut Nacht!“

Hieronymus, in die Heimath zurückgekehrt, führte seit dieser Zeit ein eigenthümliches Leben; er war ruhelos, harrte Tag um Tag, Woche um Woche auf Nachricht von dem Meister aus der Stadt. Zu Arbeiten fühlte er keine rechte Lust mehr, und schien sogar gewohnte Gesellschaft zu meiden. Er glich einem Menschen, welcher eine Reise vor hat, überall schon Abschied genommen, und stets durch Hindernisse wieder festgehalten wird. Sein bisheriger Gedankenkreis schien sich verändert zu haben, und sein Geist suchte in die Weite zu schweifen.

Wem es aber vergönnt gewesen wäre, einen Blick zu thun in das Innere des jungen Menschen, in den verschwiegenen Grund seines Herzens, der hätte hier vielleicht noch andere Ursachen seines wachsenden Unbehagens gefunden, das ihm die jugendliche Brust bald hob, bald beengte. — War es etwa gar die Liebe, im Schoße der Hoffnung, welche ihm, dem Sohne des Knechtes, Träume einer goldenen Zukunft vormalte, ein holdes Bild, einen glänzenden Besitz in weiter, doch erreichbarer Ferne?

Es trieb ihn hinaus in die Wälder und Berge, und sein liebster Gesellschafter war jetzt Stoffel, der alte Waldgriesle. Das wußte, wenn gleich

ſtets wechſelvoll beſchäftigte Leben des Jägers und Fiſchers paßte vollkommen zu ſeiner Gemüthsſtimmung.

Oft wenn es im Thal ſchon dunkelte, wenn nur einzelne ſtäubende Stellen des Baches, oder die Quellen im tiefen Wieſengrün den Schein des Tages und die glühende Abendröthe noch wiederſpiegelten, ſah man die beiden Geſellen noch draußen beim Fiſchfang. Und früh Morgens, wenn noch die feuchten Nebelmaſſen auf den Bergen lagen und über den wilddurchwachſenen Ufern der Bregach, zogen ſie wieder aus mit Netzen und Stangen.

Wenn im erſten Frühjahr der Auerhahn balzte und der fürſtliche Hof zur Jagd des edlen Vogels die alten Tannenwälder durchzog, waren Stoffel und Hieronymus, die Büchſe über der Schulter, im Gefolge. Zur Herbſt- und Winterzeit konnte man ſie ſehen, weidmänniſch Berg und Thal abbuſchiren, oder auf dem ſtillen Birſchgang regelrecht das Wild beſchleichen. Von der felſigen Fiſcherhöhe führten ihre Streifereien ſie bis in die Wälder der Schellach und des Hallenberges, und nicht ſelten nahmen ſie ihr Nachtlager in entlegenen Höfen: die Obdach war dort ihr Bett, Brod und Milch ihre Nahrung.

Die Mutter kümmerte ſich oft über dieſe Lebensweiſe ihres Sohnes, und es vermochte ſie nur wenig zu beruhigen, wenn der Vater ihr tröſtend einredete, daß es ja nicht lange mehr dauern könne, bis Hieronymus beim Hofmalermeiſter eintreten müſſe.

Denn mehr noch als das Leben, von welchem das Sprichwort ſagt:

Fiſchen und Jagen
Hat nie viel eingetragen,

mußte die Mutter ſich Bedenken machen über die Geſellſchaft ihres Sohnes, denn in der That ſagte man dem Jäger mancherlei Unheimliches nach. Er beſuchte nie eine Kirche, und man wußte nicht recht, ob er ein Heide oder ein Chriſt ſei. Wie alt er eigentlich wäre, war Allen, dem Jäger ſelbſt unbekannt; denn ſeinen Firmzettel, das einzige chriſtliche Zeichen, welches er früher beſeſſen haben wollte, hatte er längſt verloren. Auch wußte man, daß viel Menſchenblut an ſeiner Hand klebe, denn ſeinen Wilderer, welcher im Revier ihm aufſtieß, hatte er noch verſchont. Von ihm dagegen behauptete man, daß er ſich „feſt machen“ könne, ja Einige waren nicht davon abzubringen, daß der Stoffel bisweilen den „Schwarzen im Wald“ aufſuche, denn von einer ſeiner Teufelskünſte waren faſt alle Einwohner von Krähenbach, wo der Oberjäger, ſein Vorgeſetzter wohnte, Augenzeugen geweſen. Dieſem Forſtmanne nämlich war einige Mal Obſt aus ſeinem Garten geſtohlen worden, und der Stoffel hatte öffentlich ausgeſprochen, daß er nächſtens einen der Diebe „ſtellen“ werde. Und wirklich, als die Leute des nächſten Sonntags Morgens aus der Kirche kamen, am Garten des Oberjägers vorbei, erblickten ſie daſelbſt mit Staunen einen fremden Handwerksburſchen, die Hand am Bäu eines Apfelbaumes und die Verübergehenden

um Hilfe rufend: er ſei gebannt und könne nicht vom Baume herabkommen. Darauf hatte der Stoffel das Fenſter geöffnet und herunter gerufen: „Aha! hab' ich dich endlich! Wart Schlingel! ich will dir Willkomm und Abſchied geben.“ — Mit einem Satze war er auch herunter, eine Hepperiche in der Hand, um dem armen Teufel das Trinkgeld zu verabreichen. Alsdann hatte er einige geheimnißvolle Zeichen gemacht, etwas in den Bart gemurmelt, und den Schelm laufen laſſen.

Ein naſeweiſer Bube wollte zwar geſehen haben, wie des Abends zuvor derſelbe Handwerksburiche den Stoffel um einen Zehrpfennig angeſprochen, und dieſer dann ein Längeres mit ihm beredet habe. Doch was kann ſo ein dummer Junge nicht Alles ſehen! —

Ob es mit den andern Künſten Stoffels ähnliche Bewandtniß gehabt habe, vermögen wir nicht zu entſcheiden; gewiß bleibt, daß der Waldgeiſt überall dabei war, wo es ein unheimliches Treiben galt. Durch ihn vermehrlich war ein alter, faſt vergeſſener Brauch wieder in Schwung gekommen, „das Sägſpeerſen“ in der Nacht vor der Jungfernfaſtnacht, obgleich viele Leute dies „heidniſche Treiben“ ungern ſahen. Manche behaupteten, daß dabei eben oft ein gewiſſer Jemand zum Todtſchrecken aller Theilnehmer ſich unpaßlich eingeſtellt habe.

Es war im März am Abend vor der diesmaligen Jungfernfaſtnacht; die jungen Burſche, Hierenymus unter ihnen, hatten ſich verſammelt, um mit der einbrechenden Nacht auf die hohe St. Georgenhalde zu ziehen; unten im Thale ſammelten ſich die Zuſchauer, die Mädchen dicht zuſammen gedrängt. Als der letzte Abendſchimmer zwiſchen dem dunkeln Wolkenſchleier verſchwunden war, ſah man eben auf der Halde ein mächtiges Feuer auflodern. Dort war indeſſen eine junge Tanne in ſcheibenförmige Stücke geſägt worden, und die Scheiben in der Mitte durchbohrt. Jeder Burſche hatte eine Scheibe ergriffen, um ſie vorn auf einen Stock zu ſtecken und dieſelbe, alle beſtrebt, an dem Feuer in Brand zu ſetzen.

Hieronymus trat zuerſt vor, den Stab mit der glühenden Scheibe in der Hand und ſprach, gegen das Thal gewendet, mit lauter Stimme: „die Sägſ fahrt linkſ, die Sägſ fahrt rechts, ſie macht's der Jungfer Florentina g'rad recht!“ Dabei ſchwang er ſeinen Stock raſch herum und ſchleuderte die Sägſ weit hinaus. In mächtigem Bogen, wie ein ſchießender Stern flog die feuerſprühende Scheibe durch die finſtere Nacht, um unten ziſchend in den Wellen der Bregach zu erliſchen. Auf ſolche Weiſe that nun einer um den andern der jungen Leute vor, warf ſeine Sägſ, ſprach dasſelbe Verslein dazu, in dem er den Namen des Mädchens einſchaltete, welcher zu Ehren der Wurf gelten ſollte.

Des andern Tags empfing jeder dieſer ländlichen Ritter den Dank von ſeiner Ehrendame. Dieſe Maben bekränzen zwar nicht in güldenen Ketten, auch nicht in ſilbernen Pokalen, wohl aber für einen Jeden auf einer

anſehnlichen Platte voll Leckmachtöſüchlein, von den ſchönen Händen friſch bereitet.

Für unſern jungen Helden, der, wie wir ſehen, auf ganz gutem Wege war, ein Taugenichts zu werden, ſchlug glücklicherweiſe jetzt bald die Stunde einer Lebenswendung. Doch ehe dieſer Zeitpunkt erſchienen, hatte der junge Menſch noch einmal Gelegenheit, ſich ſeiner Freundin Klarentina gefällig und dienſtbar zu erweiſen.

Dieſe war unterdeſſen in ein Alter getreten, wo man mit Fug und Recht von ihr ſagen konnte: „Doch de biſch ſe Meideli meh, jetz ſag i der Meidli, und wie de geſch, wirſch allimil greßer und ſchöner.“ Durch die Mutter war ihr ein Kleiderkaſten eingeräumt, und der Vater hatte im Punkte der weiblichen Kleidung die entſcheidende Stimme verloren. „Ich bin nimmer Meiſter,“ äußerte er oft, „die Mutter hat ſie vertogen.“

Bevor jedoch das Töchterlein ihre Habſeligkeiten in den überkommenen Kaſten einräumte, hatte ſie den Hieronymus gebeten, um Renovirung des alten Schreins; eine Bitte, die wie ein reifer Same in fruchtbares Erdreich fiel. Freudig hatte ſich der Künſtler an die Arbeit gemacht, und den Schrank mit Roſen, Guirlanden und dem Namenszuge der Eigenthümerin auf das lieblichſte verziert, während ihm dieſe ſtets Geſellſchaft leiſtete, und zuweilen durch einen Imbiß aus der Küche und dem Keller des Landhauſes Hofer ſeine Begeiſterung erhöhte.

Endlich kam aber die ſo lange erwartete Botſchaft des Meiſters von Hüfingen, daß der neue Lehrling eintreten könne. Bald darauf nahm Hieronymus Abſchied von ſeiner Heimath, einer unbekannten Beſtimmung entgegen zu gehen.

## XII.

# Die Ankunft.

Wenn ein Wanderer, von den waldigen Höhen der rauhen Kapfeneig, wo die Dreisach entspringt, ostwärts schreitend dem Lauf dieses Baches folgt, so führt ihn seine Straße durch die Waldorte Furtwangen, Langenbach, Vöhrenbach, dann vorüber an der gebrochenen Veste Neu-Fürstenberg und bis zum alten Zindelstein, wo der Bach den fast ununterbrochenen Tannenwäldern des mittleren Schwarzwaldes den langen Abschied zumurmelt. Hier erweitert sich das Thal und beginnt auszumünden in eine weite freie Hochebene, mit tief eingeschnittenen Thälern. Von irgend einer freien Höhe hier entfaltet dem Blick sich eine Landschaft mit fruchtbaren Getreidefeldern, unterbrochen durch Wiesen, lange Waldstrecken, große Weideplätze, und zwischen all diesem, Landstädte, wohlgebaute Dörfer und einzelne Höfe: es ist ein Theil der großen Bertholdsbaar.

In Urzeiten befand der Boden größtentheils aus Sümpfen und Lettmoren. Doch hat man Spuren eines Anbaues, welche weit vor die christliche Zeitrechnung hinaufreichen *). Daß die Kultur hier nicht mehr untergegangen, beurkunden die noch vorhandenen römischen Baureste und Straßen. Wenn im Verlauf der mittleren Zeiten ein geschichtliches Dunkel auf dieser Gegend ruht, so geben doch einzelne Kunststücke, so wie viele Orts- und Flurnamen, welche daher kommen, das gleiche Zeugniß. Von den Karolingischen Königen, zu deren Kammergut die Baar gehörte, waren zu Neudingen und Hondingen Grafen bestellt worden, welche an den Malstätten zu Löffingen und Baremberg bei Villingen Recht sprachen.

Mit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts war die Gegend dem Handgut der Herzoge von Zähringen zugetheilt worden, und kam mit dem Erlöschen dieser Fürstenlinie in den Besitz der, mit jenen verschwägerten Grafen von Fürstenberg.

*) Zeitlose vorhistorische Zeichnungen.

Dieſes ruhmvolle, heute noch blühende Haus war zur Zeit von Kaiſer Rudolf ſchon reichsunmittelbar, und wenn es ſich auch, wie faſt alle Donaugeſchlechter jener Zeit, nach und nach in Linien ſpaltete, bis die Beſitzungen endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder in der Hand des zu Donaueſchingen reſidirenden Fürſten Johann Wilhelm von Fürſtenberg vereinigt wurden, ſo hat die Baar unter ihrer Herrſchaft doch [illegible] Kultur und Geſittung zugenommen.

Das fürſtenbergiſche Städtlein Hüfingen, in welches wir nun den Helden unſerer Geſchichte bald eintreten ſehen werden, hatte zu jener Zeit noch ſo ziemlich ſein mittelalterliches Anſehen, denn die Stadtmauern, ſo wie der Waſſergraben davor, die Thore und ein Paar Thürme waren noch wohl erhalten.

Das Alter dieſes Städtleins iſt nicht bekannt, doch wurde daſelbſt ſchon im Jahre eintauſend zweihundert dreiundneunzig die jetzt noch beſtehende Kaplanei St. Blaſii geſtiftet, wahrſcheinlich als Hofkaplanei des edeln Geſchlechtes von Schellenberg, welches die Stadt als fürſtenbergiſches Lehen beſaßen. Im ſiebenzehnten Jahrhundert kam die Stadt durch Kauf wieder in den ausſchließlichen Beſitz der Lehensherrſchaft, und die damaligen Einrichtungen beſtanden noch zur Zeit unſerer Erzählung. Das gemeine Weſen wurde verwaltet durch einen von der Herrſchaft geſetzten Schultheißen, welchem die Rechtspflege oblag, und durch einen aus der Gemeinde hervorgegangenen Bürgermeiſter, dem ein wohlanſehnlicher Rath zur Seite ſtand.

Landwirthſchaft und bürgerliche Gewerbe ſicherten der Einwohnerſchaft ein behäbiges Leben. Wie damals überall, waren die Gewerbe noch durch ihre mittelalterliche Zunftverfaſſung zuſammengehalten. Es hatte ſich dadurch noch Manches von jener ſchönen Kunſtfertigkeit erhalten, welche ſchon zu Anfang unſeres gleich- und fabrikmachenden Jahrhunderts in ſichtliche Abnahme gekommen war, und waren mit dem Aufhören der alten Reichsverfaſſung auch alsbald die letzte Spur verſchwand.

Wie achtungswerth ſind nicht, um nur einige Beiſpiele anzuführen, die Arbeiten in gebranntem Ton eines Hafnermeiſters Hans Kraut, der zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Villingen lebte. Welch hübſches, nicht ſelten mit Geſchmack und phantaſiereichem Schwunge gearbeitetes Ofenwerk von geſchickten Schleißern findet ſich noch an öffentlichen Brunnen, an vielen Wirthshausſchildern, an Fenſtern oder Thüren. Stets auch gab es Meiſter, die im Graviren, in getriebenen Arbeiten in Kupfer oder Silber ehrenwerth ſich auszeichneten. Und gewiß nicht leicht fand ſich ein etwas bemittelter bürgerlicher Bauherr, der nicht auch an, oder in ſeinem Hauſe auf irgend eine künſtleriſche Zierde, ſo viel wenigſtens in ſeinen Kräften ſtand, bedacht geweſen wäre. Eine Figur, eine Malerei, ein Emblem, in mannigfaltiger Beziehung auf Haus, Familie, Religion oder Gewerbe, durfte nicht wohl fehlen.

Während auf dem Land noch immer festgehalten ward an alter Tracht und Sitte, blieben die Städter nicht minder eifrig im Erhalten ihrer bürgerlichen Einrichtungen und Satzungen, ihrer Bräuche und öffentlichen Kundgebungen, welche dem sonst engen Leben mannigfachen Reiz und Abwechslung gaben, indem sie, den Jahreszeiten gleich, heute Dies brachten und morgen ein Anderes. Geschahen auch all diese Bewegungen in einem nur kleinen Maßstab, so mußte doch für unsern Hieronymus die Versetzung aus seinem einsamen Waldesrevier in solch eine, an der Heerstraße liegende Landstadt ein einschneidender Schritt sein.

Ueber den Abschied unseres Auswanderers von den Seinigen, die älterlichen Ermahnungen, seine eigenen Gedanken und Empfindungen beim Scheiden, wollen wir nicht viel sagen, auch nicht über das Lebewohl, welches des Landhauers Töchterlein von oben am Kammerfenster ihres Hauses dem Scheidenden noch zuwinkte, als dieser früh Morgens, wo kaum das erste Frührot durch die alten Tannen des Schwarzwaldes schimmerte, in Begleitung des Vaters und seiner Kameraden Dionys und Romulus, das heimathliche Thal verließ. Beim Zindelstein waren diese geschieden, nachdem man im Wirthshaus zum „schwarzen Bue“ noch den Abschiedswein getrunken.

Ohne Aufenthalt seines Weges ziehend, erreichte der Wanderer bei guter Tageszeit die Stadt Bräunlingen. Von da wendete er sich ab von dem gewöhnlichen Fahrweg, rechts an der alten Gottesackerkirche vorbei, zu dem schattigen Fußweg durch den Aethenrain, den er schon einmal mit seinem Vater gegangen.

Am Ausgang der waldigen Höhe machte er einen Augenblick Halt. — Die Stadt lag in einiger Entfernung vor ihm. — Es war ein heißer Junitag; an den lichtblauen Bergen flimmerten die Luftwellen, und über dem altertümlichen Städtlein mit seinem grünbedachten Kirchthurm standen glänzend weiße Wolken im reinen Aether. Im Walde war es stille, man hörte nur das Fallen der Tannzapfen und das Nagen der Eichhörnchen in den hohen Baumwipfeln; die schlanken, jungen Fohrenstämmchen bewegten wiegend und neigend ihre zarten Aeste in der leise wehenden Luft. — Der Wanderer wischte sich den Schweiß von der Stirne. — Nach längerem Sinnen zog er endlich weiter, vorbei am felsigen Höllenstein, wo die Raben um das dürftige Hochgericht flatterten, längs dem Münchhofe, gegen die Stadt.

Als Hieronymus in die Gasse, worin des Feldwaibels Wohnung lag, einbiegen wollte, brachte eine unverhoffte Scene, die ihn beinahe erschreckte, zum Stillstehen. In einiger Entfernung rannten nämlich der Feldwaibel und hinter demselben der Tambour, so gut ihn seine alten Füße noch zu tragen vermochten, an dem Ankömmling vorüber; einige jüngeren Leute und Kinder folgten. Der Feldwaibel in der Uniform, jedoch ohne Hut und Waffen, der Tambour mit einer Scene.

„Sie kommen uns aus!“ schrie der Alte keuchend! — „Sie sind dort über die

Mauer!“ hörte er den Feldwaibel ſagen; und der Herr Kaplan, der eben zum Fenſter ſeines Hauſes herausſchaute, rief: „Da ſind ſie, in meinem Garten.“

Hieronymus vermuthete ſogleich, daß Sträflinge aus dem nahen Zuchthauſe, wo ſein Vetter der Feldwaibel oft Dienſt hatte, ausgebrochen ſeien, und verfolgt würden. Die Verfolger waren eiligſt in den Kaplaneigarten gerannt, und Hieronymus zitterte ſchon bei dem Gedanken, daß hier ein Kampf oder eine Rauferei zwiſchen den Flüchtigen und den Männern ſtattfinden könnte. Es hatten ſich mehrere Leute um den Garten verſammelt, der Tambour aber hatte das Thor geſchloſſen und Niemand hinein gelaſſen. Hieronymus näherte ſich auch, und ſah ängſtlich durch die Staketen. — Was erblickte er? — Offenbar nichts anderes, als daß ein junger Bienenſchwarm „geſchöpft“ werden ſollte. — Der Kaplan kam in den Garten herab, öffnete das Gartenhäuslein, nahm einen Bienenkorb heraus, eine Kapuze, Stulphandſchuhe und Alles, was zu der eben angedeuteten Operation von Nöthen iſt, und überreichte den Apparat dem Feldwaibel. — Der Tambour aber dengelte und klopfte aus Leibeskräften auf ſeiner Senſe, um die geflügelten Auswanderer zum Bleiben zu verlocken.

Der Schwarm hatte ſich in Traubenform an einen Johannisbeerſtrauch angehängt. — Der Feldwaibel, nachdem er die Rüſtung angezogen, näherte ſich, hielt vorſichtig den offenen Korb unter den Strauch — ſchüttelte — und „Viktoria“ ſchrie der Tambour, die Operation war gelungen. —

Die Neugierigen vor dem Garten verließen ſich. Hieronymus jedoch erlaubte ſich, in denſelben einzutreten, wo er, nachdem er vor dem geiſtlichen Herrn ſeine Reverenz gemacht, von den Männern freudig begrüßt wurde.

Er erfuhr nun, daß der ſo eben eingefangene Bienenſchwarm ſeinem Vetter gehöre. Die Auswanderer hatten, ſtatt in der Nähe ſich niederzulaſſen, Reißaus genommen über die Gärten und Häuſer, und ein Glück war es zu nennen, daß ihr Flug nicht weiter reichte, als bis in den Garten des geiſtlichen Herrn, welcher ſogleich, wie wir geſehen, mit bereitwilliger Hülfe entgegen gekommen.

Nachdem für die billige Einquartierung des ſummenden Volkleins Sorge getragen worden, gieng der Herr Kaplan in das Haus, und kam nach einiger Zeit wieder zurück mit Butter und Brod, zur Erquickung der in Schweiß gerathenen Männer, und zu willkommenem Labial für unſern Reiſenden, der ſeit dem Morgenimbiß im „ſchwarzen Bär“ nichts mehr zu ſich genommen.

Die Geſellſchaft nahm Platz auf einer Bank am Hauſe, von wo aus man den, unter ein Tuch geſtellten Bienenkorb noch ferner beobachten konnte.

„Alſo der Hieronymus will ein Haſenmaler werden,“ nahm, nach einer Pauſe, der Kaplan das Wort, „recht ſo, es können nicht alle Schneider und Schuhmacher werden, auch nicht alle Ärzte. — Es iſt ſonderbar,“ fuhr er fort, „wie oft ein Zufall, oder beſſer geſagt, die Vorſehung, denn ich ſehe

in nichts einen Zufall, nicht einmal in dem geringfügigen Umſtande, daß die Bienen heut in meinen Garten geſchwärmt, die Vorſehung, ſage ich, den Menſchen oft auf eine Lebensbahn führt. — So ſollte ich, zum Beiſpiel, nach dem Willen meines Vaters, der ein armer Tagelöhner war, Sattler werden. Von meiner Mutter ſelig erbte ich aber natürliche Anlage zur Muſik. Sie hatte eine hübſche Stimme und ſang mir in ihren Wiegenliedern ſchon die Luſt und Liebe zur Muſik ein; und ſpäter, als ich mehr herangewachſen, brachte ſie es, trotz dem Sträuben des Vaters, der alles für „Luſtus," Luxus wollte er ſagen, hielt, was nicht zur abſolut materiellen Leibesnothdurft gehört, dahin, daß ich als Oberſänger in meinem Heimathskirchlein mitthun durfte. — Wie hätte aber ich, der Sohn ſo armer Aeltern, ahnen können, daß dieſes mein Bischen Singen mir zu einem Lebensberufe verhelfen würde."

„Um die Zeit der Hirſchjagd kam der durchlauchtige Fürſt zuweilen in unſer Dorf auf das dortige Jagdſchlößlein, und wohnte auch gelegentlich einmal unſerem Gottesdienſte bei. Mein Singen mußte ihm gefallen haben, denn nach dem Gottesdienſt ließ er alsbald unſern alten Schulmeiſter zu ſich rufen, und erkundigte ſich nach dem Knaben, der heute in der Kirche ſo ſchön geſungen habe, indem er ihn zu holen befahl. — Ihr könnt euch denken, wie es da dem armen Büblein zu Muthe war, vor dem gnädigen Herrn, der ihn über Alles befragte, und ihm zuletzt die Zuſicherung machte, daß er für ihn ſorgen werde. Ich durfte mit den Jägerburſchen zu Mittag ſpeiſen, und obwohl mir die ungewohnten Leckerbiſſen trefflich ſchmeckten, ſo konnte ich doch kaum den Augenblick erwarten, wo ich nach Hauſe ſpringen und meiner Mutter und auch dem Vater das große Glück verkünden durfte. Mein gnädigſter Protektor aber hielt Wort. — Er verſchaffte mir einen Freiplatz im Kloſter Marchthal, wo ich neben der Muſik noch zu ſtudiren angefangen, und es mit Gottes und meines fürſtlichen Gönners Hilfe bis zum geiſtlichen Stande brachte; — und ſo kann ich wohl ſagen, daß die Lieder der Mutter dem Sohne zu einer Erbſchaft verholfen."

„Ein Glück für uns," äußerte hierauf der Feldwaibel, „daß euer Hochwürden gerade auf die hieſige Kaplanei gekommen, denn eine beſſere Kirchenmuſik, als die hieſige, iſt weit und breit keine zu finden, ſeit Sie die Leitung übernommen und ſo vielen jungen Leuten unentgeldlich Muſikunterricht geben."

„Es müſſen alle Ständ' erfüllt ſein," nahm jetzt der Tambour das Wort: „es iſt wunderbarlich, wie ihr ſagt, Herr, wie man zu etwas getrieben werden kann. — Aber unſer Herrgott hat allerlei Koſtgänger, und wenn es für den Einen ein Glück iſt, daß er als Kind ſchon mancherlei gelernt, wie zum Beiſpiel euer Hochwürden, ſo kann ich aber auch von Einem erzählen, der ſein Glück gemacht hat dadurch, daß er in ſeiner Jugend ein recht nimmnutzer Strick geweſen iſt, und das war — ich, Herr! — Mein Mütterle ſelig, treff' ſie Gott! den Vater hab' ich nimmer gekannt, hat

manchmal zu mir g'ſagt: „Jörgle, wenn's du in der Welt zu was Rechtem bringſt, ſo ſind ander' Leut Narren, die ſich Müh' geben, was zu lernen!“ — Sie hat Alles mit mir probirt: vier Wochen war ich auf der Schneiderbutik beim Mäntelhuſarle, acht Täg beim Gäſperle, ſo damals des Raths Valbirer geweſen iſt, auch mal beim 'ne Gerber, und faſt anderthalb Monat als Stierbub auf 'em Thälinger Hof — hat mr anſchlage wollen. — Wenn's eben nit im Holz liegt, gibt's kein Pfeif! — Der liebſt Aufenthalt aber, daß muß ich ſagen, war mir der Kegelplatz und 'ſ Bärenwirths runder Tiſch — denn Geld hab' ich immer verdient, mit 'em Vogelfang und Taubenhandel. — Daß ich aber Alles ſag', — bei Schlägereien bin ich immer einer der Vorderſten g'weſen, und ſo iſt es kommen, daß mich die Stadtwaibel endlich auf den Strich bekomme haben. — Und wer an einem ſchönen Nachmittag, am Sonntag unter der Veſper, mit noch zwei junge Burſch, 'nem Scheerenſchleifer und'ſ Fideli's Groſze, als Haſardſpieler abgefaßt wird, war ich. — Den beiden Andern aber hat der Schließer am Morgen d'rauf ein Frühſtück mit dem Haſelnußſtock zurecht mache müſſe — und mir wär's auch paſſirt, wenn nit Einer von den Vorderſten im Rath mein Götte g'weſe wär'. — Es waren dazumal noch öſterreichiſche Werber hier, vom Regiment Anſpach. — Gott's Name denke ich, wer weiß, für was es gut iſt. — Das Mütterle daheim, Dunner und's Wetter! wie hat das lamentirt. — Am Abend vor'm Abmarſch habe wir noch Tanz halte dürfen im Bären, und am Morgen iſt es fortgangen mit Trommel und Pfeif', und wir haben dazu g'ſungen:

„Freiburg, Freiburg muß ich laßen,
O Freiburg du ſchöne Stadt,
Und ich muß darinnen laßen,
Was mein Herz geliebet hat;
Wir ſind oft bei'nander g'ſtanden,
Auf dem wahren Sammelplatz,
Keine hat mir beßer g'fallen,
Als mein auserwählter Schatz.
Wir ſind oft bei'nander g'ſeßen,
Manche ſchöne halbe Nacht,
Und den Schlaf hab'n wir vergeßen,
Nur mit Lieben zugebracht.
Wann ich über die Gaß thu' gehen,
Schauen's mich die Leut' d'rum an;
Meine Aeuglein voller Zähren,
Weil du mir nicht werden kannſt.
Roßmarin und Feigenblättle,
Geb' ich mei'm Schatz zu guter Nacht,
Das ſoll ſein das letzt' Gedenken;
Das ſoll ſein das letzte Mal.“

Der Alte hatte das Lied ſo vor ſich hingeſummt, und mit den Fingern auf der Bank den Takt dazu getrommelt. — „Wer mir aber noch nachſpringt,“ erzählte er weiter, „bis vor's Unterthor, und mir e klein's Geldbeutele in die Hand druckt, — war mei Mutter ſelig. — Aber das muß ich ſagen,“ ſetzte er hinzu, „das Militär zieht den Mann; — Vogel friß oder ſtirb, heißt's da; jetz war ich in mei'm Element — als Tambour. — Und wär' der Prinz Eugeni noch ein halb Jahr länger am Leben geblieben — wer weiß, was ich jetz wär'.“ —

Der redſelige Alte hätte wahrſcheinlich noch lange ſo fortgemacht, wenn ihn der Feldwaibel nicht unterbrochen: „der Abend kommt, wir wollen machen, daß ſie in die Ruhe kommen,“ ſagte dieſer, auf den Bienenkorb deutend, und nachdem er dem geiſtlichen Herren für die bereitwillige Beihilfe gedankt, trug er mit Hieronymus und dem Alten den Korb mit ſeinen Bewohnern von dannen.

Der Feldwaibel bedeutete ſeinem Vetter Hieronymus, daß er heute noch bei ihm übernachte. „Es iſt ein ſtarker Heutag,“ ſagte er, „und der Haſſmaier mit ſeinen Leuten im Feld.“ —

Es war ſchon Dämmerung, als Katharina, die heute bei der Oberamtsräthin beſchäftigt geweſen, nach Hauſe kam, wo doppelte freudige Ueberraſchung ihrer harrte; denn Vetter Hieronymus ſprang alſogleich grüßend auf ſie zu, und der Tambour referirte ſchon von weitem über das glückliche Ereigniß mit den Bienen.

Mit der Baſe waren noch zwei jüngere Mädchen gekommen, welche einen Korb mit Wäſche trugen, die ſie mit Hilfe Katharinens in dem etwas ſeitwärts gelegenen Holzſchoppen zum Trocknen aufhängen wollten. Als Hieronymus das größere der Mädchen ſchärfer in's Auge faßte, glaubte er ſeine Freundin aus den Kinderjahren, Helena, zu erkennen; ſie war groß und ſtark geworden, und ihre halb ihm zugewendeten bräunlichen Wangen färbte das Roth der vollſten Geſundheit.

Sollte er ihr entgegen gehen? ſie begrüßen? — er konnte nicht mit ſich einig werden. Sie wendete das Geſicht einmal gegen ihn, wahrſcheinlich weil Katharina ſo eben von ihm geſprochen — er war in peinlichſter Verlegenheit. — Schon zu lange hatte er gezaudert, und jetzt — war es offenbar zu ſpät, dem Fräulein entgegen zu gehen; — ärgerlich und unzufrieden mit ſich ſelbſt war es dem guten Burſchen willkommen, daß ihn der Vetter in's Haus hinein rief, wo er ihm einen eben erhaltenen, artig verzierten Käfig für Zutreitauben zeigen wollte. Dieſer Käfig, mit ſeinen Verzierungen, ſagte er dem Hieronymus, ſei eine Arbeit von Severin, einem geſchickten Menſchen, der Steinhauer und Zeichner ſei, und den er jedenfalls noch kennen lernen müſſe. — Während ſie noch hierüber ſprachen, ging die Thür auf, und zwei ſchalkhafte Köpfchen ſchauten in's Zimmer, — den Beiden gute Nacht wünſchend.

## XIII.

# Kleinſtädterleben.

In der Familie des Meiſters, bei welchem Hieronymus eingetreten, hatte die Kunſt der Faßmalerei, das heißt, die Kunſt zu vergolden, zu marmoriren, zu lackiren, Bildſäulen zu bemalen, ſich mehrere Geſchlechter hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt. Des jungen Hieronymus Lehrherr war aber auch geſchickt im Grund zu graviren, getriebene Arbeit in Kupfer anzufertigen und im Feuer zu vergolden. Neben all dem verſah er, gleich wie ſeine Vorgänger, noch das Geſchäft eines fürſtlichen Amtsdieners und dies war auch der Name, mit welchem man den Meiſter überall benannte oder bezeichnete.

Hieronymus, wie das Kind im Hauſe gehalten, zeigte ſich willig wie anſtellig, und hatte ſich bald wieder an die regelmäßige Arbeit gewöhnt. Unverdroſſen legte der Lehrbursche noch Hand an bei den Feldarbeiten, wie ſie in bürgerlichen Haushaltungen ſtets vorkamen; denn ſchon bei ſeinem Scheiden von der Heimath hatte er den guten Vorſatz gefaßt, nicht eher an eine Heimkehr zu denken, bevor er nicht etwas Namhaftes erlernt, und eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erworben habe. Allerdings mußte er dieſen Entſchluß ſich manchmal wieder zurückrufen, wenn ihn eine Sehnſucht heimlich nach ſeinen Thälern und Bergen, dem Schauplatz ſeines Jugendlebens. — Beſonders lebhaft traten dieſe Bilder vor ſeine Seele, wenn er des Abends an ſeinem Kammerfenſter ſtand, den ziehenden Wolken nachſchaute, und die fernen Tannenberge ihre dunkeln Umriſſe im verglimmenden Abendroth abzeichneten. Doch blieb ihm glücklicherweiſe wenig Muße, ſolchen Gedanken nachzuhängen, denn die Gegenwart, Alles, was er ſah und hörte, nahm ſeine Theilnahme zu ſehr in Anſpruch, auch konnte in dieſem Lebensalter, wo die jungen Hoffnungen noch keine Enttäuſchung erfahren haben, wo man Andern ſo leicht ſich noch anſchließt, bei dem offenen jungen Mann die Stelle eines Freundes unmöglich lange unbeſetzt bleiben.

Schon der nächſte Sonntag brachte für Hieronymus die Gelegenheit, beim Feldwaibel einen Geſellen zu finden, zu welchem er ſich alſobald hingezogen fühlte, und dem er auch ſein lebenlang in aufrichtiger Freundſchaft angethan blieb. Es war jener Severin, von welchem der Feldwaibel ſeinem jungen Vetter bereits am erſten Tage ſeiner Ankunft geſprochen.

Severin zählte etwas mehr an Jahren als Hieronymus, allein ein eigenthümliches Ereigniß erſchloß ihnen bald gegenſeitig die Herzen. Hieronymus war von Severin auf den Nachmittag zum Beſuche eingeladen worden, um gemeinſchaftlich die Zeichnungen des erſteren zu betrachten. „Die Mutter iſt zwar krank," fügte er hinzu, „und geſtern vom Kaplan verſehen worden, aber Gott leb 's geht heut' um ein Gutes beſſer; — die Gotte iſt den Morgen bei ihr, und wart' ihr ab."

Es war ein ſtiller Sonntag Nachmittag, wo es uns vorkommt, als ruhe ſelbſt die Natur, und wo der Menſch ſich gerne in ſich ſelbſt verſenkt. — Severin und ſeine betagte Mutter bewohnten ein Unterſtüblein in einem abgelegenen Stadtviertel. Als Hieronymus bei ihnen eingetreten, fand er den jungen Steinmetzen eben beſchäftigt, in Erwartung des verſprochenen Beſuches, Zeichnungen in einer Mappe zu ordnen. „Ich hab' ſchon 'glaubt, du kommſt nimmer," erwiederte Severin, freundlich, aber leiſe redend, den Gruß des Ankommenden. „Wir müſſen ein wenig ſtill thun, weil die Mutter ſchlaft," dabei deutete er auf die halbgeöffnete Thür des Hinterofens, wo Hieronymus die ſiechе Matrone in einem Lehnſeſſel ſchlummernd erblickte.

Während der Steinmetz nun behutſam das Klebtiſchlein von der Wand herabklappte, um die Zeichnungen darauf zu legen, nahm er wahr, wie der Blick des Malerlehrlings auf einer eingerahmten Tafel an der Wand haftete, welche, in Alabaſter gearbeitet, einen Steinmetzenſchild vorſtellte. „Es iſt von mir, und das iſt mein Steinmetzzeichen," erläuterte Severin.

„Ja, wenn ich's einmal ſo weit brächte, wie ihr," entgegnete Hieronymus mit leichtem Seufzer, „und gewiß verſteht ihr euch auch auf die Muſik," fuhr er fort, auf eine Klarinette deutend, welche neben an auf einem Schafte lag.

„Ja, früher hab' ich viel g'ſpielt, es war der Mutter ihr liebſtes, ſie hat mir Stunden lang zuhören können, aber jetzt" — indem er beſorgt gegen den Ofen blickte — „ſeit den Paar Wochen her, — hab' ich Alles liegen laſſen."

Hieronymus Auge wendete ſich wieder auf die Schlafende, es war, als wenn er nach einem Worte ſuchte, das er nicht finden konnte.

Unterdeſſen hatte der Steinmetze ſeine Mappe aufgeſchlagen, und Hieronymus vermochte nur zu ſtaunen, über die zierlichen Arbeiten, welche jener ihm vorlegte. Die Blätter waren der Reihe nach nummerirt, theils mit der Feder, theils in Bleiſtift ausgeführet, und ſtellten mancherlei Grundriſſe dar, Aeußer- und Thürgewände, Fialen, Blattkreuze, allerlei Maßwerk

und Schnörkel. Denn wenn damals gleich die gothiſche Baukunſt von dem herrſchenden Geſchmack längſt ſchon in die äſthetiſche Rumpelkammer geworfen worden war, ſo herrſchte unter den Steinmetzen doch noch der Verband der alten Bauhütten, und man heiſchte von jedem Geſellen und angehenden Meiſter Kenntniß der Regeln jener Kunſt.

Nachdem faſt Alles durchgeſehen, und Severin eben einen kunſtreichen Riß erläutern wollte, hörte er die Mutter ſich regen, und mit ſchwacher Stimme ſeinen Namen rufen. Behende aber leiſen Tritts war Severin zu der Kranken geeilt, zu fragen, ob ſie was bedürfe. „Severin, ſpiel' mir doch noch einmal etwas," lispelte die Mutter, und der Sohn gehorchte, wenn gleich ſichtbar beklommen. Er langte das Inſtrument vom Schafte herab, band zuerſt ſorgſam das Blatt am Mundſtück feſt, und ſpielte einen jener gemüthlichen Ländler, welche die Frau ſtets ſo gerne gehört hatte. Nachdem er geendet und wieder zu der ſtille gewordenen Mutter hintrat, — war ſie zuſammengeſunken — eine Leiche. — Mit den Tönen war auch ihr Geiſt fortgezogen aus ſeiner gebrechlichen Hülle — hinüber in ein beſſeres Land!

Hieronymus theilte aufrichtig den herben Schmerz des jammernden Sohnes — der ganze bedeutſame Moment aber verfehlte ſeine Wirkung auf beide nicht. Es war ihnen, als ſeien ſie ſchon ſeit Jahren bekannt, und ſie blieben von nun an unwandelbar anhängliche Freunde.

Für einen Bewohner jetziger größerer Städte möchte es wohl ſcheinen, als ob, zur Zeit unſerer Geſchichte, zwiſchen dem Leben auf dem Lande, und in einem Landſtädtlein nur wenig Unterſchied geweſen ſein werde. Allein dieſer Begriff iſt höchſt dehnbar und für den Waldesſohn Hieronymus hatten alle Vorkommniſſe, wenn ſie auch gewohnte Dinge betrafen, doch einen neuen, großartigen Zuſchnitt.

So die kirchlichen Feſte: hatte der Jüngling in ſeinem heimathlichen Thale einem Frohnleichnamstag, dem Dank- und Siegesfeſte ſeiner Kirche, ſtets mit jener Erhebung beigewohnt, welche faſt jeden Theilnehmer an dieſer Feier zu erfaſſen pflegt, ſo ſah er dieſen Tag des Herrn in ſeinem jetzigen Wohnorte doch mit einer Prachtentfaltung und unter Umſtänden begehen, wovon er vorher keine Ahnung gehabt. Das Schließen der Stadtthore, die vergrünten, blumengeſchmückten Gaſſen, die zahlreiche Geiſtlichkeit, das Allerheiligſte, geleitet von den zwölf jüngſten Bürgern in ſtattlichem Anzuge, mit Hellebarden auf der Schulter, die Beamten, die vierundzwanzig Rathsverwandten in ihren ſchwarzen Mänteln, die Grenadiercompagnie in Parade, die regelmäßigen Gewehr- und Böllerſalven nach dem Segen, das alles konnte eines hohen Eindruckes auf ſein Gemüth nicht verfehlen.

Ein anderes Gepräge trug das Jakobifeſt, zu Ehren des Patrones der Pfarrkirche, wobei die geſammte Jakobsbruderſchaft von nah und fern ſich in Pilgertracht verſammelte, mit Stab und Muſchelhut um, geleitet von den ſämmtlichen Zünften, einen Umzug zu halten.

Mit kaum geringerem Intereſſe folgte Hieronymus dem Verlauf der bürgerlichen Feierlichkeiten. Hervorragend darunter war das ſtädtiſche Scheibenſchießen, welches auf den Tag Peter und Paul ſeinen Anfang nahm, und, allſonntäglich fortgeſetzt, bis zur Kirchweih dauerte.

War auch die Zeit längſt ſchon vorüber, wo die Bürger zur Vertheidigung ihrer Städte in den Waffen, und vor allem in der Handhabung der ſchweren Leppelhaken und Wallbüchſen geübt ſein mußten, ſo beſtand doch immer noch die Satzung, welche jeden angehenden Bürger verpflichtete, die regelmäßigen Schießübungen eine gewiße Zeit lang mitzumachen: „das heilſame Anieben" heißt es in dem auf Holz geſchriebenen, von weiland dem Fürſten Friedrich zu Fürſtenberg im Jahr eintauſend ſiebenhundert und vierzig ertheilten Schützenbrief (Schützenordnung), „waltet dabei vor, daß unſere Bürger und Unterthanen nebſt Hinterſaßen, zumal in Hüfingen, auf eine etwa hier einbrechende Kriegsgefahr oder andern ſich ergebenden Nothfall, ſo doch Gott, der Allerhöchſte, lang verhüten wolle, zur Landesdefenſion deſto tauglicher unterrichtet, und auf alle dienliche Weiſe ſich gebrauchen zu laſſen in den Stand geſetzt werden, ꝛc." Der Brief beſtimmt weiter: „daß jeder Bürger, Beiſitzer, oder ihre Söhne, welche das neunzehnte Jahr erreicht und mit keinem Leibesgebrechen behaftet, verpflichtet ſein ſollte, den regelmäßigen jeonntäglichen bürgerlichen Schießübungen, und zwar wenigſtens ſechs Tage des Jahres, beizuwohnen."

Diesmal ſollte der Anfang der Schießübungen beſonders feſtlich begangen werden, und zwar mit einem großen Freiſchießen, bei welchem die fürſtliche Freigebigkeit die Preiſe ſpendete.

Die Geſellſchaft, welche immer noch beim Zuchtverwalter zuſammen kam, und verzügliche Schützen unter ihren Gliedern zählte, hatte ſchon geraume Zeit vorher ihre Zurüſtungen zum bevorſtehenden Kampfſpiele gemacht. Jeder betrachtete es als Ehrenſache, die erſten Preiſe nicht außerhalb den Mauern der Stadt, in die Hände fremder Schützen gelangen zu laſſen. — Sämmtliche Standrohre wurden neu viſirt (der Verwalter ſelbſt war der Büchſenmacherei kundig), friſch geſchmirgelt und in dem geräumigen Zuchthausgarten eingeſchoßen: eine Arbeit, bei welcher auch Hieronymus, als ſolcher Dinge gewöhnt, mit Hand anzulegen hatte.

Der Auszug geſchah nach Beſtimmung des Schützenbriefes. Nach vollendetem Gottesdienſte wirbelten die Trommeln, und ſämmtliche Schützen mit Ober- und Untergewehr eilten dem Rathhauſe zu, wo das Schützenbanner aufbewahrt war, und begaben ſich von da in guter Ordnung und formirten Gliedern, unter dem Vortritt der beiden Schützenmeiſter, mit fliegender Fahne, Trommeln und Pfeifen auf die Schießſtätte vor dem obern Thor. Nachdem die Fahne in der großen Stube des Schützenhauſes aufgepflanzt worden, verkündeten Böllerſchüße den Anfang des Schießens, zu welchem von nah und fern geladene Theilnehmer ſich eingefunden hatten.

Der Nachmittag bildete den Glanzpunkt des Feſtes. Alles war vor die Thore geſtrömt, auf den Schauplatz der Unterhaltung. Oben im Schützenhauſe wurde Wein geſchenkt, an den Fenſtern, welche eine Ausſicht auf die Scheiben boten, erblickte man ſonntäglich geputzte Frauen und Töchter.

Als Hieronymus, der ſich auch unter die Zuſchauer gemiſcht, einmal die Augen dorthin richtete, gewahrte er alsbald die Frau Oberamtsräthin mit Fräulein Helena und ihren jüngern Geſchwiſtern. Faſt wollte es dem Lehrjungen bedünken, als gebühre es ſich nicht, hier in dieſer vornehmen Umgebung ſich blicken zu laſſen; er begab ſich in's Erdgeſchoß des Hauſes, wo die Ladbänke angebracht waren, froh, daß es ihm vergönnt ſei, hier dem alten Franz, dem Büchſenſpanner ſeines Meiſters, beim Laden an die Hand gehen zu dürfen.

Um die Mitte des Nachmittags hieß es plötzlich: der Fürſt kommt! Hieronymus rannte vor das Haus. — Alle Blicke wendeten ſich der Stadt zu, wo über die Brücke, von der Reſidenz Donaueſchingen kommend, eine vierſpännige Kutſche heranrollte, mit einem Vorreiter und geleitet von zwei Leibhuſaren. In dem ſtattlichen, offenen Wagen ſaß der regierende Fürſt Joſeph Benedikt mit einigen Cavalieren.

Zu gleicher Zeit auch ſah man ſeine Gemahlin, die gnädigſte Fürſtin, welche im Schloſſe abgeſtiegen war, an einem Fenſter deſſelben erſcheinen, um von dort aus das Schießen mit anzuſehen.

Der Fürſt miſchte ſich heute ſelbſt unter die Schützen, und that manch trefflichen Schuß. Die Gewehre waren Prachtexemplare und Meiſterſtücke der Büchſenmacherkunſt; die ſtahlblauen, ſilbereingelegten Rohre, die geſchnitzten, mit Perlmutter und Elfenbein reich verzierten Schäfte und die Schloßbleche, auf welchen Scharmützel und ganze Bataillen in künſtlicher Gravirung zu ſehen, erregten die allgemeine Bewunderung.

Plötzlich entſtand ungewöhnlicher Lärm und Aufregung, Böllerſchüſſe krachten darein, den Zeiger an der Stechſcheibe in ſeiner Hanswurſtjacke ſah man ſeine Späße und Sprünge machen: es mußte ein außergewöhnlicher Schuß gefallen ſein.

„Wer?“ ſchallte es durch ein Sprachrohr vom Schloſſe her.

„Der Zuchtverwalter!“ wurde auf dieſelbe Weiſe vom Schießplatz aus zurück berichtet.

Es war die Gewohnheit der Fürſtin, bei jedem guten Schuſſe, der auf der Scheibe gezeigt wurde, vermittelſt des Sprachrohrs anfragen und ſich den Namen des Schützen melden zu laſſen.

Der Zuchtverwalter hatte diesmal einen Glücksſchuß gethan — und den „Zweck“ (Nagel), das heißt, das Zentrum geſchoſſen. Die Gaben im Hauptſchießen, welche in langer Reihe in dem untern Stockwerke des Schützenhauſes zur Schau ausgeſtellt waren, beſtanden in zierlichem Tiſchgeſchirr von feinſtem engliſchen Zinn, damals noch eine Zierde der Haushaltungen.

Durch den Büchſenſpanner Franz war unſer Lehrling Hieronymus eingeladen worden, auch einmal ſein Glück zu probiren! Der junge Mann aber hatte den richtigen Takt, die Einladung abzulehnen. — Allerdings fühlte er ſeine Ueberlegenheit über manchen Schützen, deſſen Kugel ſtatt in die Scheibe, in den hinten liegenden Rain, oder in die benachbarten Gemüſegärten flog, oder welcher, anderer Ungeſchicklichkeiten wegen, durch den Pritſchenmeiſter, unter dem Gelächter der Zuſchauer, vorſchriftsmäßig gebüßt worden. — Doch für den Lehrjungen ſchickte ſich's in der That nicht, hier es den Herren und Meiſtern gleichthun zu wollen.

Doch werden wir unſern Freund bald bei einer andern Gelegenheit im glänzendſten Lichte ſeiner Geſchicklichkeit erblicken. Und um dem Leſer dieſen Moment nicht allzu lange vorzuenthalten, wollen wir den Ausgang des gegenwärtigen Freiſchießens, welches drei Tage in Anſpruch nahm, nur kurz berichten.

Wie vorauszuſehen, hatte der Zuchtverwalter das „Beſte" davon getragen, eine prachtvolle Suppenſchüſſel mit ſilbernem Schöpflöffel. Seinem Freunde dem Naglermeiſter warf das Glück den zweiten Preis, zwei Dutzend feine Teller in den Schooß. Wer jedoch der weiteren Preiſe theilhaft geworden, iſt mit Sicherheit aus den Akten nicht mehr zu entnehmen.

Die Gelegenheit für Hieronymus, von welcher wir geſprochen, war bei einem der kleineren Freiſchießen, welche während des Herbſtes in den benachbarten Dörfern ausgeſchrieben zu werden pflegten, und wobei unſere ſtädtiſchen Schützen ſelten fehlten.

Es war ein nebeliger Herbſttag, als man von Hüfingen aus nach Miſelbrunn zum dortigen Schießen zog. Hieronymus und einige junge Burſche waren in der Geſellſchaft.

Auf der Schießſtatt, hinter dem Wirthshauſe, gieng es ſchon lebhaft zu. Nach kurzer Raſt hatten unſere Freunde ihr Feuer eröffnet, aber diesmal ohne den ſonſt gewohnten Erfolg.

Der Verwalter, welcher ſo eben einige unglückliche Schüſſe auf die Schnapperſcheibe gethan, ſchüttelte, die „Muck" (Korn) auf dem Laufe ſeiner Büchſe betrachtend, verdrüßlich den Kopf und ſagte zum Kaplan: „So wie die Fähnlein weiſen, zieht der Wind an, — wir müſſen zugeben," dabei rückte er vorſichtig mit beiden Daumen das Korn vorn am Laufe etwas zur Seite.

„Ich weiß nicht," verſetzte der geiſtliche Herr, „ich habe bis jetzt immer in den Wind geſchoſſen."

„Es iſt wie verhext," brummte der nebenſtehende Schmied aus dem Ort, ſeine alte Radſchloßbüchſe ärgerlich auf die Ladbank legend, „den ganzen Tag noch kein ordentlicher Schuß — erzwingen läßt ſich's nit. — Bin nur froh,

daß es euch auch mit beßer geht, ihr Herren aus der Stadt" ſchleß er gegen unſere Freunde gewendet.

„Ein Zweikreißler iſt bis jetzt noch der beſte Schuß auf der Stechſcheibe, und ſind doch ſchon über ſiebenzig Doppel geſtoßt," beſtätigte der hinzugetretene Wirth, welcher als „Beſtgeber" das Schießen ausgeſchrieben.

„Der Letzt' hat noch nit g'ſchoßen," warf der Amtsdiener ein! — „d'rum denk ich, wir machen ein Viele Stillſtand, der Wind dreht ſich auch eben, wie mir ſcheint."

Während ſich die Männer noch beriethen, war Hieronymus, von der Schießſtätte weg, gegen den Aufweg geſprungen, und man ſah, wie er, lebhaft grüßend, einem alten Geſellen, der Büchſe und Kugelſack trug, die Hand reichte.

„Da kommt der Stoffel," rief, nach jener Richtung deutend, der Schmied, „wollen ſeh'n, wie es dem geht, der kann mehr als Brod eßen." Es war wirklich unſer Stoffel, der ehemalige Kamerad des Hieronymus, welcher jenen ſchon von ferne bemerkt, und ihm entgegen geeilt war.

„Iſt recht, daß du da biſt," ſagte, auf dem Platze angekommen, der Alte, indem er ſein Geſchoß von der Schulter nahm, und aus dem ledernen Futteral los ſchnallte; „eh mein Herr kommt, mußt du ein Paar Schuß thun, Hieronymus — ich will dir gleich laden!"

„Gut!" meinte der Amtsdiener, ſein Meiſter, „verſuch 'mal dein Glück, Hieronymus, vielleicht kannſt du mehr, als wir!"

„Ich will's verſuchen," entgegnete Hieronymus, auf den Vorſchlag eingehend.

„Nimm dich aber in Acht," warnte der Stoffel ſeinen Freund, und drückte nicht ohne Mühe mit dem Setzſtock die Kugel in das Rohr, „ſie ſtoßt e Viele, ſie hat viel Schuß, ſchießt aber teufelmäßig."

Nachdem die Büchſe geladen, trägt ſie der Alte auf den Stand, und Hieronymus folgt. — Mehrere Zuſchauer hatten ſich um die Beiden geſchaart. — Der Stoffel legt das Rohr vorn auf den Nagel, gibt den Kolben Hieronymus in die Hand, — röhrt auf, — reibt den Feuerſtein mit dem Daumennagel, hält vorſichtig den aufgezogenen Hahn ſo lange feſt, bis Hieronymus den Finger in den Bügel gelegt und ſich fertig gemacht, tritt dann zurück und kommandirt: „laß brechen." Der Schütze hält den Athem an, zielt lange — endlich kracht der Schuß — aber o Schrecken! — Die Büchſe rumpelt vom Nagel herab, die Schattenbleche klappern — und der Schütze liegt der Länge nach auf der Naſe — im Sand. — Der Stoffel ſpringt vor und bemächtigt ſich des Geſchützes — und lacht hämiſch — der Gefallene rafft ſich auf, beſtürzt, ſprachlos – reibt ſich die Knie und die Ellenbogen. — Die Umſtehenden aber, als ſie ihn unbeſchädigt ſehen — brechen in ein ſchallendes Gelächter aus. —

Doch jetzt wenden sich alle Blicke nach der Scheibe. Der Zeiger war heraus getreten, hatte kaum auf das Ziel geblickt, als er wie betrunken in's Gras taumelte. — Jetzt wußte man, wie viel Uhr es geschlagen. Neben dem Zeigerschirm qualmte Rauch auf — es krachten Böllerschüsse — und „e Mädle vom Beste" schreit der Stoffel durch die hohle Hand dem Zeiger zu, der, aufspringend, seinen Hut in die Höhe wirft — und endlich, nach vielen Späßen den Zeigstock in den Schuß hängt — ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung — der Zweck war rund hinausgeschossen. —

Jetzt gieng es los: „das ist wieder e Stückle vom Stoffel," murmelte der Schmied; „dem jungen Mensch hätt's übel ausstoßen können," ein Anderer; „er hat ihm eine Freikugel geladen," ein Dritter.

Aber der Schuhfränzle, Gemeindeschreiber im Dorf, ein alter Kauz, vom Wirth als Schützenmeister aufgestellt, rannte herbei: — „Ihr Herren," fing er an, indem er, mit der Hand Platz machend im Kreise herum fuhr, „Ihr Männer — ich als Schützenmeister muß Einsprach' erheben. — Ich nehm' euch Alle zu Zeugen, ihr habt gesehe', was vorgangen ist. — Der Stoffel ist mir en rechter Mensch — ich will nix über ihn sagen. — Aber ihr habt g'sieh', wie's dem jungen Mensch gangen ist. — In dem alten Schützenbrief, der heut zu Tage noch gilt (bei diesen Worten legte der Sprecher den Zeigefinger der Rechten in den ausgestreckten Daumen der Linken), da heißt es Paragraph achtundzwanzig ganz deutlich: daß Diejenigen, so mit Zauberei, Teufelswerk oder unerlaubten Sachen schießen, den Schuß verlieren, und nebstdem nach rechtlicher Erkenntnuß von Obrigkeitswegen in Straf' verfallen. — Ihr Männer! der Schuß kann nicht gelten, ich als Schützenmeister muß protestire."

Mit ernsthaftem Gesichte hatten Viele dem Redner zugehört, Andere jedoch, unter ihnen unsere Freunde, lachten.

„Guter Freund!" nahm der Verwalter das Wort, „man merkt, daß ihr nicht auf den Kopf gefallen seid — aber laßt doch Jedem sein Plaisir — wem es Vergnügen macht, bei jedem Schuß auf die Nase zu fallen, der mag's in Gottes Namen thun, davon steht ja nichts im Brief."

„Wer mir das Kunststückle nachmachen will, der soll's probiren," meinte Hieronymus, indem er mit der Hand seine rechte, etwas geschwollene Wange hielt.

Die Lacher waren jetzt auf des Lehrjungen Seite, und der Wirth konnte nicht anders sagen, als „Ihr habt recht."

Um jedoch unsern Freund nicht in das Licht eines Schwarzkünstlers oder Hexenmeisters zu stellen, sei es gesagt, daß Alles mit ganz natürlichen Dingen zugegangen. Die Büchse hatte noch den kurzen, deutschen Schaft, dieses und Stoffels Warnung, daß das Gewehr stark stoße, hatten verursacht, daß der Schütze beim Zielen sich stark nach vorwärts gelehnt, die Büchse beim Schuß über den Nagel vorgerutscht war, und jener das Gleichgewicht ver-

leren hatte. Der Zweckſchuß war entweder Folge ſeines richtigen Zielens oder bloßer Zufall. —

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf unſer Bildchen, welches den Heimzug unſerer Freunde und ihrer Schildknappen darſtellt, ſo entnehmen wir daraus, daß der beſte Schuß unſerm Hieronymus geblieben ſein mußte, denn der Schmalzkübel, den die Buben an einem Aſte, ähnlich den Männern mit der großen Traube aus dem gelobten Lande, auf den Achſeln tragen, deutet unzweifelhaft auf das gewonnene Beſte: — und wenn das nebenan hängende Päcklein etwa gar voll jener, damals noch ſehr ſeltenen, fremdländiſchen Bohnen wäre, ohne welche es, wie Manche behaupten wollen, faſt keine zufriedene Ehe mehr im neunzehnten Jahrhundert gäbe, wahrlich, ſo dürfen wir annehmen, daß die ſieghaften Schützen von ihren Frauen und Töchtern mit vergnügten Angeſichtern zu Hauſe willkommen geheißen worden.

## XIV.

# Die Faſtnacht.

Der nahende Herbſt hatte unſerm Hieronymus mancherlei Beſuche von Hauſe gebracht, erſt den Vater und die Mutter, welche gekommen waren, ſich nach des Lehrlings Thun und Treiben zu erkundigen. Dionys, des Stadthalters Sohn, war ſogar bei ihm über Nacht geblieben, hatte mit dem Freunde das Lager getheilt, und ihm Neuigkeiten aus der Heimath mitgebracht, worunter für ihn die intereſſanteſte geweſen, daß des Laubhauſers Töchterlein immer größer und ſchöner werde. Von ſich ſelber hatte der junge Handelsmann mitzutheilen, daß, ohne Rühmens, ſein Geſchäft prächtig florire, und daß auf dem ganzen Walde gewiß kein Geſchäftsmann zu treffen ſei, dem mehr Geld durch die Hand laufe, als ihm und ſeinem Vater.

Bevor es ganz einwinterte war unſerm jungen Freunde noch ein unverhofftes Zuſammentreffen vorbehalten. Die Hengabel auf der Schulter war er mit dem Meiſter und ſeinen Leuten zum obern Thor hinaus geſchritten, auf der Schlehwieſe noch einiges Oehmdgras einzuheimſen, als von dem Wege, welcher nach dem rothen Rain führt, ein wohlbekannter Pfiff ſein Ohr traf. Das Zeichen kam von einem Patrone, welcher auch dem Leſer nicht zum erſten Mal vor die Augen tritt. Der Kommende trug über der Schulter, an einem glattgeſchälten, äpfelbaumenen Stock eine Anzahl Vogelkäfige; unter dem Arme, in ein hochrothes Nastuch gewickelt, eine Geige: die kurzen, hellgrün geſtreiften Beinkleider waren am Knie mit flatternden Bändeln befeſtigt; über dem roth und gelb getupften „Leible“ glänzte eine herzförmige ſilberne Buſennadel, zum Anheften des leicht geſchlungenen Halstüchleins. Ein breiter Filzhut mit Pfauenfedern, und ein zinnener Schlagring mit ſchwerem Knopfe am kleinen Finger der rechten Hand, womit ſchon manche Stirn und Naſe blau oder roth geſegelt worden, vollendeten das Koſtüm eines Landfahrers, und daß es der lange Hans ſei, bedurfte für Hieronymus keines zweiten Blickes. Er war, vom Walde kommend, ſeiner Bande vorangeſchritten, die Baar der Kirchweih willen zu bereiſen.

„Auf e Paar Wörtle,“ rannte er dem ſtehengebliebenen Hieronymus zu, indem er ihn etwas auf die Seite nahm, „der Zufall bet mer 'en Gang verſpart: ſchau,“ ſagte er geheimnißvoll, als ſie allein waren, „di hann i aufſuche wölle!“ —

„Ihr kommt von daheim?“ fragte Hieronymus, „es ſind doch alle g'ſund und wohl!“

„Alls g'ſund und wohl!“ beſtätigt der Lange. „Schau! du weißt gar nit, was de für e Glückskind biſt, Gott ſoll mi leaba lau — wenn's nit wohr iſt. Schau i hau der no e b'ſundere Gruß ausz'richte, von einer G'wiſſe, — de kennſt mi ſcho. — Hieronymus!“ lispelte er, „ſchau, i hau der was z'bringen; — i kenn' reiche Bauresjohn', en Finger vo' der Hand gäbet ſi, wenn ihne ſo was paſſire thät; robt, was hann i do, Männle?“ Mit dieſen Worten zog er ein Päcklein aus der Rocktaſche.

„Ihr macht Spaß Hanns,“ meinte Hieronymus, mit forſchendem Blick auf den Langen.

„Kei' biole!“ verſetzte dieſer — „ſchau, i will di nit lang im Wunder lau — d' Laubhauſerbaure Töchterle bet mer auftrage, i ſoll die ſchöa grüeße — und do ſchickt dir das Dundersmädle ne Krämle — i hann ihr 'ö ſealber b'ſorge müeſſe, auf'm Böhredacher Jebrmärkt; — i hau ſcho lang g'merkt, wo Barthle den Moſt holt!“

Dem jungen Burſchen war das Blut ins Angeſicht geſchoſſen; der Lange hatte ihm das Päcklein überreicht. Der Empfänger aber war unwillkürlich mit der Hand in die Taſche gefahren, als wollte er den wohlverdienten Botenlohn herauslangen. „Hans,“ ſagte er, nach einigem ſcheinbaren Grübeln, „ich hab' kein Münz, wenn ihr nach der Kirchweih wieder bei mir einſprechen wollt —“

„Hot nix z'ſage Hieronymus! Schau, i bin die beſt' Seel im ganze Ländle, und wenn i nor alle Leuta healfe könnt' — als Menſchefreund — beim Dunder, i thät's!“ — Bei dieſen Worten hatte der Landfahrer ſeinen Hut auf das linke Ohr gedrückt; „mer ſchwätzen noch ſpäter mit'nander von deare Sach' — Adjes!“ ſagte er, mit einem Händedruck, und ſtreifte im Fortgehen ein Blatt vom nahen Weidenbuſche, um darauf die Melodie des Liedes: „Und du kennſt mi an nit“ zu pfeifen. Hieronymus aber eilte raſch ſeinen Leuten nach.

Das Oehmd auf der Wieſe war bald in Schober gehäufelt, und der Lehrling erhielt vom Meiſter die Weiſung, auf den Fuhrmann zu warten.

Kaum ſah der Zurückgebliebene ſich allein, als er, auf's duftige Oehmdgras niedergelaſſen, ſein Päcklein bedächtig und nicht ohne einige Beklommenheit öffnete. — Ein ſchwarzſeidenes Halstuch mit rothen Zipfeln fiel ihm in die Augen, dabei ein Schreiben von ſeiner ehemaligen Schülerin: Dieſes wenige, ſchrieb ſie, ſchicke ſie ihm für den Kleiderkaſten, den er ihr ſo ſchön renovirt, und für welchen ſie ihm noch nichts habe geben können. „Mich

und deine Mutter," ſchloß der Brief, „dünkt es ſchon eine halbe Ewigkeit, ſeit du fort biſt, und wir reden oft von dir und hat dich noch Keins vergeſſen, und wenn wir beten, beten wir auch für dich." —

Unten am Rande des Schreibens hatte die Briefſtellerin noch ein Verslein beigeſetzt:

„So viel Tröpflein in dem Meer,
So viel Sandkörnlein hin und her,
Als Blatt und Früchten an Bäumen ſein,
Als Strahlen hat der Sonnenſchein,
Als Gras und Kraut die Erde trägt,
Als Stern und Geiſt der Himmel hat,
So viel hunderttauſend Mal ſei'ſt du gegrüßt."

Er lag noch lange träumeriſch auf dem weichen Lager und ſchaute aufwärts in die Luft. In den abgemähten Steppeln zirpten die Grillen ihr einförmiges Lied, und von den nahen Schiebendächen zitterten vergilbte Blätter ſchon herbſtlich zu Boden, aber Hieronymus war es zu Muthe, als breche eben der Frühling an, mit all ſeinen Knoſpen und Blüthen; — und wenn er hinüber ſchaute nach den dunkelblauen Höhenzügen des Schwarzwaldes, wo der Rauch von den Kohlenmeilern wie Säulen in die ſtille Luft aufſtieg, und das ferne Rufen und Singen vereinzelter Hirten in den Wieſen durch die Landſchaft klang — ſo glaubte er tauſend Grüße zu vernehmen aus der Heimath.

Der Fuhrmann war gekommen, der Wagen geladen, und der Glückliche beſtieg ihn, um mit dem Hochgefühl eines Siegers in die Stadt zu ziehen.

Die Winternebel lagen auf der Landſchaft, und ſchon hatte es der Lehrling ſo weit gebracht, daß ihn ſein Meiſter für würdig hielt, einen erſt kürzlich entdeckten Grundpfeiler der bildenden Kunſt kennen zu lernen. Es war: „die durch Vereinigung der Natur und Kunſt auf den rechten Grund und Grad der Vollkommenheit geſetzte Zeichnungswiſſenſchaft, oder Proportion der Figuren von der Geburt bis zum vierundzwanzigſten Jünglingsalter." Ein Werk, worin, beiläufig geſagt, die leibliche Geſtalt des Menſchen mit eben ſo viel Glück ausgemeſſen war, wie ſeine geiſtige Natur in gewiſſen philoſophiſchen Syſtemen der Neuzeit.

Hieronymus brachte das Heft oft zu ſeinem Freunde Severin, wo die Beiden im warmen Stüblein manche Muſeſtunde mit Zeichnen und Tuſchen zubrachten.

Unter ſolchen Beſchäftigungen verging der Winter; die heilige Weihnachtszeit, das neue Jahr mit ſeinen mitternächtigen Wächtergrüßen, waren vorüber, auch ſchon der Dreikönigtag, und man befand ſich in der Zeit, wo es heißt: „Lichtmeß, bei Tag eß, das Spinnen vergeß." Es nahte jetzt ungeſtüm, wie das Mädchen aus der Fremde, die fröhliche Faſtnachtszeit.

Bereits einige Tage vor dem „ſchmutzigen Donnerſtag," dem erſten der drei Narrentage, ſah man abendlich die Gaſſenjugend vor dem Unterthor verſammelt, wo der Baptiſte, ihr Liebling wohnte. — Welch ein Jubel und Geſchrei, wenn bald da, bald dort an einem Fenſterlein des Thores der Kopf des närriſchen Kauzes in wunderlicher Grimaſſe, ähnlich dem Läſtkönig zu Baſel, zum Vorſchein kam — oder wenn eine Hand herausfuhr, welche Wolken von Puder unter den Haufen ſtreute — oder wenn durch irgend einen Spalt des alten Gebäudes plötzlich eine große Schlange unter das Publikum raſchelte, die, ehe ſie erhaſcht werden konnte, eben ſo ſchnell wieder eben verſchwand.

Baptiſte bewohnte ſein Thorſtüblein, wie Diogenes ſein Faß, in Armuth, aber in philoſophiſcher Geringſchätzigkeit alles deſſen, was die Menſchen irdiſche Güter und Schätze zu nennen pflegen. — Hinter dem grünen Kachelofen lagen in bunten Haufen ſeine Narrenkleider, zuſammengeflickte Fetzen, ſeltſame wunderliche Trachten, welche ihm, in Ermanglung eines Bettes, das ganze Jahr hindurch zum Lager dienen mußten, weßhalb er auch zu ſagen pflegte: es gehe nichts über ein Federbett, er habe nur eine einzige (Feder) darin, und ſchlafe herrlich, wie ein König, wie gut müßten erſt Diejenigen ſchlafen, die viele darin hätten. Eine gräuliche, an vielen Stellen ſchon geflickte Rieſenſchlange nebſt einem ausgeſtopften Kalb theilten mit dem närriſchen Patron den engen Stubenraum. —

Es war dieſes Gethier das einzige, was er aus der Erbſchaft ſeiner ſeligen Großmutter als wünſchenswerth an ſich gezogen, und ſtammte urſprünglich aus einer Zeit, in welcher man für gut gefunden, moraliſch-deklamatoriſche Zuſätze ſtatt der altväteriſchen Faſtnachtpoſſen dem Volke zur Erbauung vorzuführen. „Ludendo corrigo mores!" lautet das Motto auf einem noch vorhandenen Programm. Bei ſolch einem Umzug, wobei in Begleitung von Inſtrumental- und Vokalmuſik die ſieben Todſünden dargeſtellt wurden, dienten jene Thiere als ſymboliſche Beigaben.

Wenn unſer moderner Diogenes auch ſeinen eigentlichen Lebenszweck zu kennen ſchien, denn ſeine Narrheit war rein um ſich ſelbſt willen da, und grünte um zu grünen, wie das **Semper virens**, ſo war er doch in Wirklichkeit nicht ohne Sorgen. Dieſe aber beſtanden nicht etwa darin, daß er ſich gekümmert hätte, was er wohl morgen eſſen werde (dafür ließ der Philoſoph unſern Herrgott und gute Leute ſorgen), ſein Sinnen bezog ſich lediglich auf die Inſtandhaltung und zweckmäßige Vermehrung ſeiner Narrengarderobe. — Ein Geſchäft, welches, wenn auch unbewußt, von manch andern Menſchenkindern ſorgſam gepflegt wird! —

Sah unſer Baptiſte eine ſchön geputzte Perſon in neuen Kleidern über die Gaſſe gehen, ſo konnte man ſicher ſein, daß der Narr alsbald bei jener ſeine Aufwartung mache, bittend um einige Abfälle von dem neuen Prachtgewande; ja, ich glaube, wäre ein neuer Alexander vor ihn getreten,

mit der Aufforderung: eine Gnade ſich zu erbitten — Baptiſtle hätte nur um einen einzigen Zipfel des königlichen Purpurs gebeten, um damit ſeine Narrenjacke zu flicken!

Es war einmal allgemeine Landestrauer, und das Narrenlaufen von Amtswegen verboten; man mußte ſich, wenn auch ungern, fügen. Baptiſtle aber vermochte es nicht zu verwinden, daß ſein Dichten und Trachten eines ganzen Jahres, gerade als er die Früchte davon zu ärnten vermeinte, verkümmert und vernichtet werden ſollte. Er gieng, dem Herrn Amtsrath ſeine unterthänigſte Aufwartung zu machen, und demüthigſt die Bitte vorzutragen: ob es ihm nicht wenigſtens geſtattet werden möchte, maskirt den Kopf durch das Fenſter zu ſtecken? — dies allenfalls konnte, unbeſchadet des Anſehens der obrigkeitlichen Verfügung, verwilligt werden. — Mit vielen Bücklingen nahm Baptiſtle die gnadigſte Erlaubniß entgegen, und mit ſchmunzelnder Miene ſah man ihn ſeinem Stüblein zuſchreiten.

Des andern Morgens, am ſchmutzigen Donnerſtag, als der Herr Rath in Seelenruhe ſein Pfeifchen zum Fenſter herausſchmauchte, denn die Frau Rathin liebte den Qualm im Zimmer nicht, entſteht gewaltiger Rumor auf der Gaſſe; der Stadtknecht ſtürzt zur Thür herein: „der Baptiſtle," berichtet er athemlos, „erfrecht ſich, — Narren zu laufen!"

„Augenblicklich her mit ihm," befiehlt mit zornglühendem Antlitz der Rath. — Und man führt den Contravenienten vor den geſtrengen Herrn. — Baptiſtle hatte ſein ſtattlichſtes Narrenhas angethan, und ein Schiebfenſter als Halskragen über den Kopf geſtülpt. —

Ueberraſcht ſtarrt der Amtmann bald den Baptiſtle, bald deſſen ſeltſame Halskrauſe an, dann aber fährt er heraus: „Wer hat ihm erlaubt?" —

„Geſtrenger Herr!" entgegnet der Schalksnarr mit tiefer Reverenz, „haben mir ja Permiſſion ertheilt, zum Maskiren und den Kopf zu meim' Fenſter rausſtrecken zu dürfen. — Das hier iſt mein Stubenfenſter, wo ich raus ſchau!" —

Ob dieſem Gebahren war ſelbſt richterlicher Ernſt nicht mehr haltbar und mit gnädigem Lächeln gab der Rath den Beſcheid: „Für diesmal ſoll es ihm hingehen, aber auf den Gaſſen laß er ſich hinfüro nicht mehr blicken, — verſtanden?"

Der Baptiſtle geht.

Aber am zweiten Faſtnachtstag erblicken die Einwohner des Städtleins eben am Schellenberger Wald ein ſeltſames Schauſpiel. — Es war unſer Eulenſpiegel mit der Schuljugend, welcher eingedenk der Worte des Stadtgebieters: ſich nicht mehr auf der Gaſſe blicken zu laſſen, das freie Feld zum Tummelplatz ſeiner Narrenſtreiche gewählt hatte.

Aus dieſem Vorgang hätte der Herr Rath wohl merken können, daß man einen tief gewurzelten Baum nicht wohl ausreißen kann, ohne daß einige Würzelein und Faſerchen zurück bleiben, welche von Neuem ausſchlagen.

Für unſern Waldner Hieronymus war eine öffentliche Faſtnacht ſo gut wie unbekannt. Als diesmal der erſte Faſtnachtsmorgen angebrochen, hatte ſich gleich nach dem Gottesdienſte wieder die ganze Kinderſchaar vor dem Unterthor verſammelt. — Als der Held nicht alſogleich erſcheinen wollte, erhob ſich, wie bei einem Theaterpublikum, Lärm und Spektakel. — Endlich rumpelt es auf der Stiege — Baptiſtle erſcheint — und zwar in der Geſtalt eines „Gielsreiters.“ — Unter dem ſchedigen Waffenröckle ſchaut der hölzerne Kopf des Langohrs hervor, auf welchem der Ritter, im Sattel ſitzend und die Zügel in der Hand, zu reiten ſcheint, während auf der Kehrſeite Schwanz und Hintertheil des Thierleins zu ſchauen ſind. — Ueber der Schulter hängt die ausgeſtopfte Kälberhaut, eine maleriſche Beigabe, die ihrem Träger beinahe das Anſehen eines in die Neuzeit überſetzten Herkules verlieh.

Donnernder Jubelruf erſchallt beim Anblick des Heros, der, ſeiner Roſinante die Sporen gebend, kühn unter den Haufen ſprengt — ſiert bewegt ſich der Troß — während der Ritter, wie Zeus ſeine Blitze auf verwegen nahende Sterbliche, ſein an einem Stricke beſtigtes Kalb den neckenden Buben ſtäubend auf den Rücken ſchleudert. Gaß auf, Gaß ab, durch Dick und Dünn geht der Ritt, und die begleitende Schaar, blau vor Zeter und Mennen, läßt im Chorus die Narrenverslein erſchallen:

„Alle Vögele ſinget ſo hell,
Bis am Samſtig z'Obed!
Alle Meideli hättet mi gern,
O! wie bin i plaget!
Narro!

Hedeli, hädele, hinterm Städele,
Hät en Bettelma Hochzit,
Es gigget e Müsle, e tanzet e Lausle,
Es ſchlägt en Igeli Trumme,
Alle Thierle wo Wadeli hend,
Sellet zur Hochzit kumme!
Narre!“

Somit war die Faſtnacht eröffnet, dem Faß der Zapfen ausgeſtoßen, und nach dem Sprichwort: „ein Narr macht hundert,“ ließ ſich mancher vorher unentſchloſſene Geſelle bewegen, einzuſteigen als närriſcher Paſſagier in's allgemeine Narrenſchiff, welches während drei Tagen das Privilegium hat, mit vollen Segeln die See des nüchternen Alltagslebens zu durchkreuzen.

Aus allen Gaſſen und Winkeln ziehen ſie herbei in allerlei Geſtalt und Vermummung, froh der Narrenfreiheit, welche ihnen geſtattet, den engen Gewohn-

heimrock vertauschen zu dürfen mit der luftigen, buntscheckigen Jacke. — Und daß ja die Bühne, worauf das Drama spielt, nicht zu enge werde, öffnet später sich der Tanzboden: Schäfer und Schäferinnen, Ritter und Fräulein eilen, bei Flöten und Schalmeien entgegen zu wirbeln dem Aschermittwoch, welcher der Lust ein Ende macht. —

Doch sehen wir uns gelegentlich auch einmal nach unserem Lehrling um, welche Rolle denn dieser spielt.

Wenn es auch schwer ist, in solch' bewegtem Durcheinander den Einzelnen im Auge zu behalten, so darf doch als gewiß angenommen werden, daß Hieronymus weder unter den Maskirten, noch hinter dem Biertisch oder auf dem Tanzboden zu treffen gewesen: — denn unsere guten Vorältern hatten den einfältigen Glauben, daß einem Lehrjungen noch keine Stelle allda gebühre, und daß ein solcher, dort betroffen, von Meister oder Gesellen nach Hause gejagt zu werden verdiene. Deßhalb dürfen wir mit gutem Grunde vermuthen, daß er unter den Zuschauern sich befunden, ein Platz, der diesmal besonders ergötzlich gewesen sein mochte.

Es waren zu jener Zeit die alten, etwas außer Gebrauch gerathenen Nationalmasken, die „Hansel" oder wie sie auch vorzugsweise heißen, die „Narren" wieder in Aufnahme gekommen. Denn weil Narrheit und Mode so zu sagen Geschwisterkinder sind, so unterliegt auch erstere dem Wechsel, der Zeit und der Laune.

Der Hansel, oder mit dem alten Namen „Heine Narro," (in den Städten Rothweil, Villingen, Donaueschingen und in mannigfacher Abwechslung auch in der Seegegend heimisch), augenscheinlich ein Gemisch des altdeutschen Pickelhärings und des italienischen Pantalone. Eine große Holzlarve (in Villingen „Scheme" genannt), bedeckt das Gesicht, eine Kapuze mit hängendem Fuchsschwanz, zuweilen noch ein breiter Narrenkragen, zieren Kopf und Hals. Die weite Jacke, die schlotterige Hose, beide wie die Kapuze von weißem Zwilch, bemalt mit Laubwerk und Figuren, und die kreuzweise übergehängten Riemen mit metallenen Schellen sind die Kleidung des Hansels. — Als Waffe schwingt er den hölzernen Flamberg oder die Pritsche, oder er bedient sich eines weitausgreifenden Storchschnabels.

Sein ganzes Wesen und Gebahren hat einige Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Schönbartlaufen in Nürnberg. In allen Häusern ist ihm der Zutritt gestattet; und hat er hier bei Fremden und holden Schönen die Pfeile seines Witzes verschossen — so betritt er sein eigentliches Lustrevier, die Gasse, wo dankbare Jugend seiner harret — und daß er ja in Gang und Haltung sich nicht verrathe, bedient sich der echte Hansel des üblichen „Narrenschrittes," unnachahmlich jedem, nicht in die landesüblichen Formen des närrischen Geisterreiches eingeweihten Fremden.

Unſer Bildchen ſoll eine ſolche Hanſelsſcene veranſchaulichen. Gelockt von Aepfelkorb und Bierkrug, umſchwärmt ein tobender, ſchreiender, haſchender Haufe den Hanſel, fort geht es im Takte des Schellengeklingels, und aus hundert Kehlen erſchallt lustig:

„I ha de Narr am Seile,
I han e recht erwiſcht:
I laß en nimme renne,
Bis d' Faſtnet umen iſcht!
Narro!"

oder:

„Narro Narro ſiehe ſie,
Sieke ſiehe Narro gſi:
Narro Narro Bigebege,
Was de heiß itch all's verlege
Narro!"

Unſere Schilderung aber ſei mit dem altdeutſchen, allgemein-menſchlichen Sprichworte geſchloſſen:

„Würden alle Narren Reiben tragen, ſo würde das Holz theuer."

## XV.

# Die Landfahrer.

Ob der lange Hanns bei unſerem Hieronymus gelegenheitlich eingeſprochen und das verſprochene Trinkgeld abgeholt habe, wüßten wir ſo wenig anzugeben, als die Antwort, welche der Beſchenkte an die freundliche Geberin Florentina gelangen ließ, zu unſerer Kenntniß gekommen. Als erwieſen dagegen müſſen wir den Umſtand hervorheben, daß Hieronymus ſeinen Freund Hanns kurze Zeit nach der Faſtnacht wieder einmal in der Stadt zu ſehen bekam, und zwar in dem Augenblick, wo dieſer von dem Amthauſe aus — die Hände auf den Rücken gebunden — in Begleitung des Schließers in das „Steckle," einem Gefängnißthurm im „ſüßen Winkel," geführt wurde. Faſt unbefangen hatte der Lange ihm von ferne zugewinkt, aber Hieronymus, verblüfft über den unerwarteten Auftritt, war unbeweglich ſtehen geblieben, ohne den Blick von dem Malefikanten abwenden zu können. Allerdings war dem jungen Manne über das Treiben der Landfahrer mancherlei Gerede zu Ohren gekommen: ſo ſollte die Lohrmännin, die alte Vagantin, über das wohlfeile Einkaufen auf Jahrmärkten, über Einbrüche und Brandlegen, auf dem Todenbett Geſtändniſſe abgelegt haben, welche die Obrigkeit bewogen, von Neuem auf die Sippſchaft zu fahnden, allein der Lange hatte doch ſtets ſeine Ehrlichkeit ſo hoch betheuert, daß an dieſem wenigſtens Hieronymus nicht zweifeln zu dürfen glaubte. Aber bei dem jetzigen Anblick mußte des Jünglings Vertrauen doch wankend werden, und es wollte ſich nicht wieder befeſtigen, als der Zufall ihn kurz darauf in dem Zuchthausgarten mit dem Gefangenen zuſammenführte, wohin dieſer zum Holzmachen kommandirt worden, und wo er dem jungen Manne wiederholt verſicherte, daß er ſo unſchuldig ſei, wie die Säge, die er in der Hand halte, daß er bis auf den Tag nicht wiſſe, warum ein braver Familienvater ſo behandelt werde, daß ihn Niemand dauere, als ſein Weib und ſeine Kinder, und dergleichen mehr.

Hieronymus blieb ungläubig, wenn es ihm gleich aufrichtig leid that, ſich in einem Gegenſtande ſeines bisherigen Vertrauens getäuſcht zu haben.

Doch ſolche Lebenserfahrungen hinterlaſſen bei der Jugend ſelten bleibenden Eindruck, denn das Leben gleicht einem fließenden Waſſer, welches an dem einen Orte wieder anhäuft, was es an dem andern weggeriſſen. Aus neuen Bekanntſchaften, aus der innigeren Pflege früherer freundlicher Verhältniſſe zieht jene Leutſeligkeit ihre Nahrung, ohne welche ein offenes jugendliches Gemüth nicht zu gedeihen vermag. Der Menſch aber iſt einer Farbe vergleichbar, welche durch Annäherung einer zweiten und dritten weſentlich verändert, höher oder tiefer geſtimmt werden kann.

Einflußreich war darum für unſer Landkind auch die Bekanntſchaft mit der Rathsfamilie, wohin er durch die Baſe Katharina eingeführt worden. Die Frau Amtsräthin ſah es nicht ungerne, wenn der junge, muntere Menſch zuweilen hinüber kam, um bei den lärmenden Unterhaltungen und Spielen ihrer jüngeren Kinder den Aufſeher und ſorglichen Wärter zu machen.

Die nur einige Jahre weniger zählende Helena, mit welcher Hieronymus in den Kinderjahren bereits Freundſchaft geſchloſſen, blieb ihm auch jetzt noch ſichtlich gewogen; und wenn ihre jüngeren Geſchwiſter ſich mitunter Unſchicklichkeiten und ſchlechte Späſſe mit dem geduldigen, immer noch wälderiſch gekleideten Sohn vom Lande erlaubten, war das geſetztere Mädchen ſeine Bundesgenoſſin und Beſchützerin. Dadurch hatte ſich in dem Herzen des jungen Mannes, neben jener anerzogenen Hochachtung gegen höhere Stände unbewußt noch ein ſtilles, aber tiefgreifendes Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglichkeit feſtgeſetzt, welches bei jedem Anlaſſe, an Neujahrs-, an Namens- und Geburtstagen in zauber geſchriebenen Reimen und gemalten blumenverzierten Glückwünſchen ſeinen herzlichen und gut gemeinten Ausdruck fand. Kleine Aufmerkſamkeiten, welche ihm dieſes Mädchen bisweilen zu Theil werden ließ, mußten deßhalb einen deſto größeren Eindruck auf ihn machen, je weniger er ſeinem Stande und ſeiner Herkunft nach gewohnt war, dergleichen ſich erweiſen zu ſehen.

Es war noch im vorigen Herbſt, und Hieronymus mit den Kindern des Raths in ihren Baumgarten vor die Stadt gegangen. Unausgeſetzt ſchöne Herbſttage hatten Pflaumen und anderes Obſt ſchnell zur Reife gebracht. Ueber die grüne, abgemähte Graesfläche ſchoſſen zwiſchen den alten, dunkelbelaubten Apfelbäumen in tiefem Fluge die Schwalben, und die Kinder tummelten ſich im Grünen um die Wette mit dieſen leicht beſchwingten Bewohnern der Lüfte. Clemens, Helenens älteſter Bruder, hatte einen Baum beſtiegen, und begann, nachdem er ſich tüchtig ſatt gegeſſen, die reifen Pflaumen in ein Körbchen zu ſammeln, welches er ſodann gefüllt der Schweſter Helena hinabreichte.

Die Kinder drängten ſich haſtig im Kreiſe um dieſe herum, jedes mit Ungeſtüm ſeinen Theil verlangend. Aber Helena gieng zuerſt mit voll-

gefüllter Hand auf den etwas seitwärts stehenden Hieronymus zu, und legte ihm freundlich die süße Frucht in beide dargehaltenen Hände, dann erst kamen die Geschwister an die Reihe.

Solche Verehrung hatte Hieronymus nicht erwartet, und er fühlte sich durch die Aufmerksamkeit eigentümlich ergriffen. — So wenig und so viel bedarf es oft, einen Menschen froh und glücklich zu machen!

Nicht lange nach dem jüngsten Zusammentreffen mit dem langen Hanns, empfing Hieronymus durch einen Landsmann, welcher bei Amt zu thun gehabt, ein Brieflein vom Vater Mathias, worin dieser in mühsam geschriebenen Zeilen dem Sohne mitteilte, daß die Mutter krank gewesen, nun aber Gottlob wieder ziemlich hergestellt sei ꝛc. Wie niedergeschmettert fühlte sich der junge Mann bei dieser Nachricht. Er machte sich Vorwürfe, so sorglos dahin gelebt zu haben, während die Mutter krank, vielleicht sehr gefährlich darnieder gelegen. Es zog ihn mächtig heimwärts, und ließ ihm weder Rast noch Ruhe. Aber der Vorsatz, der so fest gefaßte, so oft erneute Vorsatz, nicht in Laubhausen anzukehren, bevor er dort mit einigem Gewicht und Ansehen auftreten könne! — Die stolzen Pläne, welche sich an dieses vermeintliche Auftreten knüpften! Sollte das Alles aufgegeben werden, sollte die unerbittliche Wirklichkeit schon diese ersten Träume zu nichte machen, sollte aus den schönen Blüthen nichts werden, als eine taube Nuß? Doch, was mag in die Wagschale fallen, wenn es die Gesundheit, vielleicht das Leben der Mutter gilt. —

Hieronymus erbat sich Urlaub vom Meister, und noch denselben Tag erblickte man ihn auf dem Wege zu den Seinen. Das Wetter war unfreundlich. Der Wind jagte die Wolken in eiligem Zuge über die düstere Landschaft. Der Wandersmann schlug den Weg über Hubertsbeten und Mistelbrunn ein, um sodann auf nächsten Pfaden durch den Wald heute noch sein Ziel zu erreichen.

Als er hinter letzterem Dorfe, rechts sich wendend, schon eine Strecke waldeinwärts gegangen, fiel zufällig sein Blick auf ein umgeworfenes Bildstöcklein am Wege. In der nischenartigen Vertiefung hing schlotterig ein blechernes Täfelein, worauf, schon stark verwittert, eine Muttergottes mit dem Christkinde zu erkennen war. Unter dem Bildchen, neben einer alten Jahreszahl las man noch ziemlich deutlich die Worte: „Geh nicht vorüber: Ave Maria! sprich, dafür mein Kind wird segnen dich."

Dem jungen Wanderer war es, als hielte ihn etwas zurück bei diesem umgeworfenen Denkmal sinniger Frömmigkeit; er gedachte der kranken Mutter daheim, und sogleich entwand seinen Lippen sich das Gelöbniß, der heiligen Mutter Gottes zu Ehren den Bildstock wieder herstellen zu lassen, wenn er die eigene Mutter im Hause wieder gesund finden würde. Die Votivtafel ward in den Reisesack geschoben, und wie erleichtert schritt der Jüngling eilenden Fußes weiter.

Er war schon tief in den Wald eingedrungen. Der Wind sauste mächtig

in den hohen Tannenwipfeln, um welche krächzende Raben über ihren Neſtern kreiſten. Der Pfad ward immer unwegſamer, nach kurzer Strecke jede Spur davon verloren, und der Wanderer ſah ſich in einer Wildniß, wohin noch nicht einmal die Axt des Holzbauers gedrungen, und kaum bisweilen ein Strahl der Sonne durch das Dickicht bricht. Auf dem mitternächtlich gelegenen, ſteil abfallenden Boden lagerten neben himmelhohen grandärtigen Weißtannen, umgeworfene Stämme, Windfälle, von Jahrhunderten her über und unter einander, zum Theil völlig vermodert. Starrende Aeſte und ausgeriſſenes Wurzelgeflecht, hie und da ſickernde Quellen und verborgene tiefe Lachen machten dem Schritte des Jünglings das Vorwärtskommen ſtreitig. Mühſelig arbeitete er ſich eine Zeit lang ab, hinweg zu kommen über dieſes Chaos von Leben und Verweſung, und der Anſtrengung gelang es endlich, an eine Stelle zu gelangen, wo der jähe Abhang quer durchriſſen war durch eine Schlucht mit wildem Waldwaſſer. Zackige Granitblöcke, wie von unbekannter Gewalt hereingeſchleudert, gewährten zur Noth Anhaltspunkte zum Ueberſetzen, und ſo vermochte zuletzt unſer irrender Ritter ſich heraus aus dem wilden Tobel zu arbeiten, und wieder gangbaren Boden zu gewinnen.

Doch an einen Weg war auch hier nicht zu denken. Schon begann es düſter zu werden. Der Wind blies ſchneidend kalt von den Höhen herunter, und Hieronymus machte ſich bereits mit dem Gedanken vertraut, in dieſer Abgeſchiedenheit ſich ein Nachtlager ſuchen zu müſſen. Erzählungen aus ſeiner Kindheit, von Menſchen, welche in Wildniſſen Wochen lang herum geirrt oder gar elend verkommen wären, fielen ihm dabei friſch in's Gedächtniß.

Bereits hatte der Ermüdete eine überhängende Tanne erſpäht, welche einigen Schutz zu gewähren ſchien, und ſich da nieder gelaſſen, als es ihm vorkam, als erblicke er durch eine enge Lichtung des Waldes hinziehenden Rauch. — Aufſpringen und dieſer Richtung folgen war das Werk des nächſten Augenblickes. Kaum ein Paar Schritte hatte er gemacht, als aus dem verwachſenen Geſtrüpp bellend ein Hündlein auf ihn los fährt, welches aber ſogleich, als ob es den Fremdling erkenne, wedelnd ſtehen bleibt. Der nächſte Schritt zeigt ihm am kleinen, moosigen Weiher ein ſchwarzbraunes Weib, geſchäftig Linnenzeug zu waſchen, welches, ſeiner anſichtig, in Ueberraſchung den Namen Hieronymus ausruft. — Es war Trautel, die Vagantin. Wer mochte froher ſein, als unſer Ritter, dem es bei ſeinem Auszug ſo wenig um Abenteuer zu thun geweſen.

„Biſt du allein?“ war Trautels Frage.

„Ja!“ hieß die Antwort.

„Aber, um aller Heilige Wille, wo ſchlagt dich das Wetter daher?“

„Ich bin verirrt,“ berichtete der Wandersmann, „ich will die Aeltern daheim beſuchen, und hab' im Oberholz den Weg verloren!“

„Hieronymus!“ nahm Trautel, näher tretend, wieder das Wort, „du weißt, daß i und mei Hanns dir und deine Aeltern daheim nix als

Lieb's und Guet's erwiese hän, d'rum denk i au älleweil, du wearest uns jez nit vermähre, und Leut, die in eim fort ung'rechterweis' verfolget wearet, in's Unglück bringen und unschuldig's Bluet vergieße healfe!"

„Was das anbetrifft," versicherte Hieronymus, „könnt' ihr ruhig schlafe, was mich nit brennt, blas' ich nit. — Aber recht wär's mir, wenn ich meine Schuh und Strümpf bei euch ein Biele trocknen könnt', denn so wie ich seh', habt ihr Feuer in der Näh', und wenn ihr mir nachher auf den rechten Weg verhelfe welltet, so wär' mir's lieb."

„Je freili! was mir thue könnet, des soll so g'schehn; komm' Schatz," fuhr die Vagantenmutter fort, den Angekommenen bei der Hand nehmend, „komm' und wärm' dich — 's Wetter ist schaurig — 's wird heut' früh Nacht und finster."

Die Alte hatte bei diesen Worten ihren Gast auf ein nahes Haselnußgestrüpp zugeführt, wo dieser alsobald den Eingang zu einer unterirdischen Bettelküche wahrnehmen konnte, die er auch bald an der Hand seiner Circe betrat. An einem bald erloschenen Feuer waren Kinder emsig beschäftigt, unter Zank und Hader die Reste einer eben gehaltenen Mahlzeit zu vertilgen. Die freundliche Wirthin fachte die Gluth von Neuem an, bereitete dem Gaste einen Sitz daneben, und begann unverweilt ihm zur Stärkung ein Habermus zu kochen.

Diese Banden von Heimathlosen, bei denen Hieronymus hier eine Zuflucht gefunden, und wovon die letzten Abkömmlinge heut zu Tage noch auf den Grenzen zwischen Deutschland und der Schweiz sich herum treiben, führten eine Lebensweise fast wie die Zigeuner. Doch war jede einzelne Bande stets auf ein gewisses Revier beschränkt, hin- und herziehend, und in den Ortschaften und Gehöften desselben so heimisch und bekannt, wie die Einwohner selbst. Einen und denselben Herbergsvater beglückten sie jedoch nur zwei Mal mit ihrer Gegenwart; ein Mal des Sommers und ein Mal im Winter.

Waren diese Leute in den verschiedenen Diebspraktiken auch keine Neulinge, so übten sie dieselben doch meistentheils außerhalb ihres Reviers und niemals in der Herberge; hier durfte man keck vor ihnen Thür und Thor offen stehen lassen, denn die Herbergszeugnisse waren der einzige Ausweis, worauf sie sich bei Berührungen mit der Polizei zu berufen pflegten. In der Regel trieben die Männer allerlei freie Künste, als da sind: Scherenschleifen, Siebmachen, Kesselflicken, Wannenmachen, Käfigstricken u. s. w.

Während die Männer solcher Handthierung oblagen, schafften die Weiber durch Bettel das tägliche Brod ins Haus; — eine Kunst, die sie „rumgehen" nannten, und welche sie methodisch ausgebildet hatten; sie unterschieden sich darin wesentlich vom „fechtenden" Handwerksburschen, „gardenden" Knechten und „fahrenden" Studenten.

So wie gebildete Deutsche unter einander gerne in französischer Mundart verkehren, so bedienten sich die Landfahrer ihrer eigenen Gauner- oder sege-

nannten „jenischen“ Sprache. In Schulen jedoch versperrten ihre Kinder Andern niemals den Platz, und den nothwendigsten Religionsunterricht erhielten sie von ihren guten Aeltern. Es beschränkte sich dieser lediglich auf das Auswendiglernen des Vaterunsers. Neben der eigenen Erbauung brauchten sie dieses Gebet vorzugsweise zum Behufe des „Umgehens.“ Außerdem erhielten die Kinder einige literarische Bildung, bestehend im Auswendiglernen verschiedener Bettelsprüche, wovon hier einige zur Probe:

Die Bettlerin: „Gend is au en Almuosa, der Gotteswilla, mer wend au ne Vaterunser betha em heilige Sant Wendelines, daß Gott 's Vieh und All's g'sund erhalt'.“

Das Kind: „Almuosa, — Gotteswilla — 'runser betha, — lines Gott Vieh g'sund halt.“

Man wird wohl begreifen, daß krasser Aberglaube geherrscht haben werde bei diesen Leuten, welche fast wie das Wild des Waldes aufwuchsen, denn etwas will doch am Ende Jeder glauben; aber sie verstanden es auch trefflich, diese Schwäche der menschlichen Natur bei Andern zum eigenen Vortheil auszubeuten. — Die Taschen trugen sie voll geweihter Dinge, in der beruhigenden Zuversicht, daß sie dann der „Kuonle nicht zopfe,“ das heißt, daß sie der Teufel nicht holen könne. Beim Trinken verfehlten sie niemals den linken Fuß über den rechten zu schlagen, denn das schützte, durch den Trunk nicht vergiftet, nicht verliebt, nicht wahnsinnig gemacht werden zu können. Sympathetische Heilmittel sollten bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden sein, und sie wußten zu rathen, bei allem was Menschen und Vieh in dieser Beziehung zustoßen konnte, nur, sagten sie, wär' es ihnen nicht erlaubt, derartige Dienste irgend eines Gewinnes willen zu thun, aber ein Trinkgeld dafür zu nehmen, wäre nicht verboten.

Die ehelichen Verbindungen dieser Landfahrer waren meist Neigungsheurathen; man wird dies leicht glauben, da sie in thatsächlicher Gütergemeinschaft lebten, und was die Form jener Bündnisse anlangt, so ist anzunehmen, daß bei ihrem Abschlusse wenig Papier verschrieben worden sei. Was überhaupt ihre Ansichten über den Werth der Glücksgüter betrifft, so erzählte der lange Hanns einst, wie er und seine Trautel ein schönes Vermögen zusammengebracht hätten: am Abend vor der Hochzeit, sagte er, habe er seiner Trautel einen Kuß gegeben, und dabei ausgerufen: „Trautel, du bist mir hundert Gulden werth,“ hierauf habe ihm Trautel ebenfalls einen gegeben und gesagt: „Hanns, du bist mir tausend werth;“ das hätten sie nun zusammen gerechnet, und am ersten Abend ihrer Verehelichung schon elfhundert Gulden zusammen gebracht!

Auf einen uralten Ursprung deuten die nächtlichen Zusammenkünfte dieser Heimathlosen, welche sie alljährlich zur Herbstzeit auf irgend einem einsamen Waldplatze hielten.

„Von euch an finde, am „Scheuremer Eck,“ „Schelmenhau!“ war die

Losung, mit welcher sie auf Jahrmärkten und wo sie sonst noch zusammentrafen, sich gegenseitig zum Feste luden.

Die nebenstehende Abbildung soll uns ein solches Nachtgelage wieder geben. Im tiefen Walde, an der Felswand brennt das Feuer. Der Lange schnarchend im Vorgrunde; Trautel bei der lustig brennenden Flamme — sie, die perfekte Köchin, von welcher ihr Eheliebster, der lange Hanns zu sagen pflegte: Sie sei eine Köchin obenraus, und es gäbe nichts, was sie nicht zu kochen verstünde; so habe sie ihm einmal sogar die Schuhbürste gesotten in der Suppe gebracht! —

Auf verborgenen Pfaden ziehen unterdessen die Geladenen heran zum Schmause, der also verschwenderisch bereitet wird, daß die muthwilligen Vagantinnen oft noch die Zweige nebenstehender Holderstauden in den Teig, sodann in die Pfanne ziehen, und das also fertig gemachte Holderküchlein an dem Gesträuche hangen lassen. Nach dem Mahle beginnt die volle Lust; bald auch ertönt die Fidel, und zu ihrem muntern Klange drehen sich auf freiem Waldplatze, beim Lichte des Vollmonds die Paare. Damit es aber dem Feste nicht an der nöthigen Abwechslung mangle, setzte es dabei fast regelmäßig Handel und Prügeleien ab, und namentlich pflegten die Damen, wegen allzuvertiger Zunge von ihren Rittern oft traktirt zu werden, wie weiland Frau Chriemhilde von ihrem Hörning Siegfried. Frau Trautel mußte zuweilen erfahren, welch veränderlich Wesen die Liebe sei; „o Hanns!" rief sie einst im höchsten Schmerze, nach solch einem kriegerischen Momente ihres Ehelebens, „wie best mi verküßt und verschleckt am „Scheuremer Gä" — und jetz schlaist (schlägst) mi!" — Solche Scenen aber zogen vorüber, wie ein Aprilschauer, auf welchen der Sonnenschein des lieben Friedens rasch wieder kehrt.

Erst nach Mitternacht, wenn schon die Morgenluft durch's Gesträuche zieht und auf dem fernen Einödhof die Hähne krähen, verschwindet der Spuck; glücklich alsdann arme Holzmacher oder der Waldbannwart, welcher Tags darauf an die verlassene Feuerstelle kommt, wo die Holderstauden so köstliche Früchte tragen.

Im Augenblick unserer Erzählung war die Sippe des langen Hanns ziemlich zusammen geschmolzen. Der Hand des Bettelvogts waren nur Frau Trautel, ihre beiden Stiefkinder Sepple und schön Rösel, der Stumpfarm und noch einige Würmlein entgangen.

„O!" jammerte die bekümmerte Trautel seufzend, „was treibt ma doch alles mit de Leute — und es kann meim' Mann doch nit 'ö kleinst' Bröjele bewiese weare!" — Die betrübte Gattin wollte weiter reden, da unterbrach sie barsch eine rauhe Stimme aus einem finstern Winkel der Höhle kommend, und: „Lechlone, wittischer Maisik!" tönte es von derher, was etwa so viel heißen sollte, als: laß bleiben — ein Verräther.

Hierenymus, um sich blickend, gewahrte jetzt erst einen Mann im

Hintergrund, auf einer Moosbank ausgestreckt. — Es war der Stumpfarm, welcher jene Warnungsworte gesprochen, und die Alte damit zum Schweigen gebracht hatte. Er trat hervor an's Feuer, um etwas Holz nachzulegen. Der augenscheinlich gleißende Ausdruck seines Gesichtes, der Wams aus ungescherenem Schaffelle, erinnerten Hieronymus unwillkürlich an den Wolf im Schafspelz.

„Für den Hanns," fing jener gleichgültig an, „hab' ich kei' Sorg', er ist sauber über's Nierenstück, und hot kein Fehler, als sei Ehrlichkeit; den Zuchtverwalter und sei Frau kenn ich, es sind schermante Leut', ihre alt'ne Tochter hot mer jo sealber e Kind zum Tauf trage, wo in sealbigem Haus ni d' Welt kummen ist, von meim' erste Weib selig." —

„O du lieb's Herrgöttle," schluchzte Trautel dazwischen, „wie wird er jetzt Langweil han, no seim' Weib und seine Kinder, die jetzt arme Weisle sind." —

„Und wenn der ganz schwäbisch Kreis in helle Flamme stünd'," sagte mit verbissenem Grimm der im Schafskleid, „so wär' der Himmel nit so brandig und roth, als das Blut ist, von all' den unschuldig Hing'richteten und G'räberten; — aber man schwätzt von Kirchweih bis sie da ist — der Weltgeist steigt allweil höher und höher — und die Zeit kummt über Sodoma und Gomorrha" schloß er, eine Hand voll Moos in die Flamme werfend.

Hieronymus schwieg. Frau Trautel aber, nachdem sie ihre Thränen getrocknet, hatte ihr irdenes Pfeiflein hervorgezogen, und diesmal, in Ermanglung des ächten Holländischen, mit gedörrten Rosenblättern gestopft. Sie schmauchte mit einem Anstande, welcher einer emanzipirten Dame des neunzehnten Jahrhunderts Ehre gemacht hätte.

Eben wollte Trautel dem Gespräche eine andere Wendung geben, und beeilte sich, ihrem jungen Gaste die Mahlzeit anzurichten, als man vom Eingang der leichte Tritte hörte und schön Röisel in die Höhle trat. — Hieronymus erblicken und dem lange nicht mehr gesehenen Jugendfreunde zärtlichst um den Hals fallen, war für die Schöne ein Werk des Augenblickes, aber bevor Hieronymus unter solchem Ueberfall unerwarteter Zärtlichkeit seine Fassung zu finden vermocht, fuhr eine Hand dermaßen ungestüm dazwischen, daß Jüngling und Mädchen wie von einem plötzlichen Windstoße erfaßt, ein Paar Schritte gegen die Wand taumelten.

„Hab's mit deiner's Gatting!" kreischte dabei die Stimme der intervenirenden Macht, in der Person der zärtlich eifersüchtigen Stiefmutter Trautel.

Jetzt aber ergoß sich in sprudelnder Eifersüchtigkeit aus den Kehlen beider Schönen ein Schwall von nicht zierlichen Reden, wie wenn eine Schleuße vom Müller aufgezogen wird, und der Wasserstrahl sich brausend auf die Räder stürzt, daß das ganze Mühlwerk klappernd und schrillend in Gang geräth.

Doch der Kampf der Worte, wie mächtig er auch erbrauste, war nur das Tosen vor dem Hagelschlag, denn ein heißer Waffentanz begann sofort

mit Pfannen und Kochlöffeln. — Hundegebell und Kindergeheul machten den Chorus dazu, wie in einer altgriechischen Tragödie.

Hieronymus, der noch immer nicht wußte, wie ihm geschah, hatte sich mechanisch gegen die Moosbank salvirt, und betrachtete die Amazonenschlacht mit fast einfältiger Miene. Als aber im Dialog der beiden Fechtenden gewisse Reden verlauteten, welche geeignet waren, die so viel und selbst gerühmte Ehrlichkeit der Sippe zu beeinträchtigen, sprang der Stumpfarm, welcher wieder theilnahmslos in unzerstörbarer Ruhe dagelegen, rasch auf, riß ein rauchendes Scheit Holz aus dem Feuer, und fuhr damit erbarmungslos zwischen die Streitenden, das Feuer mit Rauch zu ersticken.

Frau Trautel aber, welche nicht die Person war, sich so leicht in ihrem angestammten Rechte des letzten Wortes beeinträchtigen zu lassen, griff schnell nach dem Topfe mit dem siedenden Habermus, ihn dem Stumpfarm an den Kopf zu schleudern — dieser aber bückt sich rasch, dem daher sausenden Donnerkeil auszuweichen, sei es aber, daß der Wurf ursprünglich schlecht gezielt war — oder daß die Schützin die Bewegung des Feindes noch rechtzeitig erschaut — kurz, der Topf zerplatzte auf dem Rücken des alsobald von Brei übergossenen Stumpfarm, daß er dampfte, wie ein gebrühtes Ferkel.

Ohne dem Gegner Zeit zur Besinnung zu lassen, fuhr das Weib, einer gereizten Bärin gleich, wider ihren Feind, und die scharfe Zunge stieß Reden aus, welche fast wie Blut und Mord klangen! —

Nun entbrennt des Vaganten Zorn, die Stirnadern schwellen an, die Augen flammen und die Hand fährt nach dem Messer; da aber macht schon Retel Front gegen den ungeschliffenen Friedensstifter, fährt ihm mit der einen Hand in den borstigen Schopf und faßt mit der andern die waffensuchende Rechte. —

Der Moment war kritisch. — Unser Ritter Hieronymus fühlte, daß er sich der bedrängten Unschuld annehmen sollte — aber ehe er über das Wie mit sich einig, war der schwarze Seppie herein getreten, und stand mit einem Satze in der Mitte der Kämpfenden. Er hatte alsbald an den herumliegenden Waffen erkannt, welche Karten hier bei dem Spiele Trumpf wären. Den Stock hoch geschwungen, fuhr es ihm heraus: „In des Drei Teufelsnamen, gebt Ruh!“ — die hadernde Sippschaft, die Zauberkräfte dieses Stabes kennend, schien plötzlich alle Lust zu weiterem Krieg verloren zu haben.

Gegen den Stumpfarm gewendet aber fuhr jener fort: „Dich wird der Knecht noch reite, bis du Quartier g'funde hast, in selbigem Haus auf drei Pfahl und ohne Dach“ (womit er den Galgen meinte). Sodann gegen die Weiber gewendet, machte er mit dem Stocke einen Strich auf den Boden, mit den Worten: „bis daher! — wie Eine den Fuß d'über setzt — so!“ — Beide verstanden die Gebehrde und fügten sich. —

Der beide Friede war somit wieder in die versöhnlichen Herzen eingezogen und Hieronymus, welcher nach dem tragischen Ende seines Habermuses

keine Urſache mehr ſah zu längerem Verweilen, faßte ein Herz und wendete ſich zu Sepple: „Ich hab noch ein gut Stück Weg vor mir — es iſt ſchon ſpät und finſter, d'rum wär's mir recht, wenn du mir ein Stück weit nachfolgen wollteſt.“

Frau Trautel aber gab durchaus nicht zu, daß ihr Gaſt ſo nüchtern abziehen ſollte; er mußte ſich zu einem Stück Speck und Schwarzbrod bequemen, und dies Mahl mit einem Schluck Wachholder würzen. Dann aber erhob er ſich mit ſolcher Entſchiedenheit, daß die Andern wohl ſahen, er ſei nicht länger aufzuhalten. Der Herbergsmutter drückte er einige Schweizerbatzen in die Hand, und beurlaubte ſich mit den Worten: „Nix für ungut, und ſpar uns Gott g'ſund.“ Schön Röſel aber ließ den Freund nicht ſcheiden ohne einen herzhaften Schmatz, ſo daß es dem guten Jungen faſt ſchwül dabei ward.

„Wenn du nach Hüfingen kommſt,“ rief der Stumpfarm dem Scheidenden nach, „ſo grüß' miz die Amtleut und die Gardiſten, und ſag' ihnen, ſie ſonnen uns auf die Kirchweih komme, d'rüben im Elſaß; dem Hanns kannſt melde, daß er uns über'm Rhein drübe finde könn', beim Jude Schmuſche. — Den Zuchtverwalter und den Amtsdiener laß ich ſchön grüße, der Amtsrath aber“ — den Schluß dieſes Auftrags konnte der Abziehende nicht mehr vernehmen, er war bereits mit ſeinem Begleiter auf der Oberwelt angekommen, wo es durch die finſtere Nacht unheimlich ſauste und ſtürmte, und der Wandersmann ohne Führer weder Weg noch Steg gefunden hätte.

Sepple begleitete ihn bis über den Wald hinaus; „da,“ ſagte er, gegen einen vor ihm liegenden ſchwarzen Punkt deutend, „das iſt der Krumbehof, und rechts o'rübe die Straß'. Du wirſt ſchweige könne, Hieronymus, — über das, was du g'ſehe und g'hört haſt — 's leid't gegenwärtig 's ſchnaufe nit — du verſtehſt mi ſcho!“

„Vollkommen!“ erwiederte der Freund, indem er ſeinem Führer den letzten Reſt ſeines Baarvorrathes als Trinkgeld aufgenöthigt hatte.

Nun wieder ſich ſelbſt überlaſſen, dankte Hieronymus im Herzen Gott, daß er ihn ſo gnädig aus des Teufels Garküche erlöst habe. Allein ſeines Weges ziehend, überkamen ihn allerhand Gedanken. Das Bild von ſchön Röſel wollte ihm nicht aus dem Sinn weichen. Noch als Kind hatte man dem Mädchen ihren Beinamen gegeben, und jetzt war ſie vor ihn getreten als aufgeblühte wilde Roſe. Ihre Züge heimelten ihn an, wie eine dunkle Jugenderinnerung, Bilder vergangener Zeiten zogen im Geiſte an ihm vorüber. Die verſtorbene Johanna trat vor ſeine Seele, und ihre Tochter, jenes Kind Tolbergs, welches von dem Geſchäftsführer des Fabrikherrn abgeholt worden, und von welchem man bisher nichts Gewiſſes mehr in Erfahrung gebracht. Jetzt fiel ihm auch ein, wie die alte Fahlenbacherin, welche unterdeſſen aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden, ihm und

seinen Gespielen oft erzählt, daß schön Rösel jenes Kind Tolbergs sei, von ihm entführt und den Vaganten übergeben worden, es dadurch um sein Erbe zu betrügen, ja, sie hatte zuweilen nicht undeutlich vermerken lassen, daß der Elsäßer eigentlich der wilde Jäger und wahrhaftige „Gott b'hüt uns davor" gewesen, dem auch Dieter für trügerisches Geld seine Seele habe verschreiben müssen.

Wenn Hieronymus letzteres auch für das hielt, was es war, für eine Altweiberfabel, so konnte er jetzt doch kaum anders, als den ersteren Behauptungen vollen Glauben beimessen. Je mehr der arme Junge nachdachte, je weniger war er mit sich selber und mit seinem heutigen Benehmen zufrieden. Es war ihm klar, daß er eigentlich schön Rösel hätte befreien und ihren Verwandten in die Arme führen können. — Doch mußte der arme Ritter nicht selbst froh sein, mit heiler Haut davon gekommen zu sein? Wie — wenn ihn der heimtückische Stumpfarm als vermeintlichen Verräther aus dem Wege geschafft und allenfalls in den moosigen Weiher geworfen hätte, denn so viel von der Spitzbubensprache hatte Hieronymus inne, daß er jene Worte des mißtrauischen Stumpfarms verstanden — oder wenn während seines Verweilens der Bande plötzlich eine Streifwache über den Hals gekommen wäre, wie angenehm für Hieronymus, mit verhaftet und auf einem Leiterwagen in Gesellschaft seiner Freunde in die Stadt abgeführt zu werden, denn mitgefangen mitgehangen lautete es dann. — Von solch wirren Betrachtungen zogen ihn endlich Schlaf und Müdigkeit ab, die sich ihm wie bleierne Gewichte auf seine Sinne legten, so daß er, ein zweiter Odysseus, nach langer Irrfahrt so zu sagen schlafend in die Heimath gelangte.

Geräuschlos ward am Vaterhause die hintere hölzerne Laube erstiegen, und die Thüre an der obern unbewohnten Kammer geöffnet, allwo der wegmüde Mensch, ohne sich Zeit zum Ausziehen zu gönnen, auf der breiten Ofenbank schnell den erquicklichen Schlaf fand.

## XVI.

# Sitten und Gräuche.

Laſſen wir vorderhand unſern Helden im väterlichen Hauſe ruhig ausſchlafen, um uns, bis zu ſeinem Wiedererwachen, der Betrachtung des vorliegenden Bildchens zuzuwenden.

Daſſelbe trägt den landſchaftlichen Charakter der Baar. Ueber die Häuſer, welche mit ihren hochanſtrebenden ſteinernen Giebeln einen auffallenden Abſtich bilden gegen die ſtrohbedeckten Hütten des Waldes, zieht durch die heitere Luft der Storch, der ſtets willkommene Frühlingsgaſt. Ehe jedoch der beſchwingte Reiſende noch das alte Neſt erreicht, hier ſein Dörflein klappernd zu begrüßen, jubeln ihm ſchon die Kinder entgegen. Gleich aber beginnt ein Wettlauf der lieben Jugend nach dem Hauſe des Vogts, denn es gilt nach altem Herkommen einen Laib Brod für Denjenigen, welcher die Ankunft des Frühlingsboten dort zuerſt meldet.

Wenn ſchon in der Bauart der Wohnungen zwiſchen der Baar und dem Walde merkliche Verſchiedenheit ſich kund giebt, ſo wird man auch in andern Beziehungen, zwiſchen den Bewohnern der beiden nachbarlichen Gegenden, ſolche Verſchiedenheit finden. Der Baarer iſt kräftiger, derber als der Waldbewohner, doch weniger rührig, nicht ſo ſpekulirend als jener. Trägt man auch den Einflüſſen von Boden, Klima, Lebensweiſe u. ſ. w. die gebührende Rechnung, ſo wird man im Allgemeinen bei dem Wäldner den keltiſchen, bei dem Baarer den allemaniſchen Stammescharakter erkennen.

Den natürlichen Verhältniſſen nach waren die Bewohner der Baar angewieſen auf die Pflege des Ackerbaues, den ſie auch, bis auf den heutigen Tag in vollem Umfange betrieben haben. Der Schwarzwälder aber trieb vorzugsweiſe Viehzucht, Wieſenbau und Holzhandel, bis mit zunehmender Bevölkerung ſich jene induſtrielle Thätigkeit in Uhrenmacherei und Strohgeflechten entwickelte, deren Produkte heute faſt auf der ganzen Erde bekannt ſind.

Beachtet man, daß ſeit uralten Zeiten ein bedeutender Theil des Waldes mit der Baar in Gaugenoſſenſchaft verbunden geweſen, ſo wird man es leicht erklärlich finden, daß bei aller Verſchiedenheit des Volkscharakters, der Lebens- und Erwerbsweiſe dennoch Sitten und Anſchauungen viel Uebereinſtimmendes haben mußten. Namentlich zeigte ſich das religiöſe Leben überall gleichmäßig verwachſen mit dem häuslichen wie öffentlichen.

Der Anfang des Tages und der Arbeit waren begleitet mit Sprüchen und Segnungen, die auf ein Höheres in und außer dem Menſchen deuteten.

Kein Bauernknecht, auch nicht der rohеſte, betrat des Morgens die Stube, ohne den Gruß „Gelobt ſei Jeſus Chriſt“ und ohne ſich, nachdem er die Hände gewaſchen, mit Weihwaſſer zu beſprengen. Mit einem „in Gottes Namen“ begann der Säemann ſein Tagwerk, und mit dem Wunſche „jetzt walt' Gott und unſre liebe Frau,“ verließ er den Acker nach geſchehener Arbeit. — Mit den Worten „Glück im Stall“ betrat man in fremden Wohnungen den Viehſtall, und fand man irgend ein Stück zu loben, ſo geſchah es nicht ohne den Zuſatz „ein ſchön Stück Vieh, b'hüt's Gott.“

Am Palmſonntage tragen die Kinder grüne Palmen zur Kirche, um ſie daſelbſt einſegnen zu laſſen, und ſodann neben dem Hofgute aufzupflanzen, als Abwehr gegen Blitz und Ungewitter. Geweihte Kräuterbüſchel, nachdem ſie von jungen Mädchen vor den Altar gebracht worden, ſchmücken den Stall und ſchirmen das Vieh vor Krankheiten.

Wenn am Sankt Agathatage das Hausgeſinde am Küchenherde einen Roſenkranz betete, ſo geſchah es, weil dieſe Heilige als Schützerin gegen Feuersgefahr verehrt und angerufen wird.

Am Sankt Thomastage pflegten die Mädchen jedweden Hauſes den ſogenannten „Durchſitz“ zu halten, das heißt, ſie durchwachten die Nacht in geſelligem Vereine, wobei ſie ſpannen und abwechslungsweiſe geiſtliche Lieder ſangen, bis der Morgen tagte. Und gewiß, es war ein ſchöner Gebrauch, wenn in der heiligen Nacht die Hirten betend um den Stall giengen, und ſodann den Thieren Futter aufſteckten. Noch bis heut blieb es in der Stadt Villingen üblich, daß um jene Zeit in Mitte der Nacht die Hirten, ihre Reigen blaſend, durch die Gaſſen der Stadt ziehen. Und wie ſinnig, wenn zur Sommerszeit eine ganze Gemeinde, den Allmächtigen um Schutz und Segen bittend, durch die grünwallenden Saatfelder zieht, voran der Geiſtliche mit der Fahne des Friedens.

Eigenthümlich und ſtattlicher war der Anblick des „Oeſchrittes,“ eines Bittganges durch die Markung, der aber nur von dreißigen Männern abgehalten wurde. Wie Alles bei ſolchen Dingen in lebenswürdiger Ordnung geſchah, ſo trugen bei dem Oeſchritt die Verheuratheten den blauen Tuchrock, die ledigen jungen Männer das rothe Wollenhemd, während den Buben nur der weiße Zwilchkittel zuſtand. Wenn dann der alſo geordnete Zug nach vollbrachtem Ritt dem heimathlichen Dorfe wiederum nahte, ſo warteten ſeiner die

zurückgebliebenen Mütter mit ihren Kindern auf den Armen; und nun war es eine Luſt für die Kleinen, wenn ſie, vom Vater zu ſich auf's Roß gehoben, den Weg bis zur Kirche und von da zum Hauſe noch im Sattel machen durften.

Als beſonderes Kinderfeſt, am Ende der Winterſchule, galt von Alters her der Gregoritag, welcher den Kleinen eine je nach Kräften reich beſetzte Tafel, ſo wie auch eine gemeinſame Luſtbarkeit brachte. Weil jedoch die Glücksgüter dieſer Erde ungleich ausgetheilt, jedwedes Geſchöpf aber ein Anrecht zu unſchuldiger Lebensfreude in ſich trägt, ſo zogen bei dieſem Anlaſſe die Aermeren mit bebänderten Stäben vor die Thüren der Vermöglichern, in Reimen und Sprüchen eine kleine Gabe heiſchend. Schon im vierzehnten Jahrhundert verſchönerte die Gattin Heinrich VIII. von Fürſtenberg dieſes Feſt durch eine Stiftung, in Folge deren man heute noch an dieſem Tage weißes Brod an arme Kinder der Gemeinde Donaueſchingen austheilt.

Von verſchiedenen religiöſen Vereinen mag allein der ſogenannte „Marianiſche Rath“ hier erwähnt werden. Dieſer Rath beſtand aus eilf Volksälteſten von anerkannter Ehrenhaftigkeit. Zum Vorſtand, Präfekten, hatte er den jeweiligen Vogt. Seine Aufgabe aber war, in Verbindung mit dem Geiſtlichen die Kirchenordnung und Kirchenzucht, überhaupt die Sitte zu handhaben, denn ſelbſt auf Aburtheilung von Felddiebſtählen und ähnlichen Vergehen dehnte ſich ſeine Befugniß aus. Dieſem Collegium angeſchloſſen war der jetzt noch beſtehende Verein der „Geheimniß-Jungfrauen,“ die, gelobend, in unbeſcholtenem Wandel und Sittlichkeit die heiligſte Jungfrau Maria zum Muſter zu nehmen, an kirchlichen Prozeſſionen und feierlichen Aufzügen das Bildniß der Mutter Gottes feſtlich geſchmückt trugen, und mit brennenden Kerzen und ſinnig gemalten Schildern in den Händen begleiteten.

Wenn auf ſolche Weiſe ſittlicher Ernſt und religiöſe Anſchauung in dem Thun und Laſſen des Volkes überall ausgeprägt ſich zeigte, ſo war die ganze Lebensweiſe doch entfernt nicht kopfhängeriſch. Es fehlte durchaus nicht an Anläſſen zu heiteren Lebensgenüſſen. Zur Kirchweih und Faſtnachtszeit, bei Hochzeiten und Kindtaufen, bei Feſten und Spielen aller Art war es, wo auch dieſe Seite der menſchlichen Natur ihre Rechte geltend machen durfte.

Begeben wir uns einmal mit der muntern Jugend auf den Tanzboden. Es iſt zwölf Uhr Mittags. Im Zuge, voran die Spielleute, begeben ſich die Paare ins Wirthshaus, wohin für jetzt jeder ledige Burſche nur die Schweſter mitbringen darf. — Denjenigen Schönen, welche eines Bruders entbehren, iſt nur eine kurze Friſt des Harrens auferlegt. Denn kaum einige Stunden währet die Luſt, ſo wählt der junge Burſche, dem die Sitte verbietet, ſeine Liebſte in eigener Perſon zum Tanze zu führen, aus ſeinen Freunden einen ſogenannten Fürſprech, der als Abgeordneter in's älterliche Haus des Mädchens geſendet wird.

Hier grüßt er die Aeltern mit dem alten Spruche:

„Des Vogt's Peter ſchickt mich her,
Eine Tänzerin wär' ſein Begehr',
Er verſpricht, er wolle ſie halten in Ehren,
D'rum werden's die lieben Aeltern nicht verwehren."

Wenn die Mutter hierauf ihre Einwilligung gegeben, entfernt ſich das Töchterlein, um ſich geziemend herauszuſtaffiren. Der Vater aber trinkt mit dem Fürſprech am Tiſch den Willkomm. Endlich tritt die geſchmückte Schöne wieder in die Stube; der Vater beſtimmt die Stunde, welche der Luſtbarkeit ein Ende machen ſoll; die Mutter führt die Tochter vor das Weihwaſſergefäß, beſprengt, ſegnet ſie und entläßt ſie in „Gottes Namen." War es ein heiterer Tag, ſo ließ ſich die ganze Tanzgeſellſchaft wohl auch einmal verlocken, vom Tanzboden weg einen Ausflug in's Freie zu machen — dieſes hieß das „Ausziehen." Auf eine nahe gelegene Wieſe oder Garten zog das junge Volk unter dem Schall der Inſtrumente. Nachdem die Spielleute ſich auf eine Bank poſtirt, begann der Ländler, und auf dem grünen Plan drehten ſich munter die Paare. Aber jetzt, nachdem, angelockt durch Muſik und lauten Jubel, jüngere Frauen, ihre Kinder auf dem Arme, herbeigekommen, und zuſchauend die Tanzenden umſtanden, geſchah das „Wechſeln," eine Sitte, die eine anmuthige Rückſicht der Mädchen gegen die jungen Frauen in ſich ſchloß. Mitten im Tanze wurde inne gehalten. Jedes Mädchen führte ihren Tänzer einer der zuſehenden Frauen zu, nahm ihr das Kind vom Arme und unterhielt ſich mit dem Kleinen, während die Mutter nun den Reigen antrat.

Der Tanz ſelbſt hatte mancherlei Abwechslung und Eigenthümliches: da war der Hahnen- und der Hammeltanz, ſodann die ſieben Sprüng', welche man nach dem Rhitmus gewiſſer, von den Tanzenden geſprochenen Verſe, ausführte.

Die löbliche Sitte der Landleute, ſich in ſelbſtgefertigte Leinwand zu kleiden, hatte damals den ausgedehnteren Anbau des Hanfes und Flachſes zur Nothwendigkeit gemacht, und die Zubereitung dieſer beiden Erzeugniſſe, bevor ſie in die Hände des Webers kamen, war faſt ausſchließliches Geſchäft der Hausfrauen.

Wenn im Oktober das Geſchäft des „Hanfbrechens," bei einer eigens hiezu gebauten Feuerſtätte im Freien, die je einer Familie abwechslungsweiſe zur Benutzung zuſtand, vorgenommen wurde, ſo halfen, außer den beſtellten „Lohnbrecherinnen," noch angeſehene Bauerntöchter mit, welche man „Ehrenbrecherinnen" nannte. Kam nun während dem Geſchäfte ein bekannter junger Mann vorüber, ſo beeilte ſich ein Paar der Mädchen ihm zuvor zu kommen. Jede trug eine Hand voll feiner Reiſten (gebrochenen Hanf), mit welchem ſie dem Ankömmling den Weg beſtreuten, ſprechend:

„Es reist ein ſchöner Herr wohl über's Land,
Wir deſſen er hab' einen großen Verſtand,

Wir wollen ihm ſtreuen in Ehren,
Er wird uns auch was in die Reiſten verehren!"

Der Angeſprochene, um ſich loszukaufen, langt in die Taſche, reicht den ſchalkhaften Brecherinnen ſcherzweiſe das kleinſte Geldſtück, welches er bei ſich trägt und ſpricht:

„Weil ihr mir die Ehre erweiſet,
Und mich gar einen Herren heißet,
So will ich mich nicht länger wehren,
Und euch dieſen Kronenthaler in die Reiſten verehren!"

Die Mädchen unter Scherz und Lachen:

„Dieſer Kronenthaler iſt viel zu klein,
So zahlen arme Bäuerlein;
Die Herren ſpenden immer mehr,
D'rum gieb uns noch einen Zwölfer her."

Und Keiner war je ſo ungalant, daß er nicht den ſchönen Trängerinnen mehr geſpendet hätte. Reiche Bauernſöhne gaben ſogar nicht ſelten in der That einen Kronenthaler, ſelbſt mehr, vorausgeſetzt, daß ihnen die „Reiſten" und diejenigen, welche ſie geſtreut, gut gefallen.

Den Schluß des ländlichen Geſchäftes machte jedes Mal ein Schmauß, welchen die Hausfrau ihren Helferinnen zum Beſten gab — und als Beweis, daß dieſe ſtets einen guten Appetit von der Arbeit mitzubringen pflegten, mag das alte Sprichwort gelten: „Er hat Hunger wie eine Brecherin." Während dem Ehrenmahl erſchienen die ledigen Burſche des Ortes, jeder mit einem Stecken (Stab) in der Hand, und indem ſie ſich vor das Haus poſtirten, unterhielten ſie ſich durch die offenen Fenſter mit den eſſenden Schönen in der untern Stube. Weil aber dem Mahle niemals Aepfel- oder Birnenſchnitze fehlen durften, ſo verlangten die Außenſtehenden ſcherzweiſe durch die hohle Hand ſprechend, bald von dieſer, bald von jener Innenſitzenden einen Schnitz, deſſen Geben oder Verweigern ſtets großen Spaß verurſachte. Daher auch das Sprichwort, „auf etwas geſchnitzt" (ſeine Abſichten haben).

War das Eſſen vorüber, ſo ſtellten ſich die Burſche im Spalier vor dem Hauſe auf, mit vorgehaltenen Stäben — und wenn die Mädchen heraustraten, um nach Hauſe zu gehen, ſo mußte ſich jede die Begleitung eines der galanten Stabhalter gefallen laſſen.

Durch einen ſinnigen und bedeutſamen Brauch zeichnete ſich das allgemeine Kirchweihfeſt aus. Hatte der Hausherr das Jahr hindurch Urſache, mit ſeinen Dienſtboten zufrieden zu ſein, ſo wurden während der Kirchweihe die Rollen gewechſelt. In langen Reihen ſaßen die Dienſtboten zu Tiſche, bedient vom Meiſter und der Meiſterin, welche ſich beſtrebten, aufzutragen und zu kredenzen was nur Küche und Keller Gutes in ſich ſchloß.

Selbſt die Roßbuben, der geringſte Stand unter den Dienenden, hatten ihre beſonderen Rechte und erlaubten Luſtbarkeiten.

Ehe die allgemeine Almendtheilung ſtattgefunden, beſtanden in der Baar noch überall die Roßwaiden, welche den Sommer über, ſowohl den Tag wie die Nacht, „beſchlagen“ (mit Vieh betrieben) wurden. Am erſten Maitage, wenn die Roßhirten zum erſten Mal ausgefahren und man auf der Waide angekommen war, ſo fand unmittelbar darauf unter den Roßbuben ein Ringkampf ſtatt. Drei der glücklichſten Obſieger wurden zu „Stilllieger“ ernannt, das heißt ſie wurden die Hauptleute und Befehlshaber der Uebrigen. Drei Knappen, ſolche, die nach den Erſteren im Ringkampfe ſich am tapferſten bewieſen, bedienten ſie. Auf der Waide, wo immer ein Feuer brennen mußte, um welches die Stilllieger gewöhnlich würfelnd, ſchmauſend, ſchlafend oder ſich räthſelaufgebend lagerten — hatten dieſe Diener, der „Feuer- und Waſſerbub,“ die Hofhaltung zu beſorgen, während alle Anderen, „Wehrbuben“ genannt, die Aufſicht über die Pferde und Waide führten.

Eine Art von Verfaſſung war dieſen wilden Burſchen, welche die Hälfte des Jahres unter Gottes freiem Himmel auf den weiten Waidplätzen zubrachten, und von welchen das Sprichwort herkam: „Gefürchtet wie der Teufel und die Roßbuben,“ um ſo mehr nothwendig, weil ſie wenig in die Kirche und gar nie in eine Schule zu kommen Gelegenheit hatten. Uebertretungen ihrer Geſetze, von welchen namentlich eines auch Ehrerbietung vor Frauen und Mädchen zur Pflicht machte, wurden allmonatlich öffentlich vor dem Rathhauſe durch den Bannwart gebüßt.

War auch das Stehlen unter den Kameraden ſtrenge verpönt, ſo wurde es doch nach Außen hin nur dann als ſtrafwürdig erachtet, wenn der Betreffende ungeſchickt genug war, ſich dabei erwiſchen zu laſſen. Während der Nacht oft Meilen weit reitend, ſtatteten die Burſche den ſpeckhaltigen Rauchfängen und Obſtgärten fremder Bauern gerne unwillkommene Beſuche ab, und es war gewiß eine Ueberraſchung für die ſorgliche Bäuerin, wenn ſie Morgens in der Küche ſtatt der fetten Schinken ein Stück Holz im Rauchfang hängen ſah.

Sogar gewiſſe Souveränitätsrechte beſaßen die Pferdebändiger, denn ſie hatten das unbeſtrittene Recht, den Hirten benachbarter Gemarkungen den Krieg zu erklären, und, wenn beide Theile tüchtig durchgebläut, wieder Frieden zu ſchließen.

Auf ungeſattelten Fohlen jagten ſie gegen einander zum Kampf, und nicht ſelten verfolgten die Sieger den fliehenden Feind bis in die Dörfer, allwo Pfarrer und Vogt zur Abwehr herbeieilen mußten, weitere Gewaltthätigkeiten zu verhindern.

Die Macht ihrer Hauptleute, der Stilllieger war aber durch den Bannwart der Gemeinde durchaus beſchränkt, und wenn er auf die Waide kam, und Befehle austheilte, zum Beiſpiel zur Abhaltung einer öffentlichen Andachtsübung, ſo war jenen nicht ein Mal ein ſuſpenſives Veto zugeſtanden, geſchweige denn ein abſolutes.

Der zweite Pfingſtfeiertag aber war der eigentliche Ehrentag dieſer Nomaden. Da feierten ſie ein Feſt, bei welchem Einer von ihnen, der „Pfingſtbagen“ genannt, in Rinde oder Stroh eingehüllt, urſprünglich den Winter vorſtellend, verurtheilt und in einen Brunnen oder ein fließendes Waſſer geworfen wurde. Die Rolle ward der Regel nach demjenigen zugedacht, welcher am erſten Mai beim erſten „Ausfahren“ ſich am ſaumſeligſten erwieſen.

An genanntem Tage ritten ſie im Zuge in die Stadt oder das Dorf. Voran ſprengte ein Herold oder Vorreiter, der in gereimtem Spruche die Zuſchauer auffordert, Platz zu machen, weil der Kaiſer mit ſeinem Kriegsgeſinde komme. Nach dieſem ritten, und zwar in folgender Ordnung: zwei Huſaren, ein Fähndrich, ein Corporal, Mohren, Köche, zwei bewehrte Maienführer mit bebänderten Tannenbäumchen in den Händen, ein Proſos, ein Seckelmeiſter, und zuletzt der Pfingſtbagen. Die Coſtüme, die ſie trugen, waren in der Regel gut gewählt und jedenfalls ſo geſchmackvoll, wie Manches, was wir ſo gehorſam den franzöſiſchen Modejournalen zu entlehnen gewohnt ſind. Sämmtliche Theilnehmer hielten der Reihe nach ihre Sprüche, wovon wir nur den des Maienführers als Probe geben wollen:

„Maienführer bin ich genannt,
Den Maien führ' ich in der Hand,
Das Schwert wohl an der Seiten,
Mit den Türken will ich ſtreiten,
Mit den Franzoſen auch zugleich,
Wie die Engel in dem Paradeis,
Wenn der Maien fällt,
Reit' ich daß der Boden ſchallt,
Wenn der Maien wieder aufrecht ſteht,
So reit' ich wo der Wind hin geht.“

Zuletzt wird dem Pfingſtbagen von dem Proſos förmlich der Prozeß gemacht, und nach geſprochenem Urtheil wird er in den Brunnen geworfen. Ein Brauch, der einige Aehnlichkeit mit dem bekannten „Metzgerſprung“ in München hat. Zum Schluß folgt ein Umritt, wobei man freiwillige Spenden einſammelt, die zuletzt im Wirthshauſe in gemeinſamer Luſt ſchmauſend verzehrt werden.

Am letzten Kirchweihtage hielt der Troß den ſogenannten „Heulichtertanz,“ während deſſen die Knechte anſtatt der Buben die Roſſe auf die Waide treiben mußten.

Ein ſinniger Brauch fand alljährlich beim Frühlingsanfang ſtatt. Die Kinder giengen paarweiſe in den Häuſern umher; Eines von ihnen war in

Streh gehüllt und ſtellte den Winter, ein Anderes, mit einem Tannenbäumchen in der Hand, den Frühling vor. Abwechslungsweiſe wurden Sprüche hergeſagt und zuletzt trieb mit Schlägen der Frühling den winterlichen Gaſt zur Thüre hinaus.

Waren aber die ſchönen Lenztage wirklich gekommen, dann pflegte die erwachſene Jugend allſonntäglich hinauszuziehen nach den grünenden Matten, auf ihren bunten Teppich, ſich zu tummeln in Spiel und Lauf. Mit dem Mai aber hörte dies „Brühirennen“ auf; von jetzt an war das Betreten der Wieſen bis zur „Heuet“ nicht mehr erlaubt.

War dieſe Sommerszeit gekommen, dann hatte jeder Burſche unter den Mädchen des Dorfes eine „Heubuhle“ zu wählen, das heißt eine Herrin, welcher er während der Heuet, dieſer zwar beſchwerlichen aber doch mit eigenem Reize geſchmückten Sommerarbeit, dienſtbar und unterthänig zu ſein hatte.

Der Rebbau und das fröhliche Herbſten ſind dem Landwirthe der Baar unbekannt, denn auf ſeiner Hochebene geräth der Rebſtock nicht mehr. Dafür aber feiert der Baarer den Schluß ſeiner Getreideärnte mit dem frohen Feſte der „Sichelhänke“. Iſt die Frucht geſchnitten, ſind die Garben glücklich eingeheimſt, ſo werden die verbrauchten Sicheln an den Nagel gehängt, dem Geber alles Guten der Dank dargebracht, dann aber bei Wein und Schinken ein Gutes gethan, um im heiteren Kreiſe der gehabten Arbeit zu vergeſſen.

Werden dieſe flüchtigen Umriſſe nicht ſchon erkennen laſſen, wie trefflich unſere Vorfahren es verſtanden hatten, jedem Vorkommniſſe des Lebens eine heitere oder bedeutſame Seite abzugewinnen, und wie weit wir in dieſem Stücke ſammt unſerer modernen Bildung und Weltſitte hinter ihnen zurückgeblieben?

Es iſt natürlich, daß auch in dieſen Gegenden, wie überall, wo Menſchen wohnen, der Aberglaube eine Rolle ſpielt; nicht minder jedoch die Sage, die phantaſtiſche Schweſter deſſelben.

Wenn der Wäldner am Feldberge in lauer Sommernacht den Dengligeiſt zu hören glaubt, und den alten Landvogt Landenberg um die Banngränze reiten zu ſehen wähnt, ſo bevölkert der Baarer ſeine Fluren mit geheimnißvollen feenhaften Weibchen, welche über die Kornfelder ſchweben oder die Wälder bewohnen; und wenn früher um neun Uhr Nachts die geweihte Schnee- und Nebelglocke ertönte, ſo geſchah es zum leitenden Zeichen für Wanderer, welche im Nebe vom neckiſchen Geiſte irre geführt worden; aber auch als Zeichen für die Beſucher und Beſucherinnen der winterlichen Kunkelſtuben, ſich nach verplaudertem Abend ſtill zur Ruhe zu begeben.

## XVII.

# Einquartierung.

Hohe Zeit wird es, wieder zu dem Freunde Hieronymus zurückzukehren, wollen wir anders Zeugen sein seines Erwachens aus dem tiefen Schlaf, worin wir ihn verlaßen. Jedenfalls sind wir nicht mehr die Ersten im Hause, denn, mochte es Ahnung gewesen sein, oder sonst eine verwandte Stimmung, genug, als kaum das erste Frühroth die Sterne des Himmels erbleichen gemacht, war die erst wieder genesene Mutter, die sorgsame Martha, vom Lager aufgestanden, und nach einigem Herumgehen im Hause in die obere Kammer getreten, wo sie Hieronymus ausgestreckt auf der Bank liegen sah.

Verwunderungsvoll blieb die Mutter stehen bei diesem unverhofften Anblick des Sohnes, still die Hände über der Brust gefaltet. — Eine frostelnde Morgenluft drang durch's offene Kammerfenster; sie fühlte es, wendete sich geräuschlos zu dem Kleiderkasten, dort den alten Mantel ihres Mannes vom Nagel zu nehmen, und ihn vorsichtig über den Schlummernden zu breiten. Als es geschehen, ohne den Jüngling zu wecken, war sie, auf den Zehen trippelnd, wieder davon geschlichen. — Die wohlthuende Wärme hatte den Schlaf länger auf den Augenliedern des Müden festgehalten, und er erwachte erst, als die Sonne ihre Strahlen bereits ziemlich schräg durch die Fensterscheiben warf. Es bedurfte einer Weile, bis die sinnenden Gedanken sich zurecht fanden, erst heftete er den Blick wie forschend an die Holzdecke des Gemaches, dann auf den schützenden Mantel; der Nachtmarsch, die Landfahrer! war das Alles ein Traum gewesen?

Gedanken folgen sich schneller, als die Zunge sie auszusprechen vermag, und es bedurfte keines zweiten Blickes auf die Umgebung, um dem Erwachenden klar zu machen, daß jene Vorgänge Wahrheit, und er wirklich im Vaterhause angekommen sei. Aber auch diesen Gedanken vermochte er noch nicht mit voller Freudigkeit zu erfaßen, denn noch regte sich das gestrige Bedenken.

Wie war er angekommen? Schon nach drei Vierteljahren bei Nacht und Nebel, faſt wie ein Dieb. — Wo blieb der gemachte Mann, den Alles anſtaunen würde, und den der Zauberſpiegel ſeiner Phantaſie ihm ſo oft vorgemalt? Ein halb ausgelernter Lehrling und weiter nichts war er noch. — Ja, wenn er ſich außer dem Hauſe nur ſehen laſſen wollte, mußte vorerſt die Nähnadel der Mutter in Anſpruch genommen werden, denn der blau tuchene Sonntagsrock, welchen er beim Abmarſch angethan, hatte durch die Hecken, Dornen und Felſen der Wildniß zu große Unbilden erfahren.

Doch ſo viel war unſerem Freunde im Leben bereits klar geworden, daß Jeglicher von ſeinen Wünſchen und Hoffnungen anſehnlichen Rabatt verwilligen müſſe, weil die Wechſel, ſo wir ſelbſt in jugendlicher Erwartung auf die Zukunft ausſtellen, von der Wirklichkeit ſelten nach ihrem Nennwerth honorirt werden. Aus dieſen Träumereien riß ihn der Klang einer Mädchenſtimme, welche er unter tauſenden erkannt haben würde, und welche fragte: ob denn Hieronymus noch nicht erwacht wäre. Raſch fuhr er auf, ordnete eilig das Nöthigſte an ſeinem Anzug, und war dann mit ein Paar Sätzen unten.

Herzlich grüßten ſich Mutter und Sohn; die erſtere hatte längſt errathen, daß der Beſuch nur ihrenthalber eingetroffen, und dem Sohne zeigte das Ausſehen der Mutter, daß ihre Geſundheit wiedergekehrt wäre.

„Ich wollt' nicht haben, daß dir der Vater was von meinem Umſtand ſchreiben ſollt'," ſagte die Mutter.

„Aber welcher gute Geiſt hat denn heute Nacht den Mantel über mich gebreitet, und euch und der Florentina meine Ankunft gemeldet?" fragte der Sohn.

„Deine Ankunft?" erwiederte die Mutter ſcherzhaft, „mein kleiner Finger hat mir's geſagt und der Florentina hat's geträumt."

Als aber der Jüngling ſich jetzt gegen dieſe wendete, denn dieß war die Fragerin, ſie zu begrüßen, ſchien er verlegen, faſt ſchüchtern. Florentina, die, wenn auch ferne, im Bilde ſeiner ſtillglühenden Gedankenwelt die traute Gefährtin all ſeines Thuns und Laſſens geweſen, ſtand vor Hieronymus in ihrer früheren unwandelbaren Freundlichkeit, nur dünkte ihn, ſie ſei ſtärker geworden, ſchöner, ihre Mienen ausdrucksvoller, demungeachtet vermochte der junge Mann den alten Ton der Zutraulichkeit nicht wieder zu finden. — Das Wiederſehen hatte ihn froh aber einſilbig, faſt ſtumm gemacht! —

Vom Vater Mathias war inzwiſchen eine Art von Programm entworfen werden, zur Feſtſtellung der Reihenfolge, wie die Beſuche des Ankömmlings auf einander zu folgen hätten; denn ein Verſtoß gegen die Etikette in dieſem Punkt wäre auf dem Laubhauſer ſo gut wie an jedem andern Hofe übel vermerkt worden.

„'s wird nothwendig fallen," belehrte der Vater, „daß wir zuerſt nüber geh'n (zum Heidauern nämlich), darnach zum geiſtlichen Herrn und zum Stabhalter.

Vom Lehensherrn, dem man somit die erste Aufwartung machte, wurden sie in seiner gewohnten trockenen, mitunter auch sarkastischen Weise empfangen. Gegen Hieronymus äußerte er, als dieser von den Schwierigkeiten seines Faches zu reden angefangen: „'s ist e Sach', wenn Einer en Herr werden will." — Der Bauer nämlich, wie der Vater des Herrn Kaplans, hielt, außer der Landwirthschaft und einigen nothwendigen Handwerken, alles Andere für Herrengeschäfte, das heißt, für gar keine.

Hieronymus war so klug, den Stich nicht fühlen zu wollen, er wußte auch, daß es eigentlich nicht böse gemeint sei; zudem blickte ihn bei jedem Trumpf, den der Alte ausspielte, ein schönes Augenpaar so freundlich und bittend an, als wollte es mit Hebel's Vrenele im Statthalter von Schopfheim sagen: „Si Grobheit nimm' für en Ehr' uf."

Der Laubhauser, nachdem seine Grille wegen des „Oben'nauswollens" verstummt hatte, wurde schmiegsamer und fuhr einlenkend fort: „Was ich sage will, 'e war den Morge schon Einer da, der hat für g'wiß behaupte wolle, daß auch die Reichsvölker marschire müßet."

Mehrere Bekannte waren unterdessen eingetreten, zuletzt auch Schulmeister Bachweber.

„Der Hieronymus muß das wissen," meinten Einige, „der kommt ja aus der Stadt."

Der Befragte kam in einige Verlegenheit, denn sein Sinn stand sonst auf ganz andere Dinge, als auf politische Angelegenheiten, doch meinte er: „'s ist was an der Sach', der Kaplan hat's am Samstag Abend vorg'lesen, 's marschirt kaiserlich Volk in die vorderösterreichische Lande."

„Nur kein Krieg!" jammerte Vater Mathias, „die bestrn Händel sind kein Batzen werth."

„Mein Student," ergänzte der Fehrlenbacher, „hat letzthin heim'bracht, daß der Kardinal Rohan zu Ettenheim eine ganze Armee von Edelleut aufg'stellt hat, daß die Patrioten aber ihr: Friede den Hütten und Krieg den Palläste auch bei uns probire' wolle'."

„An der ganze G'schicht," meinte der Bachweber noch immer, „ist nichts anders schuld, als die neu' freidenkisch' Lehr'."

Der Hofbauer aber blieb dabei: „ich glaub's noch nit, man sagt viel, wenn der Tag lang ist." Dabei winkte er dem Töchterlein, daß sie die Flasche wieder fülle, welche durch die Bäuerin gleich Anfangs zum Willkomm auf den Tisch gestellt worden, bereits aber geleert war.

Hieronymus mußte, wohl oder übel, noch Mehreres aus dem Postreiter berichten, und Alle schienen erfreut, die Tagesneuigkeiten aus so naher Quelle zu erhalten. Der Jüngling war nach und nach in Zug gekommen, und als die schöne Kellnerin ihr Amt vollzogen, die Flasche mit dem perlenden Rebensaft gebracht, und frisch eingeschenkt hatte, ergriff er sein Glas: „Florintina, ich bring' dir's, du sollst leben!" mit diesen Worten brachte

er es dem erröthenden Mädchen zu, welche dann auch freundlich Bescheid that. Die Männer aber hatten die Gläser auch wieder zur Hand genommen, und Angesichts der drohenden Kriegsgefahr klingend angestoßen, unter dem Ruf: „es lebe der Friedle!“

Drei Tage hatte der Sohn im Aelternhause verweilt; es war ihm viel Ehre angethan worden; der Herr Pfarrer, der Stadthalter, sogar der Laubhauser hatten ihn zu Gaste geladen. Letzterer freilich nicht aus eigenem Antrieb, vielmehr auf Andringen der Bäuerin, welche gegen die Andern nicht zurückbleiben wollte.

Wieder zurückgekehrt nach der Stadt, war es nun des guten Sohnes eifriges Anliegen, sein Gelübde zu erfüllen. Zunächst war das beschädigte Muttergottesbild auf dem Blechtäfelein wieder herzustellen, oder vielmehr neu zu malen. Figuren in Oel zu malen, hatte der Lehrling bisher noch wenig versucht. Doch war ihm einige Mal die Gelegenheit zu Theil geworden, im Auftrag seines Meisters die Werkstätte des Hofmalers Weiß in Donaueschingen zu besuchen, und dort dem Meister bei der Arbeit zuzusehen. Ein natürliches Geschick und guter Wille waren ihm treffliche Beistände, und so kam immerhin etwas zu Stande, was sich sehen lassen durfte.

Nach Severins Rath hatte Hieronymus sich einen kleinen, alten Kupferstich, „Maria, vom guten Rath“ zum Muster genommen; und als das Bildchen fertig war, machten die beiden guten Freunde eines Morgens sich ungesäumt auf den Weg, es an seine Stelle zu bringen. Der Steinmetze hatte sich mit Schlägel, Zweispitz und dem übrigen Benöthigten versehen, und nach wenig Stunden tüchtiger Arbeit stand der umgeworfene Stein wieder auf festgemauertem Fundamente. Das Votivbildchen schimmerte in erneuter Schönheit aus seiner Vertiefung, und noch manches Jahr nachher verrichtete der Wandersmann, welchen sein Weg vorüber führte, in Andacht sein stilles Gebet davor.

So ruhig, friedlich wie bisher sollten aber die Lehrjahre unseres Freundes nicht mehr lange verlaufen, denn die Stürme, welche vorerst nur am Niederrhein und bis hinab nach Holland getobt, nahmen jetzt auch ihre Richtung nach den bisher so stillen Gauen des Oberrheines und Schwarzwaldes. Daß der Reichstag wirklich den Krieg erklärt habe, daß das alte Räderwerk einer Reichsarmee noch einmal in Gang gesetzt werden sollte, daß die Kreiscontingente, wie man jetzt sagen würde, mobil, das heißt, marschfertig gemacht werden müßten, das war nach und nach für Jedermann, ausgenommen den Laubhauser, eine Gewißheit. Sein Unglaube wich erst, als kundbar ward, daß auf der ganzen Heerstraße, in Engen, Hüfingen, Neustadt und im Höllenthal kaiserliche Einquartierung angesagt sei, und daß man auf den Abend in Hüfingen ein starkes Corps erwarte.

Seit einem Menschenalter hatte man in diesem Gebirgswinkel Deutschlands keine kaiserlichen Soldaten mehr gesehen. Die ganze Umwohnerschaft des

Laubhauſer Hofes war darum des andern Morgens frühe hinaus an die Heerſtraße geeilt; ein Weg von zwei Stunden war ihnen nicht zu viel, Kriegsvölker zu ſehen. Verwunderungsvoll, mit offenem Mund ſtanden die Leute, als der erſte Zug vorbeimarſchirte. Da wendete ſich ein alter Wachtmeiſter, welcher am Ende der Verhut ritt, lächelnd und den gewichſten Schnurrbart ſtreichend, gegen die Gaffer: „O liebe Leut'l, werd't uns noch g'nug z' ſeh'n krieg'n, werd't uns bald nimmer entgegen laufen!“

Man weiß, wie richtig der Graubart prophezeiht hatte, denn Welle auf Welle fluthete der Kriegsſtrom heran.

Schon an einem der nächſten Morgen ſah der Laubhauſer ſeinen Hof beſetzt, von einem Haufen wildfremder Kameraden, mit langen Flinten, langen Meſſern im Gürtel und rothen Mänteln. Ohne viel Umſtändlichkeit hatten ſie ſich's bequem gemacht, und der Hofbauer ſeufzte „ich bin nimmer Meiſter.“

Bald waren die Nachbarn einig, daß dies Rothmäntel ſeien, von welchen ihnen die Großältern ſo Schreckliches aus den vorigen Kriegen erzählt. Der Laubhauſer aber tröſtete ſich, daß er, in kluger Vorausſicht etwa kommender Gefahr, ſchon vor einiger Zeit ſein baares Geld und die ſonſtigen Hausſchätze im Garten hinter dem Bienenſtock vergraben habe. „Der Teufel iſt ein Schelm,“ hatte er zu ſeiner Hausfrau geſagt, „wer weiß, wo die Katz im Heu heckt.“

Daß allerdings wenig Grund zum Trauen vorlag, konnte der Bauer ſchon nach einer Stunde merken, an gewiſſen Lücken in den Vorräthen der Rauchkammer und des Hühnerſtalles, ſo wie an mangelnden Wäſchſtücken, welche zum Trocknen aufgehängt waren, obwohl er ſeiner Einquartierung an Speiſe und Trank nichts hatte abgehen laſſen. Als die unheimlichen Gäſte des Guten ein Genüge gethan, und ſich unter den Obſtbäumen auf's Ohr gelegt, ſchlich der Laubhauſer hinüber zum Fehrlenbacher, den er in Welthändeln für einen erfahrenen Kopf hielt. Aber auch dieſem lag das Haus voll ſarazeniſchen Volkes, und er wußte in der That dem Nachbar wenig Troſt zu geben: „ich hab's ſchon lang geſagt, aber man hat mir nit glauben welle,“ das war ſeine ganze Weisheit. Hätte er damals ſchon die Worte Hebels wiſſen können, er würde vielleicht mit dem Dichter hinzugefügt haben:

„Vetter Hans Jörg, es dunnert ehnen am Rhiſtrom,
und es git e Wetter! I wett, es zög ſi verüber.
's dunnt ſo ſchwarz — nei luget, wie's blitzt, und leſet, wie's windet!“

Die Kinder aber waren unterdeſſen an den Zaun geſchlichen, wo die braunen, ſchwarzhaarigen Geſellen, wie die Katzen im Sonnenſchein, auf dem Raſen lagerten.

Aber im Lande ſelber fieng es jetzt an ſich zu regen, die Kreisſtände brachten ihre Mannſchaft auf den Kriegsfuß; Werbeplätze wurden aufgethan; es koſtete Anſtrengung, das durch lange Friedenszeiten faſt eingeroſtete deutſche Schwert aus der Scheide zu ziehen.

In allen Garniſonsorten war es lebendig, in allen Zeughäuſern und Waffenkammern rührig.

Unſerm Feldwaibel zu Hüfingen, welcher ſo manche Kapitulation ausgedient, wäre jetzt ein ehrenhafter Rücktritt in das Invalidencorps offen geſtanden, allein das vermochte der alte Soldat bei bevorſtehendem Feldzug nicht über ſich zu bringen. Von vorn herein war er entſchloſſen, noch einmal für Kaiſer und Reich ſein Leben in die Schanze zu ſchlagen.

Was ihm am meiſten nahe gieng, war, daß er diesmal den Zug ohne ſeine getreue Katharina machen mußte. Nicht an dem Willen der Hausfrau lag dies, denn mit Freuden wäre ſie auch diesmal noch dem Manne ins Feldlager gefolgt, aber es war lange her ſeit dem ſiebenjährigen Krieg, das Alter forderte bei dem Weibe unerbittlich ſein Recht.

Die Mannſchaft war ziemlich bald vollzählig. In der Rheinebene ſollte das ſchwäbiſche Contingent ſich ſammeln. Aber die einzelnen Abtheilungen, welche dort anlangten, mußten zuerſt gleichmäßig uniformirt, zum Theil zweckdienlicher bewaffnet werden.

Der Sommer gieng darüber hin, bis das Corps mit dem Nöthigen verſehen, die einige Ordnung und Gliederung in die unzuſammenhängende Maſſe gebracht war und man es unternehmen durfte, dieſelbe gegen den Feind zu führen.

Dem Feldwaibel waren bei ſolchen Zuſtänden alle Hände voller Arbeit und er hatte nicht viel Muße, auch wenn es in ſeiner Art gelegen wäre, trübe Gedanken in die Heimath zu ſenden.

Dort aber ſaß jetzt einſam Frau Katharina an ihrem Spuhirade, für die Zeugmacher in der Stadt Wolle zu ſpinnen. Beim Abſchied von dem fortziehenden Gatten hatte ſie mehr Feſtigkeit bewieſen, als man vielleicht erwartet. Jetzt aber war ihr tauſend Mal des Tages, als müßte ſie ſeinen Tritt auf der Stiege hören, oder ſeine Stimme im Hausgange, und manch ſtille Thräne wiſchte ſie ſich mit der grobleinenen Schürze von der vergrämten Wange.

Hieronymus war ihr Tröſter in der ungewohnten Einſamkeit, und es erleichterte ſie jedes Mal, wenn er herüber kam, Bericht zu bringen von dem kaiſerlichen Heere oder vom fernen Kriegsſchauplatz.

## XVIII.

# Der Landſturm.

Gleich Anfangs der neunziger Jahre, als ein Krieg mit Frankreich wahrſcheinlich geworden, war man in den vorliegenden deutſchen Landen auf Vertheidigung derſelben durch die Errichtung eines „Landſturmes“ bedacht.

Der Plan gieng zunächſt aus von dem Landeschef der vorderöſterreichiſchen Provinzen, Freiherrn von Sommerau. Von manchen Reichsſtänden, namentlich von Seiten des Markgrafen von Baden, gieng man alſogleich auf den Vorſchlag ein, welcher, allgemein und mit Beharrlichkeit durchgeführt, das Land vor einer franzöſiſchen Ueberfluthung durchaus ſchützen mußte. Aber wie es im Reich zu gehen pflegte, einzelne Stände ließen ſich bereitwillig finden, andere thaten nichts oder waren geraderzu entgegen.

Sommeraus Vorſchläge hatten von Wien aus die landesherrliche Beſtätigung erhalten.

Alle waffenfähige Mannſchaft vom fünfzehnten bis fünfzigſten Jahr ſollte ungeſäumt militäriſch eingeübt werden.

Die Gemeinden ſollten für Diejenigen, welche es benöthigt, Wehr, Munitien und Proviant liefern.

Freiburg, welches ein eigenes Scharfſchützenkorps errichtet, Schliengen und Mahlberg, waren bei drohendem Einfall zu Sammelplätzen beſtimmt. In jedem dieſer Plätze war ein kaiſerlicher Hauptmann als Kommandant des Landſturms ſtationirt.

Von dieſen Sammelplätzen aus ſollte das Aufgebot die ganze Rheingränze von Baſel bis Kehl beſetzen. Es beſtand aus hundertſechsundfünfzig Kompagnieen, welche nöthigenfalls bis auf dreihundertzweiundvierzig vermehrt werden konnten.

Allein, wie ſchon geſagt, Zuſammenhang kam nie in das ganze Unternehmen. Es fehlte an nachdrücklicher Unterſtützung durch die Reichsſtände.

Im Jahre sechsundneunzig, als die Franzosen um Straßburg eine große Heeresmacht versammelt hatten, und ein Uebergangsversuch bei Kehl nimmer zu bezweifeln stand, rief man den Landsturm zusammen. Eine Proklamation erschien, worin das Volk aufgefordert ward, sich zu vertheidigen, als Männer zu kämpfen für die Religion und für den geliebten Monarchen, für das Vaterland und den eigenen Herd.

Rasch hatte das Wort gezündet. Die Männer von Freiburg und Kenzingen waren dem Fröhlich'schen Corps, die von der Herrschaft Kürnberg und Lichteneck aber den Kaiserlichen bei Ober- und Niederhausen zur Unterstützung beigegeben.

Die Unterthanen aus dem Elzthal und Simonswald, so wie die Bauern aus dem Trybergischen, und die Bürger aus den österreichischen Städten Villingen und Bräunlingen sollten unter der Führung ihrer Bürgermeister die Gebirgspässe im Schwarzwald besetzen.

Die Rheinfelder und Hauensteiner zogen in das Breisgau, ebenso die Münsterthäler unter ihrem Commandanten Bühl, Staufen unter Rehmann Johle, Säckingen, Waldshut und Laufenburg unter Hofrath Hirth, auch die St. Blasianer ergriffen die Waffen *).

Welch geringen Erfolg auch solche verspätete Erhebung haben mußte, den Franzosen erschien sie bedenklich genug. Vielleicht erinnerten sie sich der Fährlichkeiten, welche ihre Heere zu Anfang des Jahrhunderts im Schwarzwalde zu bestehen gehabt. Durch Sendlinge aller Art suchten sie abzumahnen und zu hintertreiben, wo und wie sie nur konnten; Proklamationen vertheilte man, worin zur Neutralität gerathen, und Schutz der Nationalität so wie der Religion verheißen wurde; ihre Agenten plauderten den Bauern in die Ohren, daß der Landsturm nur organisirt werde, um ihn für schweres Geld an die Engländer zu verkaufen u. s. w. Es war eine bewegte Zeit; auch bis in die abgelegensten Thäler und Winkel schlugen die Wellen der großen Weltbegebenheiten.

Während dieses ungewöhnlichen Treibens und Fluthens in den Thälern des Schwarzwaldes pflegte Philipp, der älteste Sohn des Kaiserzollers, ein aufgeweckter junger Mann, oft nach Landhausen zu kommen, und er unterließ dabei niemalen, auch im Wirthshaus zum Felsen einzusprechen. Philipp sollte einst das Bauerngut seines Vaters erben, und, so Gott wollte und der österreichische Obervogt, des Vaters Amt als Kaiserzoller. Dieser selbst befehligte ein Fähnlein bei dem Landesaufgebot, und dem Philipp war eine Führerstelle bei demselben übertragen worden.

Auch einen zweiten Gast, nämlich Romulus schienen die Zeitverhältnisse jetzt öfter in den Felsen zu führen. Der Student hatte vorderhand seine

*) Jehrd Bader Geschichte des vorderösterreichischen Landsturms.

Studien an den Nagel gehängt, sei es nun, daß diese Studien des Sohnes den Geldbeutel des Vaters zu sehr in Anspruch nahmen, oder daß die Zeitströmung überhaupt zu mächtig auf seinen Geist wirkte, um in Ruhe hinter dem Studirtische aushalten zu können.

Das letztere muß als wahrscheinlich angenommen werden, denn Romulus Kopf schien vollgepfropft mit den neufränkischen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit. Wenigstens ermangelte er selten, im Gespräche diese Ideen auszukramen, oder mit Andersgesinnten deßwegen anzubinden.

Die Aufgebote harrten des Befehles zum Abmarsch, und Philipp benützte die letzte Frist, noch einmal herüber zu kommen zu seinen Verwandten. Er war bereits als Wehrmann angethan, und hatte sein Pferd im Felsen eingestellt.

Diesmal empfieng ihn Juliana, das Töchterlein des Hauses, denn der Wirth und sein Sohn waren abwesend. Das Mädchen hatte dem eintretenden Wehrmann zuvorkommend Hut und Husarensäbel abgenommen, beides in die Ecke zu stellen, und fragte nun freundlich nach des Gastes weiterem Begehr.

Es waren noch mehr Leute in der Stube, und auch der Laubhauser bald herüber gekommen. Man hatte an dem vorderen Tisch Platz genommen. Romulus mit einigen Gesinnungsgenossen saßen an dem hintern Tisch in der Ecke. Philipp schien heute besonders redselig; in feurigen Ausdrücken sprach er über die allgemeine Landesdefension, den baldigen Ausmarsch, und was damit zusammenhieng. Juliana, welche sich auch an den vorderen Tisch gesetzt hatte, schien, den Kopf auf die Hand gestützt, aufmerksam jedes Wort des jungen Redners zu verfolgen.

„Ja, wenn Alle thäten, wie wir," rief Philipp lebhaft, „so könnten uns die Franzosen nicht über den Hals! aber so heißt's halt bei Vielen: — so der Bauer nit muß, rührt er weder Hand noch Fuß!"

„Ich für mein Theil," unterbrach der Laubhauser, auf die Thüre zuschreitend, denn er liebte dies Kapitel nicht, „ich für mein Theil bin der Meinung, der Bauer g'hört an den Pflug."

„Und wenn wir auch Alle das Leben lassen müssen," rief Philipp nach, „so haben wir uns doch als Männer gewehrt für Kaiser und Reich, für Weib und Kind, für Alles, was uns lieb und werth ist."

Jetzt hörte man am hintern Tisch an die leere Flasche klingeln, so daß Juliana aufstund, zu sehen, was man begehre. Romulus aber sagte halblaut, „es wird eben wieder heißen, vorn getrommelt und hinten keine Soldaten!" — Ein Gelächter begleitete diese Rede.

Philipp that zwar, als habe er nichts verstanden, doch fuhr er hitzig heraus, „'s gibt ein Sprichwort, das heißt: ein erschrockener Mann ist im Himmel nit sicher — und ich denk, es sitzt mancher hinter'm Tisch bei der Bouteil', auf den das Sprichwort paßt."

Der Student aber fieng an das Spottlied zu summen:

„Langſam voran, nur langſam voran,
Daß der öſterreichiſch Landſturm nachkommen kann!“

Das war zu ſtark. — Die mühſam zurückgehaltene Flamme brach aus in lichter Lohe.

Zorngerötheten Antlitzes ſprang Philipp nach ſeinem Rolandsſchwert — die hinterm Tiſch aber griffen zu Schutz und Trutz nach Stühlen und Flaſchen; — ſo raſch aber wie dieſe war auch das Wirthstöchterlein Juliana auf dem Platze.

„Unfriedenſtifter!“ rief ſie gegen Romulus, und zugleich fühlte dieſer von einem ſchönen Arme ſo unſanft ſich zurückgeſtoßen, daß er, der aus Verdruß wohl zu tief in's Glas geſchaut haben mochte, taumelnd gegen die Wand ſtolperte. Dann wendete das Mädchen ſich gegen Philipp und bat ihn ſanft umfaſſend: „gieb Frieden, mir zu lieb!“ Dem Jüngling aber geſchah dabei, wie einſt Rudolph von Habsburg, als er vor Baſel die Botſchaft ſeiner Kaiſerwahl empfieng, denn gleich dieſem ſteckte jener die gezückte Klinge ruhig wieder in die Scheide und machte Friede.

In der That war dem guten Burſchen durch das Benehmen des Wirthstöchterleins etwas kund geworden, was ihn höher beglückte, als ſelbſt eine Kaiſerbotſchaft; denn als er da ſtand, von den Armen des ſchönen flehenden Mädchens umfaßt, als ſein Auge in das ihrige ſchaute, faſt bis auf den Grund ihrer Seele, da überkam ihn ein noch nie empfundenes Gefühl. Das wild aufgeregte Meer der Zornesleidenſchaft ward zur ſonnenhellen Fläche, wiederſpiegelnd den Himmel und die ſchönen Sterne — denn

„er het e' ſchweri Lieb im Herze treit,
un her's nit chönne ſage' iſt!“

Bei dieſem Anblick des umſchlungenen Paares war Romulus mit verbiſſenem Ingrimm zur Stube hinaus gerannt, und jetzt konnten die übrigen Anweſenden erſt merken, um was es ſich hier gehandelt, daß die beiden nämlich weder um den Kaiſer noch um das Reich geſtritten, ſondern einzig und allein um der Wirthin Töchterlein.

Wäre irgend ein Zweifel noch möglich geweſen, die nachfolgende Abſchiedsſcene hätte auch den letzten Reſt davon tilgen müſſen, denn die Zeit drängte, und als der Augenblick des Scheidens nimmer verſchoben werden konnte, hatte Juliana bereits den Hut des wehrhaften Landesvertheidigers mit Strauß und Band geſchmückt, und geleitete den Abziehenden hinaus zu ſeinem Pferde. Der Jüngling hatte mit der Linken Zügel und Kammhaar erfaßt, ſich in den Sattel zu ſchwingen, und ſtreckte die Rechte zum letzten Lebewohl nochmals gegen die Begleiterin. Da vermochte das bisher ſo ſpröde Mädchen ſich nicht mehr zu halten; zur Verwunderung aller Zuſchauer hinter den Fenſterſcheiben umhalste ſie den Freund, drückte einen herzhaften Kuß auf ſeine Lippen, — und eilte ſchnell in das Haus zurück, auf ihre Kammer, dort

den mühsam verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen — denn Lieb' ist Leidesanfang!

Der Landsturmmann war rasch aufgesessen, hatte seinem Rosse beide Sporen in die Weichen gedrückt, und war im scharfen Trabe davon geritten, gleich, als gienge es jetzt schon vor den Feind, und als müßte er jugendlich muthig einsetzen sein Leben für Gott, für das Vaterland und Alles, was darin lebte und liebte. — Oben auf der Höhe sah man ihn anhalten, um gegen das schon in der Abenddämmerung rauchende Wirthshaus im Thale noch einmal grüßend den Hut zu schwingen, denn am diesseitigen Giebelfensterlein winkte ja die Genossin seiner Schmerzen, seines Glücks, von welcher ihn das Schicksal zu scheiden zwang, in dem Augenblick, wo ihre Herzen für immer sich verkettet.

Schon der nächste Tag brachte den Befehl zum allgemeinen Aufbruche. Die Landsturm-Trompeter gaben aller Orten die Signale, und von allen Bergen und Thälern zogen die Bewaffneten auf ihre Sammelplätze.

Am vierundzwanzigsten Mai siebenzehnhundert sechsundneuntig, wenige Stunden nach Mitternacht begann Geschützfeuer zu erdröhnen in dem ganzen Rheinthal von Basel bis Philippsburg. Diese Nacht hatte der republikanische Oberfeldherr bestimmt, den Uebergang seines Heeres über den Strom zu erzwingen. Auf Stadt und Dorf Kehl, wo unser schwäbisches Kreiscontingent mit elf schwachen Bataillonen und zwei Reiter-Regimentern in langer Linie aufgestellt war, richtete der Feind seinen Hauptstoß. Kaum die Hälfte dieses Corps, wenig über dreitausend Männer, konnten hier auf dem bedachten Punkte den Franzosen entgegen geworfen werden. Um fünf Uhr des Morgens war man handgemein geworden, und noch fünf Stunden lang hatte das Häuflein sich gewehrt gegen die stets und stets wachsende Zahl der Feinde, sechshundert der Übrigen auf der Wahlstadt gelassen und dann gegen das Gebirge hin sich zurückgezogen.

Der französische Oberfeldherr hatte die Kaiserlichen rheinabwärts gedrängt und schon am vierten Tag stand ihm der Eingang in das Renchthal, und somit nach Schwaben offen. Bei dem schwäbischen Corps hatte der Landgraf von Fürstenberg den Befehl übernommen (denn der alte Feldzeugmeister Stain war „erkrankt"), und diesem General gelang es noch, mit einigen Abtheilungen seines Corps die Gebirgspäße des Kniebis und Roßbühl zu besetzen, und so dem Feind den Weg zu verlegen. Der Rest stand im Kinzigthal.

In der ersten Hälfte des Juli war am Ausgang des Bleichthales bei Herbolzheim und Wagenstadt der Landsturm zum ersten Treffen gekommen, und hatte mit seinem Muthe wenigstens Unerschrockenheit und guten Willen beurkundet.

Die Freiburger Scharfschützen, der Hauensteiner und Simonswälder Landsturm, im Gebirg postirt, hatten tapfer und mit männlicher Ausdauer gefochten.

Bis in die entfernteſten Schwarzwaldthäler hallte der Donner der Geſchütze, und ſelbſt in der Gegend des Landhauſer Hofes konnte man deutlich die einzelnen Schüſſe der ſchweren Stücke unterſcheiden. Während die Alten in banger Spannung lebten, und manch bekümmertes Gemüth im Gebet Hilfe ſuchte, lagen die Kinder draußen auf dem Raſen, das Ohr am Boden und vergnügten ſich, die einzelnen Schläge des fernen Geſchützdonners zu zählen.

Es war am vierzehnten Juli des Nachts, als ein kaiſerlicher General (Fröhlich) in Villingen eintraf, welcher die Mannſchaft dieſer Stadt, ſo wie jene aus Bräunlingen und Tryberg ſchleunigſt nach den Gebirgspäſſen beorderte. Die Landleute aus dem fürſtenbergiſchen und dem hintenliegenden Schwaben ſollten eine dritte Vertheidigungslinie beſetzen.

Mit Freuden war man dieſem Befehle gefolgt, denn noch immer hielt man die kaiſerliche Armee für unüberwindlich, trotz der vielen bedenklichen Nachrichten, welche man in neueſter Zeit vernommen. Doch gab es auch Weiterblickende, denen ein trübes Vorgefühl nicht das Beſte prophezeite. Indeſſen, man marſchirte aus, ward in den Dörfern einquartiert, hielt einige Päſſe und Hohenpunkte beſetzt, und harrte des Verlaufes der Dinge.

In Hüfingen war kein Landſturm aufgeboten; man ſprach wohl allgemein von einer Organiſation, aber es war keine Zeit mehr zur Ausführung. Hieronymus hoffte vergeblich auf einen Ausmarſch, er hatte ſogar Luſt, in des Kaiſerzollers Compagnie als Freiwilliger einzutreten, aber Severin rieth ab.

In dieſe Zeit allgemeinen Kriegslärms fiel auch der Tod unſeres Tambours, — der Himmel wollte dem alten Veteranen den Schmerz erſparen, ein kaiſerliches Heer retiriren zu ſehen.

Des Kaiſerzollers Compagnie ſtand bei St. Georgen, und hatte ſich in altem Gemäuer gelagert. Von nordwärts her hörte man deutlich Kleingewehrfeuer und Geſchützſchüſſe tönen aus allen Thälern herauf. Ein Paar junge Burſchen ſtanden als Schildwachen auf den Mauertrümmern. Im Innern aber lagerte ein Theil der Mannſchaft an einem luſtigen Feuer, wobei der alte Büchſenmacher aus dem Trybergiſchen mit Kugelgießen beſchäftigt war. Bei jeder blauen Bohne, welche der alte Kauz aus dem Kugelmodel klopfte, murmelte er einige Verwünſchungen über das Avanciren der Franzoſen, und das Mißgeſchick des Reichsheeres.

Philipp, den Kopf auf die Hand geſtützt, lag nachdenklich abſeits und ich glaube, daß er mehr an des Felſenwirths nettes Töchterlein gedacht, als an die Zuſtände des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Der Hauptmann Kaiſerzoller aber gieng unruhig auf und ab. Es dunkelte bereits, das Schießen hatte aufgehört, allein es war unverkennbar, daß der Feind wieder Boden gewonnen habe, daß nicht nur der Kniebispaß, ſondern wahrſcheinlich ſogar der Höllenpaß bereits in ſeiner Hand ſein werde.

„Wenn ſie jetzt nit kommen, ſo iſt ihnen was paſſirt," fieng endlich der Hauptmann an, indem er ſtehen blieb.

„Entweder ſind ſie weiter als Mönchsweiler, oder ſie ſind am End gar ſchon den Bündelbuben (den Franzoſen) in die Händ' g'fallen," war die Anſicht des Haldenbauers.

„Ah," beruhigte der Büchſenmacher, „ſo g'fährlich ſteht die Sach' noch nit — dem Schießen nach iſt noch kein Franzöſle über Schiltach hoben — und wenn auch — ſorg' nur Keiner für den Huſarenſeppel, der iſt ein alter Soldat und kennt die Schlich!"

In dem Augenblick hörte man von außen Stimmen, und zugleich auch den Buben, welcher als Lauerpoſten auf der Mauer ſtand, herunterrufen.

Alle Blicke wendeten ſich nach dem Eingang, wo man auch alſobald die beiden auf Kundſchaft ausgeſendeten Männer, von welchen bisher die Rede geweſen, hereinſchreiten ſah.

Der Eine trug zu ſeinem bäuerlichen Anzug noch eine verbleichte Huſarenjacke, auf der Schulter aber ein Gewehr, nebſt großer Patrontaſche. Es war der Huſarenſeppel, der ſich wirklich zu dem bevorſtehenden Feldzug mit dem Reſt ſeiner ehemaligen Soldatengarderobe herausſtaffirt hatte.

Sein Begleiter, der Pariſerſchneider trug einen ſorgfältig gewickelten Zopf, auf der Schulter einen Nachtwächterſpieß und in der Rocktaſche ein mächtiges Reiterpiſtol.

„Das war beim Dunder e Commiſſion," platzte der Schneider ſogleich heraus, „ich hab' nimmer g'laubt, daß wir" — doch war es ihm nicht vergönnt, die Phraſe zu vollenden, denn mit den Worten: „nur g'ſtät" ſchob ihn der Huſarenſeppel alsbald zur Seite, trat mit militäriſchem Gruß ſteif vor den Hauptmann, und rapportirte ungefähr folgendes.

In Mönchsweiler hätten ſie die Villinger nicht mehr angetroffen, und man habe dort ihnen berichtet, daß ſie nach Fiſchbach marſchirt wären, und ſo hätten ſie beide auch den Weg dahin eingeſchlagen, und die Leute richtig getroffen. Von dem Hauptmann, Syndikus Handtmann, hätten ſie nun vernommen, daß des Tags zuvor zweihundert Männer von Stockach zu ihnen geſtoßen waren. Der Syndikus und der Stockacher Hauptmann hätten ſich dann bei dem öſterreichiſchen Commandanten zu Fiſchbach gemeldet, und dieſem ihre Leute zur Verfügung geſtellt. Der Offizier aber habe ihnen bedeutet, ſie möchten mit ihren Leuten in Gottes Namen wieder heimziehen, denn ſo, wie die Sachen jetzt ſtünden, wiſſe er ſie nicht mehr zu gebrauchen. Deſſen aber hätten ſich die Landſturmmänner entſchieden geweigert. Nun ſeien heute um Mittag die angeſehenſten und älteſten Männer von Villingen zu ihnen heraus gekommen, um ſie zum Heimgehen zu vermögen, und dazu hätten ſie ſich endlich auch entſchloſſen. „Und ſo bleibt uns denn auch nix anders übrig," ſchloß die Meldung, „als in Gott's Name den Villingern nachzumachen, und umzukehren. — Die Kappe iſt, wie ich merk, verſchnitten!" —

Dieſer Rath erwies ſich wirklich auch als der beſte, denn am andern Morgen ſah man, daß die Nachhut der kaiſerlichen Truppen vor Tag ſchon aus der Gegend abmarſchirt war.

An manchen Herd, in manche Hütte war mit den heimkehrenden Wehrmännern die Ruhe wieder eingezogen, die bange Sorge entflohen. Aber auch manche frühzeitig zur Wittwe gewordene Gattin ſaß da im dumpfen Schmerze; mancher Mutter Thränen floſſen um den gebliebenen Sohn, und viele Herzen waren noch die Beute nagender Ungewißheit.

Von dem Kreiscontingente wußte man nur wenig Sicheres. Daß daſſelbe bedeutend zuſammen geſchmolzen, namentlich durch den Abzug der Würtemberger, war gewiß.

Indeſſen gelangten durch ſichere Boten Briefe aus dem Hauptquartier des Landgrafen von Fürſtenberg nach Donaueſchingen. Durch ſie hatte man erfahren, daß das Corps am achtzehnten und neunzehnten Juli ſich noch bei Haigerloch und Rottenburg geſchlagen, daß man aber durch die Reichsſtände zu Augsburg Befehl erhalten habe, nach Biberach zu marſchiren. Bald jedoch waren die Vorgänge bei Biberach kund geworden; ſie machten großes Aufſehen, denn daß die braven Soldaten durch Kaiſerliche ſelbſt entwaffnet worden, ſchien unbegreiflich. Man wußte eben nicht, daß es ein Gebot der Noth und Vorſicht war; denn Erzherzog Karl wußte, daß viele Reichsſtände geneigt waren, ſeparat mit dem franzöſiſchen Oberfeldherrn zu unterhandeln, ſo wie andererſeits das Gemunkel von einer ſchwäbiſchen Republik auch zu ſeinen Ohren gekommen ſein mußte.

Einige Wochen ſpäter kamen einzelne fürſtenbergiſche Soldaten zurück, und man erfuhr in Hüfingen, daß eine größere Abtheilung von Geiſingen her in Anmarſch wäre. Große Aufregung entſtand darob im Städtlein, und Viele hatten ſich auf den Weg gemacht, ihnen bis zum „Herenberg“ entgegen zu eilen.

Hieronymus war ſogleich aus ſeiner Werkſtatt fort zur Baſe gelaufen, ihr die Neuigkeit zu bringen. Die Nachricht ſchlug der guten Frau ſo in die Glieder, daß ſie ſich ſetzen mußte und nicht vermochte, dem Gatten entgegen zu gehen.

Hieronymus eilte allein hinaus, und hatte die Colonne bald erreicht, wenn man einen Haufen abgeriſſener, ſchuhloſer, mit Stöcken bewaffneter Soldaten alſo nennen darf. Aber wie auch der Lehrling mit ſuchendem Auge den Zug muſterte, — den Feldwaibel ſah er nicht. —

Mit banger Ahnung fragte er einen der alten Grenadiere.

„Der Feldwaibel,“ hieß es, „iſt in Möhringen zurückgeblieben, er iſt malad! iſt aber auch kein Wunder, der Aerger und Verdruß iſt mehr als die Strapaz! Sechsundzwanzig Tag hinter einander in der Bataille — und zuletzt ſo. — Der gemeine Mann hat ſeine Schuldigkeit gethan; bei meiner Seel, ſo lang Fürſtenberg exiſtirt, iſt's nit erhört worden!“

„Ja, den Kaiſerlichen haben wir bei Gott ſelber die G'wehr laſſen müſſen,“

ergänzte ein Kreisdragoner, der sich statt des Gaules mit einem unterwegs geschnittenen Weißdornstock fort half, „und die Gendeer, hols der Teufel, haben uns noch die Gäul g'nommen — was haben wir machen können — die mögen's verantworten, die Schuld d'ran sind." —

Die Umstehenden waren wenig erbaut von diesen Reden. Hieronymus hielt sich nicht dabei auf, sondern eilte, so viel er vermochte, seine Botschaft zu verkünden.

Der Grenadier hatte recht berichtet; der Meister Amtsdiener, noch einige Freunde, Frau Katharina, welche jetzt nimmer aufzuhalten war, hatten alsobald ein leichtes Fuhrwerk genommen, waren damit nach Engen geeilt, hatten auch den Veteranen glücklich und in leidlichem Zustande dort aufgefunden.

Es war schon dunkel, als sie zurückkehrend hinter der Stadtmauer weg zum „Peterthörlein" hinein fuhren — denn der Feldwaibel wollte nicht bei Tag vor aller Augen in das Standquartier einziehen — ohne Mannschaft und Waffen. —

Der alte Soldat hatte Thränen vergossen, als die Mannschaft das Gewehr strecken mußte, so erzählten später noch Leute seiner Compagnie.

Es war die schmerzlichste Wunde, welche dem getreuen Kämpen in seinem Leben geschlagen worden.

# XIX.

# Plünderung.

Für den Augenblick war das Unwetter vorüber gezogen, ohne in dieſer Gegend ſonderlichen Schaden anzurichten; doch bald ſollte es von einem Gegenwind zurückgetrieben werden, um ſich deſto heftiger zu entladen.

Mit dem Anfang des Oktober hatte der franzöſiſche General Moreau auf ſeinem, über die Gebühr geprieſenen Rückzuge die Höhen des Schwarzwaldes und den Paß des Höllenthales wieder zu gewinnen vermocht, und den Schauplatz unſerer Erzählung mit ſeinen Schaaren überſchwemmt.

Bereits als es kundbar geworden, wie Erzherzog Karl die zweite feindliche Armee nach dem Main zurückgeworfen habe, und wie die fränkiſchen Bauern den fliehenden Franzoſen mitgeſpielt, da machte das Vaterlandsgefühl ſich geltend, überall, wo ein Feind auf deutſchem Boden zu ſehen geweſen. In dem diesſeitigen Theile des Bisthums Speier hatte der Aufſtand ſeinen Anfang genommen, ſich raſch über den Odenwald und herauf über die Ortenau verbreitet. Aber ſelbſt in jenem Theile des Schwarzwaldes, welcher noch in Feindes Hand war, ſuchte man die verborgenen Waffen wieder hervor. Wo man den Franzoſen einen Schaden, einen Abbruch thun konnte, geſchah es. Nachzügler, einzeln reiſende Kriegsbeamte wurden überfallen und auf die Seite geſchafft.

An den Heerſtraßen hatten verwegene Rotten Hinterhalte angelegt, von wo ſie kleinere feindliche Abtheilungen verſprengten, oft gar überwältigten. Gefangene wurden bei ſolchen Gelegenheiten keine gemacht, das begreift man. Allerdings ließen die Franzoſen ſolche Dinge nicht ungeahndet, wo ſie es vermochten, allein man darf wohl annehmen, daß nur die Furcht, den Aufſtand allgemein zu machen, ſie von gräulicher Wiedervergeltung abhielt.

Im Kirchthal unter andern hatte der Kuhhirt einige verwegene Geſellen um ſich verſammelt, und lag mit dieſen an der Landſtraße auf der Lauer. Da ſahen ſie einen feindlichen Gepäckzug herrannahen, nur von wenigen Bewaffneten begleitet. Die Dispoſition zum Angriff war bald gemacht; als

der Zug nahe genug herangekommen, ſprangen die Kameraden raſch aus ihrem Verſteck, wirbelten mit den Füßen den Staub der Landſtraße hoch in die Höhe, der Hirte feuert dabei zwei Piſtolenſchüſſe ab, und die erſchreckten Feinde, wahrſcheinlich junge Leute, nahmen eiligſt die Flucht, den Wegelagerern das Gepäck als Kriegsbeute überlaſſend. Doch nicht lange nach dem Streich erſcheint eine franzöſiſche Colonne in dem Thale, dort die Auslieferung der Uebelthäter zu verlangen, oder den Ort nieder zu brennen. Jene aber hatten ſich bereits in die Berge ſalvirt, und der franzöſiſche General war menſchlich genug, nur ſechs Häuſer in Aſche legen zu laſſen.

Solche Scenen hatten im Spätſommer ſchon ſtattgefunden, und als nun zwei Monden nachher die retirirende franzöſiſche Armee ſich der Gegend wieder nahte, glaubte man aus doppeltem Grund das Aeußerſte befürchten zu müſſen.

Der fürſtliche Hof zu Donaueſchingen, einige Beamtenfamilien, flüchteten nach der Schweiz. Solche Beiſpiele ſind anſteckend, weil die Leute ſelten weder den Unterſchied der Beweggründe bedenken, noch die Mittel zur Ausführung.

Auch in Hüfingen riß die Luſt zum Auswandern ein. Beim Verwalter wurde die Sache berathen; man wollte Frau und Kinder in Sicherheit bringen. Allein noch keine Tagreiſe war gemacht, als das Gefühl der Rathloſigkeit ſchon über Alle gekommen. Jedes lernte einſehen, was es heiße, Haus und Hof ſo übereilt zu verlaſſen, und ſo zog man in Gottes Namen wieder heim.

Unſern Helden Hieronymus faßte der Strudel im Hauſe der Großältern, welche des Jahres zuvor kurz nach einander geſtorben waren, und für welche eben der Gedächtnißgottesdienſt gehalten werden ſollte. Vater Mathias und ſein Sohn glaubten dies Opfer der Kindesliebe trotz der bedrohlichen Zuſtände nicht unterlaſſen zu dürfen.

Daß es in dieſer Gegend noch einmal zu einem Treffen kommen werde, war nicht mehr zu befürchten, dagegen folgte eine Jammerbotſchaft auf die andere von Unbilden und Zügelloſigkeiten, welche der zurückweichende feindliche Heerhaufe da und dort verübt habe. Mit Tagesanbruch hatte man darum das Vieh in die Wälder geflüchtet.

Der Gottesdienſt war noch ungeſtört vorüber gegangen.

Gegen Mittag, als die Leute truppweiſe vor ihren Häuſern ſtanden, mehr ſtumm und erwartungsvoll, als berathend, erſcholl es plötzlich, „ſie kommen,“ und wirklich ſah man bald darauf am „Kapi“ (einer Waldecke) Bajonette blitzen. Eine Abtheilung Franzoſen hatte dort Halt gemacht.

In demſelben Augenblick krächzt eine heiſere Weiberſtimme: „Sie kummet, ſie kummet, d'Betterli kummet! jetzt iſt den arme Leute g'holfe!“ — Es war das alte halbverrückte Duningerannele, welche in wahnſinniger Luſt alſo durch das Dorf rannte.

Da thut ſich der krumme Davidle, der Viehdoktor und Teufelsbanner

hervor, die Leute zu beruhigen; er könne Französisch, behauptete er, und wolle hinausreden, zu parlamentiren.

Man ließ ihn gewähren. Da band der Patriot ein weißes Taschentuch an einen Stock und zog mit dieser Friedensfahne hinaus zu den Franzosen.

Nach etwa einer Viertelstunde ängstlichen Harrens kehrte der Parlamentär wieder zurück, von weitem schon schreiend: „Viktoria — sie sage sie thun uns nüt! — wenn wir ihne nur g'nug z'essen und z'trinke' 'naus bringe'."

So leichten Kaufes los zu kommen, hatte man nicht vermuthet, und Alles beeilte sich, Schinken, ganze Speckseiten, geräuchertes Fleisch, Wein und Branntwein herbei zu schaffen, auf Karren zu laden, und dies Mittagsmahl den fremden Gästen zuzuführen, welche dasselbe auch ohne viel Komplimentirens entgegen nahmen. Die Leute, welche hinaus fuhren, waren nicht wenig erstaunt, solch einen bunten, zerrissenen und zerlumpten Haufen zu sehen, wie diese Neufranken, obwohl sie bei ihrem ersten Auftreten schon abenteuerlich genug ausgesehen hatten.

Alle Orte, von Ulm bis Schweningen, wo der Haufe durchgezogen war, mußten ihm Tribut geleistet haben. Neben einem Soldaten im französischen Gaquet, sah man einen andern im schwäbischen „Rebellspalter," der hatte einen Weiberrock umgethan, jener einen Rathsherrenmantel. Hier lief Einer baarfuß, dort ein Anderer in Pantoffeln. Hier Einer im weißen Oberhemd, dort ein Anderer im blauen Fuhrmannskittel. Dieser trug gestreifte Pantalons, Jener gelbe Lederhosen. Man sah, hier herrschte Freiheit, aber wenig Gleichheit.

Die Lebensmittel waren kaum an ihre Herren gelangt, als wieder, wie des Morgens schon, ein einzer Regen einfiel, und die Colonne ihren Marsch nach dem Lorfe fortsetzte. — Welch ein vortrefflicher Unterhändler der krumme Tavidle gewesen, zeigte sich alsobald, denn als die Franzosen kaum an den ersten Häusern angekommen waren, gieng der Spektakel los.

Eine ergötzliche Jagd auf Gänse und Enten war das Erste. Wo aber solch fette Bissen auf den Gassen zu finden, muß offenbar in den Häusern noch weit Köstlicheres vorhanden sein. — In dieser Voraussetzung statteten die Neufranken ihren deutschen Brüdern schon in den Nachbarhäusern überraschende Besuche ab.

Bald darauf sah man Einen derselben mit einem Ballen Leinwand wieder auf die Straße stürzen, die Andern gleich einer bellenden Meute hinten d'rein, jeder bemüht, ein Stück des Ballens herunter zu säbeln und als schützenden Mantel umzuhängen. — Das Alles war jedoch, wie gesagt, nur ein Vorspiel, denn bald schien es, als brenne das ganze Dorf, und die behenden Franzosen seien nur gekommen, um auszutragen, was nicht niet- und nagelfest. Da wurden verborgene Schätze gehoben ohne Wünschelruthe und Christoffelgebet; Uebergaben bewerkstelligt ohne Notar; Truhen wurden geleert, volle Beutel eingesteckt, ohne Empfangbescheinigung. Manch Schweinchen wurde geschlachtet und zerstückt, ohne vorher gebrüht werden zu sein. —

„Krieg den Pallästen, Friede den Hütten," war das neue Losungswort, aber in Ermanglung von Pallästen mußten eben die Hütten herhalten.

Mathias und Hieronymus hatten sich während dieses Sturmes in dem großväterlichen Häuslein gehalten, und wunderbarer Weise war es gerade diese kleine Wohnung, welche verschont geblieben.

Nachdem die wilden Wasser verlaufen, suchten Vater und Sohn wieder den Heimweg. Ueberall auf ihrem Wege erblickten sie Spuren des wüsten Zuges, und ihre bange Spannung, wie es in Hause ergangen sein möchte, mußte mit jedem Schritte wachsen. Hie und da begegneten den Wanderern einzelne oder kleine Truppen von Nachzüglern, die jedoch nicht alle den heimischen Herd in sehen das Glück hatten.

Gerade das aber war für den alten Mathias ein Grund vermehrter Besorgniß, denn bereits von dem Tage an, wo die ersten Franzosen sich in der Gegend des Laubhauser Hofes gezeigt hatten, war auch bald da, bald dort Einer erschossen gefunden, dafür aber auch da und dort ein Hof niedergebrannt worden. Doch erwiesen diese Besorgnisse sich in so weit ungegründet, als es denen zu Laubhausen in der That weder besser, noch viel schlimmer ergangen war, als allen Andern.

Im Krähenbacher Forste und der Umgegend waren täglich Leichname erschossener Franzosen zu finden. — Wer der gräuliche Schütze sei, war ein öffentliches Geheimniß.

Den alten Waldgesellen Stoffel hatte man seit der Rückkunft der Feinde nur einige Mal in entlegenen Hütten gesehen, der Wald und das Gebirge beherbergten ihn seitdem Tag und Nacht.

Der Feldzug war beendigt, und der jugendliche Held Karl zu Freiburg als Befreier des Vaterlandes im Triumphe eingezogen. Nur von Kehl her, welches unter dem Oberbefehl des Fürsten Alois von Fürstenberg beschossen wurde, dröhnte noch das Brummen der schweren Stücke.

In einem gesegneten Lande aber sind die Wunden des Krieges bald vernarbt; der altgewohnte Zustand kehrt wieder. Das Erlebte giebt Stoff zum traulichen Gespräch, und der wieder unbefangene Blick findet aus den Scenen des Schreckens und der Bedrängniß Züge von Humor und Originalität heraus.

So erzählte man sich in Hüfingen lange unter Lächeln, wie es dem Vetter Balli ergangen. In dem allgemeinen Durcheinander hatte es ihn zum Verwalter getrieben, ohne daß er recht wußte, was er eigentlich wolle. Unterwegs trifft er auf einen Reutranken, dem sogleich des Vetters neue Bundschuhe in die Augen stechen; der Soldat erlaubt sich, dem Vetter das Schuhwerk auszuziehen, und wirft ihm dafür seine durchgetretenen Stiefel hin. Kaum im Anziehen begriffen, kommt ein anderer Kriegsmann in Pantoffeln daher, und sogleich setzt es einen neuen Tausch ab. Also leicht beschuht zieht der Balli weiter, da begegnet ihm ein Dritter, welcher gar keine Fußbe-

kleidung umzutauschen hatte, und welcher den Galli mit der jenem Volke eigenen Höflichkeit ersucht, seine Büste in Socken abzustatten.

Interessanter für unsern Leser dürfte die Geschichte sein vom Sturm auf das Stöckle, dem Gefängnißthurm im süßen Winkel. In diesen wohlverwahrten Ort hatte man zu Anfang der Kriegsunruhen einige Sträflinge aus dem Zuchthause verbracht, darunter den langen Hannß, und seine Tochter, schön Röse l. Das Vagantenmädchen, ihrer Schuldlosigkeit zu viel vertrauend, hatte sich aus dem Ueberrhein wieder herüber gewagt, und war endlich den Gardisten in die Hände gerathen.

Als im Städtlein das Lärmen der plündernden Franzosen bis zu dem Thurme gedrungen, machte sich die schöne Heimathlose an das Gitterfenster, und sang eines ihrer Lieder, daß es weit durch die Gassen schallte:

„Gi schöner guter Tag!
Gi tausend gute Nacht!
Ein Fischfänger möcht' ich sein,
Bei der Nacht.
Die Fische fängt man in dem Teich,
Im Sommer wie im Winter gleich,
Bei der Nacht!
Bei der Nacht da fische ich!"

Ein Trupp angetrunkener Franzmänner, welche die Gasse entlang gezogen, hörte das Lied, und erschaute auch alsbald die schöne Sängerin. Als diese aber (sie hatte im Elsaß einige französische Brocken aufgefaßt), den Franzosen ihr „**bon jour citoyens**" zugerufen, gieng der Tanz los. „**Vive la liberte**" schrie der Eine, „**vive la bohemienne**" ein Anderer, und die Freiheitsmänner machten sich unter rasendem Beifallsgeschrei sämmtlicher Gefangenen kühn daran, einen weiten Sturm auf die Bastille in dem Städtchen der Baar aufzuführen.

Die gesammte Obrigkeit des Ortes, der Amtsrath, der Schultheiß, die Bettelvögte, und was sonst noch zur vollziehenden Gewalt des Städtleins gehörte, waren unterdessen herbei gekommen, und suchten, wiewohl vergeblich, den Auflauf zu beschwören; die Franzosen wollten nichts davon verstehen, daß es sich hier um **malfaiteurs** handle. Man mußte endlich unterhandeln, und zuletzt sich dazu verstehen, wenigstens schön Röse l frei zu geben. Im Triumph ward die schöne Beute durch die Gasse getragen und sie war auch wirklich ihren Befreiern als **belle cantiniere** auf ihren weiteren Zügen über den Rhein gefolgt.

## XX.

# Die Brautleute.

Mögen Welthändel die Völker entzweien; widerſtreitende Intereſſen die Volksſtämme gegen einander aufſtacheln; mag das „Mein und Dein," das „Gewinnen und Verlieren" ſelbſt Nachbarn zu Feinden machen, ſtets wird die Liebe eine heilige Zufluchtsſtätte in den Herzen der Einzelnen finden, und dort das Band wieder knüpfen, an welchem allein die Menſchheit ihrem Ziele entgegen geleitet werden kann.

Ein Jahr war umfloſſen, ſeit der Friede wieder in's Land gekehrt, und doch gehörte für Philipp die ſo heiß erſehnte Verbindung mit der guten Juliana noch immer in das Reich der Hoffnungen und Wünſche. Endlich aber ſollte auch bei dieſem Paare ſich das Sprichwort bewähren, „wo Treue Wurzel ſchlägt, macht Gott einen Baum daraus." Die Bedenklichkeiten und Häkeleien, aus Familienverhältniſſen und Rückſichten entſprungen, wurden beſeitigt, geglättet und ſie glücklich als Brautpaar anerkannt.

Solche Vorgänge ſind oft wie herausfordernd, denn kurze Zeit darauf ſehen wir ein zweites Paar aus dem Kreiſe unſerer Bekannten dem Segen der Kirche zu ihrer Oberverbindung entgegen harren. Des Laubhauſers Peter hatte ſich auch entſchloſſen, zu heurathen, oder beſſer geſagt, ſein Vater hatte ſich entſchloſſen, den Sohn zu verheurathen. Des Hofbauern Beweggrund hiezu lag keineswegs etwa darin, daß er das Regiment gerne an den Sohn abgetreten, um den Reſt ſeiner Tage in ruhiger Zurückgezogenheit zu verleben, nein, der alte Laubhauſer hatte jetzt gerade eine paſſende Braut für den Sohn gefunden, oder vielmehr, eine Bauerntochter, auf welche er ſeit geraumer Zeit her ſein Augenmerk in dieſer Beziehung gerichtet, war jetzt in's heurathsfähige Alter getreten, und der Bauer hatte es an der Zeit erachtet, mit ſeinen Plänen hervorzutreten.

Die Angelegenheit war ſchon früher durch den langen Hanns eingefädelt worden, denn dieſer pflegte ein förmliches Regiſter über alle berückſichtigenswerthen Töchter der Umgegend zu führen, welches er als wandernder Heurathskommiſſär zu nützen verſtand. Durch ihn waren denn auch unſerm

Hofbauern gewiſſe Winke gegeben, und von diesm wohl vermerkt worden. Das Mädchen, um welches es ſich handelt, war in der Baar zu Hauſe, und die Tochter des reichen Sterchenbauern.

Wie aber die beabſichtigte Verbindung zu Stand gebracht werden, das gieng auf folgende Weiſe zu.

Nachdem der Laubhauſer einmal das beſtimmte Ziel in's Auge gefaßt, und ſeine Maßregeln getroffen hatte, erſchienen eines Tages zwei Männer vor des Sterchenbauern Hauſe. Der Eine war der Stabhalter von Laubhauſen, der Andere der Bregenbacher Bauer, Peters Götte.

Als die Beiſchafter ſich langſam genähert, klopfte der Stabhalter mit dem Stock am Fenſter der Wohnſtube, zu ſehen, ob Jemand im Hauſe. Der Sterchenbauer erſcheint am Fenſter, und als er gemerkt, weß Landes, ladet er die Männer ein, herein zu kommen.

Die Beiden aber machen diplomatiſch ernſthafte Geſichter, und ſind eigentlich nur gekommen, im Vorbeigehen die zwei jungen Fohlen, welche der Bauer, ſo viel ſie wiſſen, feil habe, in Augenſchein zu nehmen.

Der Sterchenbauer führt ſie darum in den Stall — wo man lobt, ſchätzt, bewundert, aber doch nicht handelseins wird. — Der Sterchenbauer, nach einigem Schweigen, ladet die Männer ein, hinauf in die Stube zu kommen; — der Stabhalter und ſein Freund ſehen ſich fragend an, und ſchreiten dann bedächtlich hinter dem Bauern her.

In der Stube wird nun von Frucht- und Marktpreiſen, von Landwirthſchaft überhaupt geſprochen. Die älteſte Tochter, ein ſtattliches Mädchen, bringt Wein und Brod, und ſtellt die Erfriſchung mit den Worten: „Sind au Gott willchomm!“ auf den Tiſch, entfernt ſich aber wieder, ohne ſich in weiteres Geſpräch einzulaſſen.

Die Männer reden noch immer von Aeckern und Wieſen — der Stabhalter führt vergleichungsweiſe das Hofgut des Laubhauſers an, der Sterchenbauer macht Bemerkungen über das ſeinige, während er ſeinen ſilberbeſchlagenen Ulmerkopf mit Rollkanaſter verſieht, Feuer ſchlägt, und ſtarke Dampfwolken vor ſich hin treibt.

„Weil wir doch g'rad' davon reden,“ ſagt er, „ſo will ich euch das Inventari holen, da werdet ihr ſehen, Stabhalter, daß wir Baaremer Bure gegen euch Walder um ein Gut's verſchieden ſind. — Agathle,“ ruft er durch den Küchenladen, „gib mir den Kaſtenſchlüſſel.“ —

Während der Bauer in die Kammer ſchreitet, winkt der Stabhalter dem Bregenbacher, und ſie ſtoßen mit den Gläſern an. —

Der Sterchenbauer kommt zurück, breitet das Inventar auf dem Tiſche aus, und zeigt mit der Mundſpitze ſeiner Pfeife, wo die beſten Aecker und Wieſen liegen, wobei er beiläufig anführt, was er einer Tochter geben könne. —

Jetzt war der rechte Augenblick gekommen. —

„Wie war's,“ wirft der Stabhalter ein, indem er mit der flachen Hand

auf den Tiſch ſchlägt, „wie wär's, wenn man die Sach' zuſammenſpielen thät?“ — und ſiehe! der Zauber iſt gelöst — man nennt das Kind bei ſeinem rechten Namen.

„'s ließ ſich hören!“ meint der Storchenbauer, und ruft dem Agathle wieder, die Buttelle ſei leer und als das flinke Mädel erſchienen, ſagt ihm der Stadhalter: „er habe bald vergeſſen, daß des Laubhauſers Peter ſie viel Mal grüßen laſſe.“ Während ſie erröthend, ihm nickend, aus dem dargebrachten Glaſe trinkt, ſagt er: „der Peter iſt e Männle — trinket us und ſtoßet a!“ —

So weit war nun Alles im Reinen, und man macht noch aus, daß die beiden jungen Leute in Begleitung mit ihren Vätern am Johannimarkt zu Donaueſchingen im Gaſthaus zum Schützen ſich treffen ſollten. —

Das war die „Abrede.“

Die Zuſammenkunft mußte ihre Früchte getragen haben, denn nicht lange nachher ſieht man eines Tages das Agathle mit ihrem Vater auf den „B'ſchauer“ vor dem Laubhauſer Hofe anfahren; — und daß es ihnen allda recht wohl gefallen, können wir daraus abnehmen, daß von dieſer Zeit an in des Storchenbauern Hauſe über Kopf und Hals an der Brautfahrt (Ausſteuer) geſchafft wurde. Die Uebergabe, ſo wie die Hochzeitsfeier begleiteten alle alt hergebrachten Formen und Bräuche.

Einige Tage vor der Hochzeit fuhr vierſpännig ein Leiterwagen, von Laubhauſen kommend, vor des Storchenbauern Haus: Geſchirr und Wagen waren nagelneu und wurden daſelbſt in die Scheuer eingeſtellt. Des andern Tages früh, als auch der glückliche Hochzeiter Peter nachgefolgt war, begann die Verladung der Ausſteuer. Zuerſt kam die große, mit reich verziertem Bretterhimmel verdachte Doppelbettſtatt, dann ein großer Kleiderkaſten, ein Trog, möglichſt bunt bemalt, eine Runkel mit angelegtem Flachs und flatternden Bändern. Wenn letzteres als Symbol häuslichen Fleißes bezeichnet werden mochte, ſo deutete der nie fehlende Brautbeſen von weißen Reiſern, mit ſeinem verzierten Stiel (eine Arbeit der Stillieger), auf die ſchöne Eigenſchaft der Reinlichkeit.

Das Brautbett wurde vorn auf dem Wagen vollſtändig aufgemacht, und als dieſes geſchehen, begann das Einpacken der Käſten und Tröge. Verwandte der Braut, ſchmucke junge Mädchen, trugen Stück für Stück in die Scheuer, daß auch den Nachbarn genaue Einſicht und richtiges Werthſchätzen ermöglicht war. Doch weil hier der Platz mangelt, all dieſe Koſtbarkeiten im Einzelnen vor dem Leſer auszubreiten, führen wir nur an: die ſchönen eingebändelten Jüppen und Koller, die farbigen Fürtücher, feintuchenen Aermel, die ſeidenen Halstücher, Hemden und Strümpfe, ebenſo das Tiſchzeug, Handzwelen, Getüch, Zwillich, Reiſten, Flachs: Alles dutzendweiſe gezählt, ellenweiſe gemeſſen, zentnerweis gewogen. Erlaſſen ſei es uns jedoch, die blanken Thaler zu zählen, welche der Storchenbauer ſeinem Töchterlein „auf den erſten Wurf“ ſchon mitgegeben.

Kaum hatten die Vormittagsſtunden hingereicht, das Geſchäft zu beenden. Schlag zwölf Uhr wurde die Ausſegnung vorgenommen.

Der Herr Pfarrer war erſchienen, die Aeltern, die Braut und ſämmtliches Hausgeſinde wohnten der frommen Handlung knieend bei. Nachdem der Geiſtliche ſeine Gebete verrichtet und den Segen geſprochen, tritt der Hochzeiter herein, nähert ſich ſeinen zukünftigen Schwiegerältern, und dankt mit einem Handſchlag für die reiche Hochzeitgabe. Hierauf beſpannt des Laubhauſers Karrenknecht mit ſeinem ſtolzen Viergeſpann den Wagen, ſchwingt ſich in den Sattel und die Fahrt geht von ſtatten. Der auf dem Handpferd ſitzende Roßbub, der Vorreiter, ſchwingt ſein Lederklöpplein mit einem triumphirenden „Juhe!“

Aus allen Gaſſen und Häuſern krachen Schüſſe als Gruß und Abſchied. Hinter dem Wagen mit der theuren Laſt aber ſteigt in ſtattlichem blauen Rock und rothem Wollebend der beglückte Bräutigam Peter, in der Linken hält er einen großen, mit Scheidemünze wohlgefüllten, roth bemalten Beutel, aus welchem die Rechte den glückwünſchenden Kindern, welche von Zeit zu Zeit „verſpannen“, Gaben ſpendet, und um ja der Würde eines Sohnes vom Laubhauſer Hof heute nichts zu vergeben — wirft der Glückliche noch Geld unter die Zuſchauer.

Bei ſo naher Bekanntſchaft und Verwandtſchaft war der Gedanke natürlich, daß die Hochzeiten Peters und des Kaiſerzellers Philipp an einem Tage gefeiert werden ſollten, ſo ward es unter den Aeltern verabredet, und zwar ſollten Mahl und Tanz im Felſen ſein. Welche Zurüſtungen zu dieſem Feſttage! Noch mancherlei Förmlichkeiten ſind bis zum Augenblick der Trauung zu beobachten; verſetzen wir uns jedoch mit einem Blick auf unſere Zeichnung in den Hochzeitsmorgen ſelbſt.

Die gute Juliana glänzt in bräutlichem Schmucke der jungfräulichen Schappeltracht. Die glitzernde, perlenbehängte Krone voll farbigen Steinchen und Flittergeld ſchmückt das Haupt, die reichen Haare ſind ſchon eingeflochten in hochrothe Stränge von Türkengarn. Bruſt und Hals züchtig verhüllt in zartem feinfaltigem Flor, und unter den knapp geſchnittenen Aermeln prangt goldgeſtickt auf dunkelm Sammetband der „Schappelgürtel,“ umſchließend die ſchwarzſeidene Schürze und die gefältete „Jüppe“, welche in reichlichen Falten die Schuhe mit den hohen Abſätzen (Stöckleſchuhe) bedecken.

Von ferne klingen Geigen- und Klarinettöne in den hellen Morgen. — Es ſind die Spielleute, welche vor den Häuſern herumgehen, die „Morgenjuppe anzublaſen.“

Sinnend, in ſtill ernſter Freundlichkeit, ſitzt die Braut unter den Händen der ſchmückenden Schweſter, und die jungen Ehrenmägdlein umſtehen ſie, wie junge Schößlinge den blühenden Stamm.

So iſt die Braut vergleichbar dem Morgenroth, welches einen ſchönen Tag verſpricht, einem Frühlingsgarten, worin Alles grünt und blüht. Ihr treuliebend Gemüth iſt voll Bitt- und Dankgebet, ihre Seele voll Freudig-

keit, und kennt nur eine Sorge, der Himmel möchte ihr's vielleicht später entgelten laſſen — daß ſie jetzt allzuglücklich ſei. —

Man ſpricht im Leben von ſchönen Tagen; — ein ſolcher mag es ſein, wenn der Verbannte nach Jahren wiederkehren darf und die Gränze überſchreitet des lang vermißten Vaterlandes; ein ſchöner Tag für den weit im Meer verſchlagenen Schiffer, wenn es vom Verdecke endlich „Land" ertönt; ein ſchöner Tag für den Kaufmann, wenn er mit reichbeladenem Schiffe in den Hafen einfährt, wo am Ufer die Seinigen ihn erwarten; ein ſchöner Tag auch für die Mutter, an dem ſie das verlorene lang vermißte Kind wieder findend in die Arme ſchließt; — aber der ſchönſte Tag, wenn nach bangen Sorgen, ſehnlichem Hoffen, der Bräutigam endlich das treue Mädchen, die geliebte Braut umſchließt, und *ſein* nennen darf, vor Gott und den Menſchen; — ein Moment, in dem nichts Raum mehr findet in der Seele, als die Liebe und ein jugendlich ſchönes Glück.

Die fernhertönende Muſik iſt verklungen, die Morgenſonne beſtrahlt helle das bräutliche Gemach. — Bald erſchallt das Glockengeläute — und ſie wird überſchritten, die Schwelle des älterlichen Hauſes. — Die Jugendzeit, der Maientag des kurzen Lebens, neigt zum Ende ſich. —

Man ſagt, eine Braut, welche in der Hochzeitskirche nicht weine, bekomme eine thränenreiche Ehe. — Thränen jedoch ſind bald vergeſſen und eben ſo bald wieder abgewiſcht; doch gewiß iſt, daß auch im höchſten Ton der Freude die leiſe Trauer, ein herber Schmerz mitklingt, wie mit dem hehen Glockenklang die tiefe Octave.

Das Leben iſt ein freudig Grüßen, ein ſchmerzlich Abſchiednehmen! —

Doch verweilen wir nicht länger bei dieſen Betrachtungen und wenden uns nach geſchehener Trauung zur fröhlichen, reichbeſetzten Hochzeitstafel, woran im Doppelliede zwei Ehebündniſſe gefeiert werden.

Welch eine Menge von Gäſten, kaum daß ſie das Haus mit ſeinen weiten Stuben und Gängen zu faſſen vermag; die ganze Nachbarſchaft rund umher ward eingeladen — welch ein lieblicher Flor feſtlich geputzter Mädchen und Frauen. — Wie geſchäftig ſind die Sträuße bietenden „Ehrenmägde", wie ſorglich, daß Keines der Ankommenden vernachläßigt werde. Welch ein behagliches Schmauſen und luſtiges Tanzen, wahrlich, wer Alles im Einzelnen ſchildern wollte, müßte ein beſonderes Buch abfaſſen.

Mit dem Rosmarinzweig und dem zierlich zuſammengelegten „Fazenetlein" (*Fazzoletto*) in den Händen, ſitzen die Bräute, und wer wollte ſich vermeſſen, als weiter Paris zu entſcheiden, welcher von Beiden der Preis der Schönheit gebühre? Wenn wir das *Agathle*, die ſchöne Tochter der Baar, in ihrer ſtrahlenden Schappelkrone, eine kräftige *Brunhilde* nennen möchten, ſo wäre die liebliche *Juliana* dagegen zu vergleichen der liebenden *Ghriemhilde* neben dem blond gelockten *Siegfried*.

Und *Florentina*, die geſchmückte Ehrenmagd blickt heute ſo ſtill und

nachdenklich vor ſich hin, während ihr zur Seite der junge Handelsherr Dionys, ſorgfältig angethan, ſich augenſcheinlich zu befleißen ſcheint, mit Schönthun ſie zu gewinnen.

Als das Mädchen heute frühe glückwünſchend zu Juliana in die Kammer getreten, war ſie der Freundin bewegt um den Hals gefallen (eine Liebesbezeugung, mit welcher hier zu Lande die Leute nicht allzu freigiebig ſind), und Thränen ſtanden ihr in den Augen.

Aber Hieronymus, warum erblicken wir dieſen nicht an der Tafelrunde? eingeladen war er, aber am Hochzeitstiſch ſelbſt, unter den Verwandten und Ehrenwürdenträgern des Feſtgebers, gebührt ihm, dem Sohn des Dienſtmannes, heute kein Ehrenplatz; da mußte eben Alles „ſ'herig" und „formulariſch" ſein, wie der Landhauer ſich auszudrücken beliebte, und Ausnahmen von der Regel konnten hier durchaus nicht ſtatt finden.

War demnach die Etikette ſtreng vorgeſchrieben, ward ſie doch keineswegs ſo ängſtlich beobachtet, daß zuletzt nicht die alte Zutraulichkeit wieder ſich hätte geltend machen dürfen. Aber Hieronymus hatte heute ſeinen eigenen, launenhaften Tag, und wenn er ſich im Herzen auch unrecht geben mußte, ſo vermied er doch ſtörriſch alles Begegnen, alles Annähern an Florentina. Der Grillenfänger ſaß am hintern Tiſchlein, bei ſeinem Vater, der heute im beſten Gewande, ſeinem einſtigen Hochzeitsrocke, prangte. Die Mutter war in der Küche beſchäftigt. Romulus hatte ſich auch zu ihnen geſellt. „Du nehſt," ſagte er in gedämpftem Ton, daß es nur Hieronymus hören konnte, „wie er ſich an den Laden legt, ich hab' richtig prophezeit." Damit meinte aber der Student den zutraulichen Dionys.

Der Angeredete biß ſich auf die Lippen und erwiederte nichts. Romulus ſchenkte die Gläſer voll, und nöthigte den Freund zum Trinken. Ganz abſehend von ihrer Umgebung thaten ſich die beiden jetzt Zwang an, und ſprachen mit ſcheinbar großer Unbefangenheit von ihren Studien und vom Stadtleben.

Florentina hatte öfter ihre Blicke nach dem hintern Tiſchlein gerichtet, und jetzt neigt ſich die Braut Juliana zur Geſpielin, ihr etwas in das Ohr zu ziſcheln. Darauf ſah man Beide ſich erheben, und Hand in Hand auf den Tiſch von Hieronymus und Romulus zuſchreiten.

Die Braut reichte wie abbittend und verſöhnend, zuerſt dem Romulus die Hand, und Florentina, das gute Mädchen, wendete ſich freundlich zu Hieronymus, fragend, was ihm fehle und ob er denn heute gar nie tanzen wolle. Auch Philipp, der Bräutigam kam mit dem vollen Glaſe herzu und brachte es den Freunden zu — ehe jedoch ein zutrauliches Geſpräch in Gang kommen konnte, ertönten lockend vom obern Stockwerke her die Geigen und Klarinetten, und in lärmender Bewegung, die jeden Diskurs unmöglich machte, zog ſich die allgemeine Strömung nach dem Tanzboden.

Als die Gruppen ſich gehörig gebildet, tritt der alte Spielhannes auf,

und ruft, mit der Hand Schweigen gebietend, einige „Verlänge“ aus: „drei ehrliche Tänz“ verkündet er „für die beiden Herrn Hochzeiter und für den Laubhauser Bur, und es soll Niemand d'rein fahren, außer er hab' e Loch im Strumpf so groß wie en Speckteller!“ — Allgemeines Gelächter. —

Der Tanz beginnt, und machten die Brautleute ihre Sache gut, so tanzte aber der Bauer mit der Kaiserzellerin noch besser; — gravitätisch führt er die Tänzerin auf den Platz, und bald auf dem einen, bald auf dem andern Absatz klappernd, oder in die Hände klatschend, umschwärmt er die tüchtige Tänzerin, die, zierlich mit der Hand ihr Gewand haltend, bald sich nähert, bald sich entfernt, während der Tänzer die Verslein singt:

„Tanz mir nur all' siebe siebe,
Tanz mir nur all' siebe;
Mach' mir's daß ich's tanzen kann,
Tanzen wie ein Edelmann;
Frei g'schwind!“

Diesen Nationaltanz, welchen der Sprecher im Sinne hatte, nannte man die „sieben Sprüng'“.

Nachdem die einzelnen Tänze beendigt, begann erst der allgemeine Ländler für das Gesammtpublikum. Die Heiterkeit und Lust ward bald allgemein. Der Laubhauser, der Stabhalter, der Kaiserzeller und manch Anderer wurden heute wieder jung wie vor dreißig Jahren.

Die beiden Freunde aber fanden für gut, sich dem Feste zu entziehen, und hatten sich unbemerkt davon gemacht.

Gegen Abend, als das Mahl zu Ende war, zog die Musikbande spielend um die Hochzeitstische, und als der „Brotis-Marsch“ geendet, bestieg der alte Spielbannes eine Bank, von welcher herab er mit lauter Stimme den üblichen „Hoch- und Glückwunschruf reitirte:

„Ich bitte still, ein wenig still,
Daß Jeder höre, was ich will:
Hochgeehrte liebe Gäste,
Allen hier beim Hochzeitfeste,
Bin ich vom Brautpaar her gesandt;
So viel Dank wie Sand am Meere,
Für die ihm erwies'ne Ehre,
Und was ein Mensch je Gut's erdacht,
Sei Freunde auch zum Dank gebracht.
Auch der Wirth bringt heute keine Kreide,
Denn sie beraubt der Gäste Freude,
Man zechet heut' wie's früher war,
Auf das geliebte Hochzeitspaar.“

Nachdem die Gäste noch ermahnt wurden, zu thun „was schon die Alten erdacht," nämlich mit „Gaben" das Herz des Brautpaars zu erfreuen, wendete der Sprecher sich an dieses selbst, und wünschte ihnen im Namen der Hochzeitsgäste:

„Alles, Alles nur das Beste,
Zuletzt noch viele Kinder,
Gesund und munter auch sogar,
Mit blauen Augen gelbem Haar,
Dann," schloß er, „stirbt die Welt gewiß nicht aus,
Und Gottes Segen ist im Haus."

Bis in die späte Nacht dauerte das festliche Gelage. — Viele vermochten sich nicht zu trennen, bis am grauenden Morgen.

Unsere schmelzenden Freunde waren aber in der Dämmerung hinausgewandert in's Freie, in die Einsamkeit des Waldes. Sie sprachen über Vielerlei — und machten ihrem jugendlichen Unmuthe in philosophischem Gespräche — über die Menschen und Verhältnisse Luft.

Als sie spät am Abend umkehrten, strahlte das Wirthshaus festlich erleuchtet, und Geigen und wirre Gesänge tönten weit durch die dunkle Nacht. Die Jünglinge waren unschlüssig, ob sie noch einmal eintreten sollten. Hieronymus hatte Lust, es zog ihn mit heimlicher Gewalt, doch Romulus ließ sich vernehmen, ihn am Arme packend: „Thu' es nicht! laß dem stolzen Bauernadel für heut sein Gaudium!" —

Unruhvoll war Hieronymus nach Hause gekommen, wo er sich unverweilt zu Bette legte, doch ohne daß ihm der Schlaf die Augenlieder schloß. Als er nach lang durchwachter Nacht gegen Morgen endlich eingeschlummert, weckte ihn Wagengerassel und der Lärm heimkehrender Hochzeitsgäste; dann wieder erklang Musik unter seinen Fenstern.

Es waren die Spielleute, welche nach geendetem Tanze von hinnen zogen. Sie spielten die Melodie des alten Volksliedes, und einige Stimmen sangen mit weinschwerer Zunge die Strophe:

„Wie fröhlich wollt' ich sein,
Wenn's dir und mir wohl geht,
Wenn unser jung frisch Leben
In Freud' aufgeht!"

Das Lied war schon längst verhallt, aber Hieronymus lag noch lange sinnend, bis ihn endlich der Traum in sein vielgestaltet Reich eingewiegt.

## XXI.

# Heimritt, Freiſprechung.

Es herrſchte damals der Brauch, daß Neuvermählte vier Wochen nach der Hochzeit ihren auswärts wohnenden Eltern einen Beſuch und zwar zu Pferd abſtatteten, und nicht Peter, noch ſein junges Weib waren die Leute, ſolch alten Brauch unbeachtet zu laſſen.

Früh Morgens waren ſie vom Landbauer Hofe weggeritten, hinaus gegen die benachbarte, bergumgrenzte Hochebene, wo zwiſchen Wieſen und Getreidefeldern bald das heimathliche Dorf des Agathle dem Blick ſich zeigte.

Bei den erſten einzelnſtehenden Häuſern angekommen, gab die junge, ſtattliche Bäuerin ihrem reich aufgeſtrauſten Pferde einen leichten Schlag, Peter legte die Sporen an, und in raſchem Trabe, daß weithin Band und Halstuch flatterten, ritten ſie durch das Dorf, um vor des Storchenbauern Hauſe Halt zu machen. Die Mutter war freudig überraſcht aus der Küche gerannt, wo ſie in Erwartung ihrer Kinder mit Küchle backen beſchäftigt war, und der Vater, der vom Kammerfenſter aus gegen die Hochſtraße hin die Kommenden bereits von ferne erblickt hatte, ſtand zum freudigen Empfang vor dem Hauſe bereit.

Doch wir wollen diesmal nicht in das Haus und die Stube eintreten, in welcher die junge Frau vor den Augen der Mutter und Geſchwiſter ihren buntbemalten Liegkorb mit den Geſchenken auskramt, während der Vater noch unten beim Schwiegerſohn ſteht, die Gäule und das neue Reitzeug bewundert und ſchätzt.

Der Heimritt ſchließt für unſer junges Paar die Flitterwochen, das Leben des Eheſtandes beginnt. Seine Freuden, ſeine kleinen und großen Leiden folgen im Wechſel auf einander und die Jahre vergehen.

Auch für Hieronymus haben die Freuden und Leiden des Lehrlingſtandes gewechſelt und ſind vorüber gegangen; er ſtand jetzt daran, „freigeſprochen“ zu werden.

Alle Gewerbe, außer jenen, welche man zu den freien Künſten zählte, umſchlang damals noch ein feſter und wohlgegliederter Zunftverband. Die Satzungen und Vorſchriften einer Zunft waren verbindlich für Meiſter und Geſellen. Mochte an einem Orte auch nur ein einziger Meiſter wohnen, wie der Kaſtmaler in Hüfingen, ſo hatte dieſer dennoch in Allem, was das Gewerbe betraf und deſſen Betriebsförmlichkeiten, den Obermeiſter des Gaues oder Bezirkes als nächſten Vorgeſetzten zu betrachten.

Den Zünften ſtand auch eine gewiſſe polizeiliche Strafgewalt zu, und Streitigkeiten innerhalb einer Zunft wurden zur Entſcheidung oft bis vor den Kaiſer gebracht.

Ein Geſelle von ſchlechter Aufführung ward „geſcholten“ von der ganzen Zunft in die Acht erklärt, das heißt: er konnte und durfte von keinem Meiſter mehr in Arbeit genommen werden. Von Herberg zu Herberg verbreitete ſich ſein übler Leumund, und es blieb dem Beſcholtenen nichts übrig, als vor verſammelter Zunft ſich förmlich zu „waſchen,“ zu rechtfertigen oder Abbitte zu thun.

Aber auch ein Meiſter konnte „geſcholten“ werden, was namentlich dann geſchah, wenn er ſeinen Untergebenen Lohn und Koſt ſchmälerte. Ein beſcholtener Meiſter wurde auf ein halbes, zuweilen auf ein ganzes Jahr „gemieden,“ das heißt, es durfte während dieſer Zeit kein Geſelle Arbeit bei ihm nehmen.

An ſeinem Lehrorte war es Hieronymus begreiflich nicht vergönnt, Förmlichkeiten und Feierlichkeiten ſeiner Zunft aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Er war in dieſem Stück auf mündliche Belehrung durch ſeinen Meiſter angewieſen, und ſeine Freiſprechung konnte von keinen beſondern Umſtändlichkeiten begleitet ſein. Einen Begriff aber von der Würde und Bemeſſenheit, welche bei feierlichen Auftritten einer Zunft herrſchten, konnte der junge Mann gleich nach jenem Akte erhalten, denn gerade um jene Zeit hielt das ehrſame Metzgerhandwerk zu Hüfingen ſeinen Einzug in die neu gewählte Herberge.

An einem Montag, Vormittags elf Uhr ſetzte ſich der vom Hauſe des Zunftmeiſters ausgehende Zug in Bewegung; er war folgendermaßen geordnet: Die Spitze bildete ein ſpielendes Muſikchor unter der Leitung des ſtädtiſchen Muſikpräceptors. Unmittelbar dahinter folgte des Zunftmeiſters älteſter Sohn in ſtattlicher Kleidung, den ſchön gezierten, vom Geſellen Hieronymus eigens zum Feſte renovirten Zunftſchild tragend. Nach dieſem ſah man zwei junge, weißgeſchürzte Metzgergeſellen, welche die blumenbekränzte Lade trugen, worin, nebſt den Dokumenten und Schriften, die Inſignie der Zunft, ein kleines vergoldetes Hauptmeſſer liegt. Hierauf war zu ſehen, des Ladenmeiſters jüngſter Sohn, und auf ſeinem Kopfe die Zierde des Feſtes, eine Bratwurſt, vierzig Schuh in der Länge und entſprechend dick, vergleichbar faſt der ehernen Schlange, Leben mit neuer Lebenskraft erfüllend, der einen Blick auf ſie warf.

Den Schluß machte die ehrſame Meiſterſchaft, paarweiſe daher ſchreitend, unter Vortritt des Zunft- und des Ladenmeiſters.

Nachdem, bei großem Zulauf von Neugierigen der Zug am Wirthshauſe zum goldnen Kreuze angelangt, wurde Halt gemacht. Der Wirth ſtand wartend unter der Hausthüre, und hub dann an:

„Willkommen ihr Herrn Metzgermeiſter! was iſt euer Begehren?“

Der Zunftmeiſter, hervortretend das Zwiegeſpräch fortzuſetzen, ließ ſich alſo vernehmen:

„Herr Kreuzwirth! im Namen des ehrſamen Handwerkes ſtell' ich an euch die Frage: ob ihr unſere Zunft nicht wollet in euer Haus aufnehmen?“

Wirth: „Ja, ich mache mir eine Ehre daraus, dem ehrſamen Handwerk Herberg und Aufwartung zu verſchaffen. Ich bitte, tretet ein!“

Auf dieſe Einladung verfügen ſich ſämmtliche Feſttheilnehmer in das Haus und nehmen Beſitz von der Wirthsſtube, mit ihrem geräumigen hellen Erker. Der Wirth und ſeine Frau Liebſte aber ſtehen ſchon bereit, die Gäſte geziemend zu bewillkommen.

Zunftmeiſter: „Grüß euch Gott, im Namen des ehrſamen Handwerkes Herr Kreuzwirth und Frau Kreuzwirthin!“

Wirth und Wirthin: „Gott danke euch, ihr Herrn Metzgermeiſter, mit was können wir euch aufwarten, und was iſt ſonſt noch euer Begehr?“

Zunftmeiſter: „Wir möchten euch heute nicht nur als unſeren Gaſtgeber anſprechen, ſondern wir erſuchen euch, ob ihr nicht wollet jetzt und in Zukunft unſer Herbergsvater und die Frau Kreuzwirthin unſere Mutter ſein?“

Wirth: „Ja, wir machen uns eine beſondere Ehr daraus, einem ehrſamen Metzgerhandwerk Herberg und Aufwartung zu verſchaffen, auch beſitzen wir noch fünf Töchter, die wetteifern werden, euch in Ehren und als Brüder zu bedienen.“

Zunftmeiſter: „Es gibt aber nicht immer der guten Zeiten, es gibt auch der böſen viele; wollet ihr alsdann auch, in Leid wie in Freud, im Krieg wie im Frieden unſer Vater und die Frau Wirthin unſere Mutter ſein?“

Wirth: „Ja! ich werde mich zu allen Zeiten beſtreben, was in meiner Kraft ſteht, euch als Vater zu unterſtützen.“

Zunftmeiſter: „Wir haben auch wandernde Geſellen bei unſerm Handwerk, und unter ihnen ſolche, die nicht viel Geld im Beutel haben, folglich wenig Gewinn von ihnen zu hoffen iſt, wollet ihr auch dieſe freundlich beherbergen, und ſo auch wenn ſie kränklich wären?“

Wirth: „Ja, ich werde reiſende Geſellen und Kranke als Herbergsvater behandeln, und die allgemeine Menſchenpflicht voraus zu meiner ſteten Richtſchnur nehmen.“

Zunftmeiſter: „Nun, wohlan denn, auf dieſe bereitwillige Anerbietung werden wir geſammte Metzgermeiſter euch als Herbergsvater anerkennen,

und euch unſern Schild und die Zunftlade mit Zunftbuch, Zunftzeichen in Verwahr übergeben, dafür aber verlange ich als Zunftmeiſter im Namen der ganzen Meiſterſchaft von euch das herkömmlich feierliche Handgelübde."

Als dieſes abgelegt, wurde der Schild ſofort in der Stube aufgeſteckt, und die Lade dem Herbergsvater überreicht. Dieſer aber und ſeine Frau traktirten das ganze ehrenwerthe Handwerk mit einem köſtlichen und geſchmackvollen Mahle, und weil die Wurſt lang und der Wein gut war, ſo wurde es auch die allgemeine Fröhlichkeit.

Die Muſikanten machten ihre Sache ſo vortrefflich, daß Einer um den Andern der Gäſte nach Hauſe eilte, um Frau und Tochter herbei zu holen, zum nachfolgenden fröhlichen Tanze.

Hieronymus, als der Renovater des Zunftſchildes, war auch zum Feſte geladen worden, und dieſe Ehre durfte er nicht ablehnen, ſo wenig ſein Sinn heute für Feier und Luſtbarkeit geſtimmt ſein mochte. Ein Brief, welchen er Tags zuvor von Romulus empfangen, war die Urſache dieſer Stimmung.

Er habe ſich entſchloſſen, hatte der Freund gemeldet, in Villingen Normalſchullehrer zu werden. „Als Hauptneuigkeit aber iſt zu melden," ſo ſchloß der Brief, „daß Dionys ſeit jenem Hochzeitsmahl der Florentina bei jeder Gelegenheit die Kour macht, und wie ich ſchon damals vorausgeſagt, entſchieden als Brautwerber auftritt". Das Mädel aber hat bis jetzt augenſcheinlich ihrem verſchamerirten Liebhaber, wie man zu ſagen pflegt, wenig Käs zum Brod gegeben — doch viele Tropfen höhlen am Ende auch den härteſten Stein aus, und was nicht iſt, kann noch werden. — Und das Ende vom Lied wird ſein, daß wir Zwei allein zuletzt noch übrig bleiben werden, und doch, — beim Henker, was wären wir für Kerle, wenn wir Geld hätten!"

Sinnend und verſtimmt ſaß Hieronymus im Kreuz. Es wollte bei ihm nicht verfangen, daß der Zunftmeiſter eigenhändig ihm vom Beſten einſchenkte; die munterſten Ländler machten ihn ſchwermüthig. Auch der Wein, welcher doch ſonſt des Menſchen Herz erfreut, wollte heut ihn nicht zum Frohſinn ſtimmen. — Sein Geiſt war ſichtlich der Gegenwart entrückt, und wenn ihn Jemand gefragt hätte, ob er Sechſer oder Zwölfer, Schweizer oder Markgräfler trinke, — wahrlich, er hätte es nicht gewußt. Es wollte ihn bedünken, als wäre der ſchönſte Theil ſeines Lebens ſchon vorüber, und als müßte er, Abſchied nehmend, noch einmal wandeln in dem roſigen Lichte früherer Tage. In jene Thäler und auf die Höhen verſetzte er ſich zum glimmenden Feuer auf duftendem Waldgang, oder in die Hütte des Köhlers, wo er mit der Gefpielin ſeiner Jugend den Erzählungen des Alten gelauſcht. Er glaubte alle Blumen ſchon verwelken und nur blaſſe Herbſtzeitloſe der Erinnerung an ihrer Stelle aufleben zu ſehen. — Dann fuhr auch wieder ein trotzender Blitz aus der ſchwül bewölkten Atmoſphäre ſeines Innern — und ein gährender Unmuth ſtieg in ihm auf — als ſollte er ſich Luft machen in jugendlicher Thatkraft.

Und wahrlich, noch lange hätte er simulirend da gesessen, versunken in dem stillen See der Vergangenheit, hätte ihn nicht die Entschlossenheit des Zunftmeisters zur rechten Zeit seinen Träumereien entrissen.

Eben spielte die Musik den Ländler:

„Isch's Anneli nit do?
's wird regne', wird schneie,
's wird's Anneli g'wiß reue',
Isch 's Anneli nit do?"

Der Zunftmeister, längst schon die üble Laune des Gesellen bemerkend, führte diesem scherzend eine Tänzerin zu, seine eigene Schwägerin, mit Vorwürfen über das Regenwettergesicht, welches er schneide, und Hieronymus, überrascht, konnte jetzt unmöglich anders, als galant sein und die Schöne zum Tanz führen.

Das Mittel schlug an, der junge Mensch, hineingezogen in den Strudel der allgemeinen Lustbarkeit, gab allem Trübsinn den Abschied und war fröhlich mit den Fröhlichen. Ja, es wollte sogar Manchem scheinen, daß er, einer der Letzten beim Fortgehen, fast ein Bischen illuminirt gewesen, von des Kreuzwirths Zwölfer.

Ob er des andern Tages mit Kopfweh erwacht sei, ist nicht zu sagen, gewiß bleibt nur, daß, als der übernächtige Dunst verflogen sein mußte, dennoch eine peinigende Unruhe, ein veränderungssüchtiges Mißbehagen den Jüngling fortwährend beherrschten.

Der Brief von Romulus war es, welcher solchen dauernden Rumor in der Seele des jungen Mannes hervorgerufen. Sollte es für Hieronymus denn etwas so Neues, Unerhörtes gewesen sein, daß ein Mädchen zwei jungen Burschen gefalle? Oder hatte der arme Junge, der, ohne sich seines Verhältnisses zu dem Mädchen eigentlich klar bewußt zu sein, bisher sorglos und hoffend in das farbige Nebelbild der Zukunft geschaut, jetzt erst die trockene Vernunft zu Rathe gezogen? — Er, ein armer Malergeselle — sie die Tochter des reichen Hofbauern; — eine Kluft, über die nur das Glück und der beharrlich entschiedenste Wille des Mädchens die Brücke zu gegenseitiger Vereinigung bauen konnte. Ja, dann würde auch in der Seele des Jünglings jene jugendliche Spannkraft erwacht sein, die sich über Berge von Hindernissen siegreich wagend hinwegsetzt. — Wer vermag jedoch den geheimen Prozeß zu verfolgen, welchen oft leise Anregungen in dem Herzen eines Menschen hervorrufen.

Genug, eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich der Seele unseres Helden unumschränkt bemeistert, und das Spiegelbild dieser Stimmung zeichnete sich in dem Briefe an seine Mutter, wozu ein alsobald eingetretenes Ereigniß die Veranlassung gab.

Florentina war eben „zu Liebe" bei Frau Anastasia, als dieser Brief an seinem Bestimmungsorte anlangte; sie mußte ihn vorlesen.

Hieronymus berichtete den Tod des Amtsraths und zwar mit allen Nebenumſtänden, weil ſein Herz noch voll war von den erſten Eindrücken dieſes Trauerfalles.

Abwechſelnd mit dem Feldwaibel und den Familiengliedern des Verſtorbenen hatte er am Krankenbette gewacht, und dies war auch in der letzten Nacht der Fall geweſen.

Der ſorgſame Wächter hatte bemerkt, daß der Kranke in große Schwäche verfiel, und ſchnell die Familie davon benachrichtigt. „Es war ein trauriger Anblick," ſchrieb Hieronymus in dem Briefe, „die jammernden Kinder um das Sterbebett zu ſehen. Aber keine Klage und kein Weinen vermochten das theuere Leben auch nur um eine Minute zu verlängern. Der Herr Rath war ſchon in's Ende gefallen. Und nach wenigen Athemzügen verſchied unſer im Leben geweſener beſter Herr. — Die Frau und die Kinder knieten alle betend um die Bettſtatt, und auch ich, zu ſeinen Füßen neben dem älteſten Fräulein Helena. Dieſe dauert mich am meiſten, ſie iſt jetzt eine älternloſe Waiſe, denn ich weiß von der Baſe, daß der Herr Rath ſelig nicht ihr rechter Vater geweſen, und die Frau Räthin nicht ihre Mutter iſt. Sie iſt die Beſte unter den Kindern und war immer ſo gut gegen mich. Der Verſtorbene hat wenig Vermögen hinterlaſſen und viele Kinder."

Am Schluſſe des Briefes that er den Aeltern ſein Vorhaben kund, auf die Wanderſchaft zu gehen. Es treibe ihn, ſchrieb er, in die Welt hinaus, er ſehe ein, daß ſein Glück nicht daheim hinterm Ofen blühe. Er müſſe fort — auf lange, vielleicht auf immer. Die Kunſt, welche er gewählt, ſei eine ſolche, in der man gar nie auslernen könne, und wenn Einer ſo alt werde, wie Methuſalem.

Der Mutter hatte dieſer Brief, das deſperate Vorhaben des Sohnes, der Heimath Valet zu ſagen und hinaus zu ziehen unter fremde Menſchen, einen unwillkürlichen Seufzer abgepreßt. Florentina aber, als ſie geendet hatte, blieb ſchweigſam, und blickte eine Zeit lang ſinnend durch die Fenſterſcheiben, dann aber ſteckte ſie eilig die Spindel in den glänzenden Flachswulſt, an der zierlich gebrechielten, bemalten und vergoldeten Kunkel, einer Arbeit des Briefmellers, und verließ früher als gewöhnlich das Haus.

An dich richtet er kein einziges Wort! dies mochten etwa ihre Gedanken ſein, ſo wenig Mühe koſtet es ihn, fortzuziehen auf lange, vielleicht auf immer? Und dann dieſes Fräulein, die immer ſo gut gegen ihn ſein ſollte, Dionys hat dir auch ſchon von dieſem Herrenkind erzählt, und von ſeinen Lobſprüchen über ſie.

Die Liebe iſt eine ſtarke, aber auch eine zarte Pflanze, ſie überdauert die gewaltigſten Stürme, die heftigſten Ungewitter, aber ein einziger erkältender Reif kann ihre Blüthe zerſtören.

Zurückſetzung iſt für ein empfindendes Gemüth vielleicht am ſchwerſten zu

tragen, und so sehen wir hier zwei Herzen sich entfernen, erkälten, welche bisher von dem stillen heiligen Feuer innigster Zuneigung erwärmt waren. Ein äußerer Anstoß, ein Sturm hätte dies Feuer vielleicht zur lichten Flamme angefacht, und jetzt droht es in sich selbst zu verglühen, weil ihm der frische Luftzug thatsächlicher Anregung fehlt.

Was Hieronymus über Helenens Lage geschrieben hatte, verhielt sich wirklich so, und in ihrer Jugend schon sollte das gute Mädchen den vollen Ernst des Lebens kennen lernen. Daß der Amtsrath nicht in den besten Umständen gestorben, wußte sie, und ihr persönliches Verhältniß zur Rathsfamilie hatte sie längst geahnet, obwohl die Aeltern stets bemüht waren, sie es in Nichts fühlen zu lassen. Aber bei dem jüngsten Trauerfall war es die Stimme der Natur, die, wenn auch unbewußt, aus der Seele der Mutter gesprochen, die sich eben doch gegen die leiblichen Kinder anders gebahrte, anders ausdrückte, als gegen das Pflegekind, und daß sie dieses sei, war dem guten Mädchen jetzt zur Gewißheit geworden.

Mit Worten zwar ward dies Verhältniß von der Mutter nicht berührt, und begreiflich konnte es Helenen nicht in den Sinn kommen, zuerst davon zu sprechen.

In der Seele des angenommenen Kindes aber reifte der Entschluß, die geliebte Pflegemutter so bald als immer thunlich von der Last ihres Unterhaltes zu befreien.

Die Frau Amtsräthin war seit dem Hinscheiden ihres Mannes auch etwas leidend; eines Abends saß Frau Katharina bei ihr, und nachdem das Andenken des Abgeschiedenen eine Zeit lang Stoff des Gespräches gewesen, erzählte Katharina unter anderm, wie kürzlich ihre Tochter, die Verwalterin auf Wildenstein das Verlangen geäußert habe, eine Person zu finden, welche ihr nicht nur in der Haushaltung an die Hand gehen, sondern namentlich auch die Kinder pflegen und unterrichten könne.

Die Frauen hatten sich über diesen Gegenstand ausgelassen, diesen und jenen Namen genannt, ohne jedoch zu einer Einigung zu gelangen.

Helena hatte schweigend zugehört. — Als aber Katharina geschieden, trat, nach einer Pause gegenseitigen Stillschweigens, das Mädchen vor die im Lehnstuhle sitzende Wittwe, warf sich in großer Bewegung vor den Stuhl und sprach, die Hände der Frau an ihre Lippen pressend, „Mutter, ich will nach Wildenstein gehen.“ —

„Ich kann es nicht mehr länger über mich bringen, — jetzt, wo sich so Vieles geändert hat, — euch noch zur Last zu sein — ich kann nichts als danken Mutter für Alles.“ —

Die überraschte Frau drückte das gute Kind an ihre Brust. „Helena,“ sprach sie in tröstendem Tone, „beruhige dich — es wird noch Alles gut werden — sprich mir von keiner Trennung.“ —

Aber das Mädchen konnte ſich nicht zufrieden geben. Beide Hände vor dem Geſicht lag ſie auf den Knieen der guten Frau, — ein Thränenſtrom erleichterte ihre Bruſt.

„Helena faſſe dich, du haſt ja deinen Aeltern nie Urſache zur Beſchwerde gegeben.“

„Ich habe ein heiliges Gelübde gethan,“ ſprach Helena feierlich, „der himmliſche Vater iſt mein Zeuge. — Laßt mich gewähren, Mutter — verſucht es nicht, mich abwendig zu machen — es iſt mein Gedanke bei Tag und Nacht. — Joſepha (ſo hieß die zweite Tochter der Amtsräthin), iſt erwachſen, ſie kann allein Alles verſehen. — O, ich weiß, daß ich ohne Euch allein geſtanden hätte in dieſer Welt.“ —

„Helena,“ erwiderte die Räthin weich, und in einem Tone, der ihr Nachgeben beurkundete, „ich weiß, was du ſagen willſt — es ſind heilig übernommene Pflichten, dazu die Liebe einer Mutter, die dich an mich feſſeln. — glaube mir, es wird noch Alles gut werden — vertraue deiner Mutter.“

So ſchien denn ein ernſtes Geſchick unſere bisherigen Freunde aus einander bringen, und lange Trennung, vielleicht auf immer, gewöhnten, liebgewordenen Verhältniſſen ein Ende machen zu wollen.

## XXII.

# Die Wanderjahre.

Es war in den erſten Tagen nach Pfingſten, als Hieronymus mit den beſten Zeugniſſen über Geſchick, Fleiß und Treue von ſeinem Meiſter ſchied, um noch zwei Tage bei den Aeltern zuzubringen, und dann ſeine Wanderſchaft anzutreten.

„Geld und Geld's werth," ſagte der Vater beim Abſchied, „können wir dir nicht mitgeben. — Sei fleißig und rechtſchaffen und hab' Gott vor Augen — ſchick dich nach den Leuten — und ſchreib' uns auch fleißig!" —

Frau Anaſtaſia aber, nachdem ſie ſein Felleiſen ſorglich verſehen, legte oben auf noch ein grün eingebundenes Gebetbüchlein. Für das Wohlergehen des Sohnes hatte die Mutter eine Wallfahrt nach Ivberg unternommen und von dort das Büchlein mitgebracht. „Halt's in Ehren," war ihre einzige Bitte an den Sohn.

Auf dem Landhauſer Hof hatte Hieronymus Florentina nicht mehr getroffen. — Sie war über die Pfingſtfeiertage auf Beſuch gegangen zu Verwandten.

Der Landhauſer hatte dem Jüngling zur bevorſtehenden Fahrt Glück gewünſcht. Die ſtille Hausfrau jedoch den Reiſefertigen bis vor das Haus geleitet, um ihm da noch drei harte Thaler in die Hand zu drücken.

Bei Bachweber, dem greiſen Lehrer, war des Geſellen letzte Beurlaubung.

„Nimm," ſagte der Alte, „auf deinem Wanderleben den Eulenſpiegel zum Muſter; wenn dieſer bergauf ſtieg, lachte er, und war guter Dinge — und wenn es wieder abwärts gieng, war er betrübt: denn, meinte er: wenn's mühſam bergauf geht, lache ich, weil ich denk', es wird auch wieder auf der andern Seite hinunter gehen, und wenn es abwärts geht, bin ich trübſelig, denn es wird auch wieder Berge zu ſteigen geben. Schau," fuhr der Schulmeiſter fort, „wie es auf deiner Wanderſchaft nicht immer eben und glatt

gehen wird, — ſo auch im Leben; — du wirſt gute und böſe Zeiten durchzumachen haben. Geht's dir gut, ſo ſei nicht übermüthig und denk', es kann wieder ſchlimm kommen, und geht's dir aber recht herzlich ſchlecht, ſo verliere den Muth nicht, und verzweifle nicht gleich — denn es wird auch wieder anders werden — und unſer Herrgott weiſt den Weg!" Mit dieſen Worten hatte der Alte aus dem Wandkäſtlein ein blechernes Büchslein genommen, nicht viel größer als eine welſche Nuß, worin er das Schulgeld aufzubewahren pflegte. Er fiſchte zwei blanke Silberlinge heraus, reichte ſie Hieronymus, und ſagte, „da — trink auf's Wohl deines alten Lehrers und vergiß ihn nit, er hat's gut gemeint, wenn er ſchon nit viel hat geben können!"

Wohl mußte der Geſelle ſehen, daß dies des Lehrers halbes Baarvermögen war, doch fruchtlos blieb all ſein Weigern, er mußte annehmen, der Alte that es nicht anders.

Unſer Wanderbsgeſelle hatte ſeinen Weg in's Schwäbiſche genommen.

Im Kloſter Marchthal fand er die erſte Beſchäftigung. Von da gieng's weiter nach Augsburg und ſpäter nach München.

Hieronymus fand, wie ihm Bachweber vorausgeſagt, auf ſeinem Wanderleben Berge und Thäler, gute und ſchlimme Zeiten, Erfreuliches und Unerfreuliches, aber ſein Muth und Eifer blieb allen Hinderniſſen gewachſen.

„Duck dich, laß vorüber gahn,
Das Wetter will ſeinen Willen han;"

hieß es in dem „goldenen ABC", welches ihm ſein Vater als moraliſchen Wegweiſer mitgegeben. Fand er mißlich Widerwärtiges in ſeinem Berufe, ſo erinnerte er ſich des Spruches:

„Halt' deinen Stand für den beſten,
Hat er auch gleich Gebreſten,
Denn man ſonſt gar Wenig' find't,
Die mit ihrem Stand zufrieden ſind."

Mit Eifer und Beharrlichkeit ſtrebte er in ſeinem Fache vorwärts, keine Mühe war ihm zu viel, wenn es ſich darum handelte, Neues zu erlernen.

Geſelligkeit und heitern Lebensgenuß floh er nicht, aber wenn ihn der Strudel einmal zu weit reißen wollte, gedachte er der Seinigen, welche in Mühſal und Noth ſich durch's Leben zu ſchlagen hatten.

„Das größt', tiefſt', ungeſtümeſt' Meer,
Wüthet mit Stürmen nicht ſo ſehr,
Bringt auch nicht um ſo viele Leut,
Als täglich thät' die Trunkenheit."

hieß es in jenem fliegenden Blatte.

Erfahrung lehrte ihn Vorſicht. Doch, wenn er ſich auch oft getäuſcht fühlen mußte in der guten Meinung, die er von allen Menſchen hegte, ſo fand er hinwieder im fremdeſten Lande Freunde und Freundes-Hilfe, wo ſie am wenigſten zu vermuthen geweſen. Es bewährte ſich der Spruch:

„Ein Freund in der Noth,
Ein Freund in dem Tod;
Ein Freund hinter dem Rücken,
Sind drei ſtarke Brücken.“

In einſamen Stunden oder in der Kirche während der hehren Töne der Orgel und des Geſanges, wenn er da im grün gebundenen Gebetbüchlein las, war es ihm, als ſpreche aus den Bitten die Stimme der Mutter.

Von Zeit zu Zeit ſchrieb er nach Hauſe, und zuweilen waren dieſe Sendſchreiben auch mit Silber beſchwert. Neben dieſem Briefwechſel mit dem Vater unterhielt Hieronymus noch einen zweiten mit Freund Romulus, dem ſtets pflichtgetreuen Berichterſtatter des Neueſten aus der Heimath.

War das Ankommen ſolcher Briefe für den Sohn und Freund immer ein Gegenſtand freudiger Aufregung, ſo geſchah das Oeffnen derſelben doch nicht ohne ein gewiſſes banges Nebengefühl, welches nicht weichen wollte, bis er die Zeilen überflogen, und zuerſt die Beruhigung geſchöpft hatte, daß zu Hauſe Alles gut ſtehe. — Vielleicht glaubte er auch auf eine Nachricht ſtoßen zu müſſen, auf welche er zwar gefaßt war, wovon er übrigens nicht recht wußte, ob er ſie herbeiwünſchen ſolle oder nicht.

Zwei Jahre war jetzt der wandernde Geſelle von Hauſe fort, ſeit Jahr und Tag war dem geheimen Correſpondenten der Name Florentina nicht mehr aus der Feder gefloſſen.

Hieronymus ſtand zu Augsburg in Arbeit, da meldete der neuigkeitsbefliſſene Freund die Verheurathung der Hofbauerntochter Florentina mit dem Wäldner Handelsmann und „Packer“ Dionys. „Er hat ſchon,“ hieß es, „im verlegten Herbſt förmlich um ſie angehalten, der Vater und die Verwandten hatten zugeſprochen, das Mädchen aber ſich ein Jahr Bedenkzeit ausgebeten, — endlich hat ſie nachgegeben. — Hat ſie vielleicht auf einen Ritter gehofft, der aus fremden Landen, etwa aus dem Schwäbiſchen kommend, ſie vom Scheiterhaufen befreien würde? Der Laubhauſer hat Verwandte und Bekannte von nah und fern zur Hochzeit eingeladen, und in jede Hütte der Thalgemeinde Wein und Brod geſchickt; die Leute müſſen wiſſen, ſagte er, daß der Laubhauſer heut' ein Feſt feiert.“ Der Stadhalter, hieß es weiter, ſei an ſelbigem Tag freuſidel geweſen, und habe ſchon bei der Morgenſuppe, wo er ſeinen Kaffee aus einem Milchbecken getrunken, ſeine gewohnten Späße zum Beſten gegeben u. ſ. w.

Lange ſchon hatte der Geſelle ausgeleſen, aber noch hielt er unbeweglich

den Brief mit beiden Händen. Da hob ſich die Bruſt, und ein tiefer Athemzug erleichterte die Laſt des gepreßten Herzens.

Ein halb entwurzelter, ausgeriſſener Baum grünt und blüht wohl noch eine Zeit lang fort, genährt von Thau und Luft, bis ein Windſtoß ihn gänzlich zu Boden wirft. — Alſo ein anhänglich liebendes Gemüth.

„Leide, meide, ſchweig', ertrage,
Jedem deine Noth nicht klage,
An dem Höchſten nicht verzage,
Dein Glück kommt alle Tage."

Der Schluß von Romulus Brief hatte noch eine Nachricht enthalten, von welcher unter allen andern Umſtänden Hieronymus ſchmerzlich berührt worden wäre, die aber jetzt eine faſt entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht, eine Art von Trutz gegen das Schickſal. Es war nämlich die Nachricht von dem Tode des alten Stoffel, welchen man eines Morgens todt in ſeiner Hütte gefunden. Der treue Dachshund lag zu den Füßen des Leichnams, und wollte keinen Menſchen ſich dieſem nähern laſſen. Die Hütte ſtand ſeitdem leer, Niemand mochte ſie betreten.

Des andern Tages nach dem Empfang dieſer Nachrichten hatte unſer Geſelle zum erſten Male in ſeinem Leben einen „Blauen" gemacht, jedoch keineswegs bei Spiel und Wein, ſondern in blauer, friſcher Luft. Frühe ſchon war er aufgeſtanden, hatte ſich am Brunnen die Augen gewaſchen, und dann die Werkſtatt betreten. Zu arbeiten aber war ihm unmöglich, er kleidete ſich an, wanderte hinaus vor das Thor, durch Felder und Gründe, durch Dörfer und Wälder, und kehrte des Abends ziemlich verſöhnt, in beruhigter Stimmung nach Hauſe.

Der Aufenthalt in Augsburg aber blieb von jenem Augenblick an dem Geſellen verleidet, er kündete ſeinem Meiſter auf, und wanderte München zu. Die, wenn auch kurze Reiſe genügte vollſtändig, ihn von allen böſen Wettern, die allenfalls noch im tiefen Schachte ſeiner Seele gelagert ſein mochten, gründlich zu befreien, und der fahrende Geſelle betrat die Stadt in einer Stimmung, wie es etwa einem Schwimmer zu Muthe iſt, welcher nach vielem Ringen endlich wieder feſten Grund unter ſeinen Füßen ſpürt.

Auf dem Walde verlieſen unterdeſſen die Dinge ſo ziemlich, wie es vorherzuſehen geweſen.

Dionys, welcher jetzt über ein anſehnliches Vermögen verfügte, war neben ſeinem Handelsgeſchäfte auch noch „Backer" geworden, das heißt, er verſendete Uhren, zu deren Anfertigung er verſchiedene Meiſter in Sold genommen, und ſein Geſchäft wuchs und gewann mit jedem Jahr an Ausdehnung.

Die Uhrenmacherei hatte zur ſelben Zeit bereits einen mächtigen Aufſchwung genommen.

Gleich wie ein Samenkorn, vom Winde auf rauhe Felsen getragen, keimt und Wurzel ſchlägt, bis zuletzt ein ſtattlicher Baum daraus wird, eben ſo klein war der Anfang und ſo geſegnet der Fortgang dieſer vaterländiſchen Induſtrie des Uhrenmachens.

In einem abgelegenen Waldthale auf dem Glashof, in der Vogtei Waldau, welche zu St. Peter gehört, lebten in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Gebrüder Kreuz. Sie waren die erſten Verfertiger hölzerner Uhren. Nach ihrem Abſterben jedoch kam das neue Gewerbe faſt in Verfall, bis ein Drechsler, Simon Dilger aus Urach im Fürſtenbergiſchen, ums Jahr ſiebenzehnhundert fünfundzwanzig die Sache wiederum aufgriff, und mit ſo nachhaltigem Erfolg betrieb, daß er wohl als der eigentliche Stammvater der Schwarzwälder Uhrenmacherei zu betrachten iſt.

Von Urach verpflanzte ſich dieſe Induſtrie, durch andere Meiſter, nach Glotterthal, von da nach Neukirch und ſo allmählig über den größten Theil des mittleren Schwarzwaldes.

Unternehmende Männer aus Gütenbach, Furtwangen und Neukirch machten im Jahr ſiebenzehnhundert zweiundvierzig ſchon die erſten Verſuche mit dem Vertrieb der Schwarzwälder Uhren im Ausland. Andere thaten bald eines Gleichen: ſo geſchah es, daß die ſonſt wenig mit der Welt bekannten Söhne des Waldes zur Zeit faſt alle Länder Europas durchzogen, daß ſie durch Ausdauer, Fleiß und Redlichkeit überall ſich Kredit und Geltung zu verſchaffen wußten.

In manchen Ländern erhielten dieſe Wäldner Handelsleute frühe ſchon bedeutende Vergünſtigungen, wie z. B. in Sachſen freies Handelsrecht, Bürgerrecht und ein eigenes Gebäude, worin jetzt noch der Centralpunkt ihres Handels ſich befindet.

In Preußen, Schweden ꝛc. legte man ihnen Hinderniſſe in den Weg. In Rußland dagegen erhielten ſie wieder bedeutſame Vorrechte, ſeit ein Uhrenträger, Mathäus Hummel, mit dem Beinamen Jägerſtiger, der Kaiſerin Katharina ein kunſtreiches Uhrenwerk überreicht, worauf die zwölf Apoſtel in Holz geſchnitzt als Stundenſchläger angebracht waren.

Mathias Faller dagegen, aus einem fürſtenbergiſchen Hofgut zu Friedenweiler, durfte dem türkiſchen Kaiſer in Konſtantinopel ein nicht minder kunſtvolles Werk zu Füßen legen: eine Muſikſpieluhr. Der erfreute Padiſchah verlieh dem Manne durch einen kaiſerlichen Ferman volle Handelsfreiheit durch die ganze Türkei. Als nach mehreren Jahren der gute Schwarzwälder in prachtvoller muſelmänniſcher Tracht in die Heimath zurück kam, erregte er ſolches Aufſehen, daß bald noch andere Spekulanten nach der Türkei zogen, dort ihr Glück zu gründen.

Johann Schwarzwälder und Johann Epping waren die erſten, welche den Uhrenhandel in Nordamerika verſuchten.

Unſer Geſchäftsmann Dionys hatte ſchon mehrere Reiſen nach Frankreich gemacht, und von daher nebſt fremder Sprache, fremdländiſchen Manieren und Mode, auch fremdes Geld mitgebracht. Dazu im Beſitze einer reichen Frau, konnte es ihm bei ſeinen Mitbürgern nicht wohl an Anſehen fehlen, denn auch das Bischen Großthun fand man bei Gelegenheit ganz am Platze, „er kann's machen," hieß es, „er hat's".

Doch, wie viel auch der Menſch mit äußerlichen Gütern geſegnet ſein mag, — vor Schmerz und Leid ſchützen ſie nicht. Auch Florentina, der emſig und geräuſchlos waltenden Hausfrau, war es alſo beſchieden.

Ihre ganze Liebe, ihr Lebensintereſſe war den Kindern zugewendet, welche der Himmel ihrem Mutterherzen anvertraut hatte. Aber der Tod entriß ihr die Mutter, nicht lange darnach auch ihr älteſtes Söhnlein.

Längſt verhallt war das Grabgeläute, und dargebracht waren die üblichen Opfer für die Dahingeſchiedene; aber von der Zeit an blieb ihr liebſter Ausgang — auf die Gräber der geliebten Todten.

Wenn am ſchönen Sonntag Nachmittag ringsum Alles ſich Erholung gönnte, und die Menſchen ſingend, plaudernd auf Wegen und Stegen dahin zogen, kennte man in der Todtenkapelle auf dem ſtillen Gottesacker einſam eine Frau in Trauertracht knieen ſehen. Sie klagte Gott ihr bitteres Leid, und ſuchte Troſtung vor dem Bilde der Mutter, die auch einſt mit zerriſſenem Herzen an dem Kreuz des Sohnes ſtand.

## XXIII.

# Der eigene Herd.

Fünf Mal ſchon hatte der Frühling Wald und Flur mit neuem Grün geſchmückt, ſeitdem Helena das Haus der Pflegältern verlaſſen. Immer noch war ſie auf Wildenſtein, die treue Dienerin, die liebreiche Pflegerin der Kinder, die unermüdliche Gehilfin im Haushalt des Schloßverwalters.

Wohl trat bisweilen das Bild früherer Tage ihr vor die Seele, und das bitter wehmüthige Gefühl des Alleinſtehens in der Welt wollte ſie anwandeln. Doch Thätigkeit und Pflichtübung leiteten ab vom trüben Sinnen, und füllten, grünenden Ranken gleich, die Lücken ihres Innern; leiſe keimende Hoffnungen erleuchteten es wohl auch mit dem goldenen Schein frühen Morgenſchimmers.

Schon wehte der Herbſtwind wieder über die kahlen Stoppelfelder, weder die Wachtel in den Furchen, noch die Lerche in den Lüften, ließen ihr Lied mehr erſchallen; da ſchritt ein Wandersmann auf der Straße von Sigmaringen ſtromaufwärts durch das Donauthal. Er war vorbeigezogen an der mächtigen Hochveſte Werrenwag, welche, ein Wächter über das Thal, von rieſigem Fels herniederſchaut.

Bereits war die Sonne dem Untergehen nahe, als der Wanderer ſich auf die rechte Thalſeite gewendet, wo ein nur wenig gangbarer Pfad hinzog. Lange Schatten ruhten auf dem tiefen, felsumgürteten Grund und dem grünfluthenden Strom. Nur die hohe, ſteinumpanzerte fürſtenbergiſche Burg Wildenſtein ſchaute kühn noch dem Tagsgeſtirn in's leuchtende Antlitz, und die Fenſter nach Weſten erflammten in glühendem Abendroth. Eine Geſtalt aus längſt verfloſſener Zeit, ſchien der ernſte Bau den Pilgrim im Thale zu begrüßen.

Auf ſchroffem Pfade ſtieg der Fremde den zackigen Felsgipfel hinan. Vor der Zugbrücke, welche, mit ihren Rieſenarmen einer mächtigen Spinne vergleichbar, den breiten Felsſpalt überdeckte, ſtand er eine Weile ſtill, das feſte Haus mit ſeinem gewaltigen viereckigen Thurme zu beſchauen. Das Dach hieng nur loſe in eiſernen Schlaudern darüber, denn die feſtgewölbte

Stirne des Baues trotzt auch dem zerſchmetternden Wurfgeſchoß. War die Brücke aufgezogen, ſo fanden nur noch Raben und Geier den luftigen Eingang in das Felſenneſt.

Dumpf dröhnte die alte Brücke, als der Wanderer in ſchwindelnder Höhe über den Abgrund ſchritt, um durch das finſtere Thor in den engen Burghof zu gelangen.

In abendlichem Dunkel erblickte er hier an dem mittelalterlich überdachten Ziehbrunnen, welcher durch den Felſen bis auf die Sohle des Stromes niedergeht ein Mädchen, eben im Begriff, ein kupfernes Waſſergefäß auf den Kopf zu heben.

Einem ſcheuen forſchenden Blick des Mädchens in das ſonngebräunte Angeſicht des jungen Mannes — folgte freudig überraſchendes Erkennen — es waren Hieronymus und Helena.

Wie eine weitverſchleppte Taube, frei gelaſſen, den Flug wieder nach dem wohlbekannten Dach richtet, und die Schwalbe nach vorübergegangenem Winter wiederum die alte Heimath ſucht, alſo kehrte der lang Gewanderte nach faſt fünfjähriger Abweſenheit in die Heimath zurück.

Das Verlangen, Verwandte zu ſehen und die bewährte Jugendfreundin, hatte den Heimkehrenden bewogen, die Heerſtraße zu verlaſſen, und den rauhen, wenig begangenen Weg im Stromthal einzuſchlagen.

Als zartes, feingeputztes Herrenkind war ſie einſt dem ſchlichten Knaben im Zwilchkittel gegenübergeſtanden, und jetzt — ſah er das häuslich gekleidete Mädchen vor ſich, ihm die ſchöne, doch etwas ſchwielige Hand zum Gruße darreichend.

Freundlich aufgenommen und eben ſo bewirthet weilte der Fremdling einen Tag auf dem Schloſſe. Als er des Morgens wieder fürbaß zog, den ſteilen Felsabhang hinunter, ſah man den ſonſt eilfertigen Wanderer wiederholt nachdenklich ſtehen bleiben, als habe er etwas vergeſſen, etwas liegen laſſen oben auf der Veſte. — Er blickte öfter zurück nach dem Orte, den er eben verlaſſen — wiewohl ein dichter Herbſtnebel verhüllend um die Felſen zog, und die fahlen Giebel des Hauſes nur undeutlich aus dem Duft hervorſchauten. Offenbar feſſelte den Blick des Dahinziehenden ein mehr als gewöhnliches Intereſſe. Dennoch vermögen wir nicht viel mehr zu berichten, als daß unſer Meiſter hatte verſprechen müſſen, über's Jahr wiederum auf Beſuch nach Wildenſtein zu kommen. — Unverkennbar aber iſt geweſen, daß die Züge des Wanderers von innerer Freudigkeit erglänzten, wie die grünende Flur vom hellen Streiflicht der Morgenſonne.

Dem heimgekehrten Sohn war die Freude des Wiederſehens von Vater und Mutter leiſe getrübt durch die Wahrnehmung, wie die innig Geliebten merkbar gealtert hatten.

Die Heimath übte auf den gereiften jungen Mann ihre wohlthätigen Zauberkräfte. Manches erſchien ihm jetzt in verändertem Lichte, der morgen-

rothe Schimmer der Jugend hatte der wenig phantaſtiſchen Tagesbeleuchtung weichen müſſen. Aber er hatte hier ſeine Jugend verlebt, und wenn er um ſich ſchaute, ſo ſproßten auf jedem Platze, aus jedem Buſche in Feld und Wald alte Erinnerungen freundlich auf, die ihm, wie duftige Blumen, ihre erquicklichen Wohlgerüche zuwehten.

Doch nicht als Träumer und Phantaſt war er zurückgekehrt, denn alſobald richtete ſich ſein ganzes Sinnen auf Thätigkeit und Lebensberuf, und hierin ward dem jungen Meiſter in den erſten Tagen nach ſeiner Wiederankunft durch Romulus eine wohl zu erwägende Idee geboten.

Gleichzeitig mit dem mechaniſchen Theile der Schwarzwälder-Uhrenmacherei hatte ſich auch in Anfertigung der Zifferblätter ein kunſtverwandter Nebenzweig ausgebildet, die „Schildmalerei.“

Die größern Spieluhrwerke waren gerade zur ſelben Zeit im Aufkommen, das Aeußere derſelben, die Geſtelle mit geſchnitzten und vergoldeten Säulchen und Verzierungen, die gemalten Zifferblätter in Verbindung mit ganzen Tableaux, die beweglichen hölzernen Figürchen in bunter Faſſung, all dieſes verlangte einen Techniker und Künſtler wie Hieronymus.

Hieronymus zog den Vorſchlag in reifliche Ueberlegung. Hier war ihm ein paſſendes Feld ſeiner Thätigkeit gefunden, und die Sache, wenn auch in kleinem Anfang, bald in's Werk geſetzt. Der Segen fehlte nicht, denn nach Kurzem waren Hieronymus Arbeiten weit in der Umgegend bekannt und geſucht.

Eine Uhrenhändler-Compagnie bot ihm Kapitalien an zur Vergrößerung ſeines Geſchäftes, aber er ſchlug es aus, ſeine Selbſtſtändigkeit nicht zu gefährden. Wo aber ein guter Grund gelegt, das Gedeihen ſichtbar iſt, da wenden die Augen der Nachbarn ſich hin; denn ſie wiſſen mit Salomo, daß im Hauſe des Weiſen ein lieblicher Schatz ſei.

Der Stabhalter gab dem Meiſter Schildmaler nicht undeutlich zu verſtehen, daß er noch eine zweite hübſche Tochter habe, und auch im Stande ſei, einem braven Schwiegerſohn ſonſt noch unter die Arme zu greifen. — Aber auch in dieſem Punkte ſchien Hieronymus ziemlich harthörig.

Wo der Sitz des Uebels lag, konnte entnommen werden aus einem Zwiegeſpräch zu Hüfingen, wohin Hieronymus zum Beſuch beim Feldwaibel gekommen war, allwo er zufällig auch mit der Verwalterin von Wildenſtein zuſammen traf. Es war am Herzjeſufeſt; die kirchlichen Feierlichkeiten vorüber, und die Familie in dem Gärtlein verſammelt, dort den lauen Sommerabend im Freien zu genießen. Hieronymus mit der Verwaltersfrau im Geſpräche auf- und abgehend, hatte ſich von den Uebrigen etwas abgeſondert.

Die Frau äußerte ſich ſcherzend über ſein Glück, und gratulirte zu den vortheilhaften Heurathsanträgen, die ihm, wie ſie gehört, gemacht worden.

Hieronymus gieng auf den Scherz ein. „Ich bin ein Glückskind,“ ſagte er, „ihr habt recht. Was aber das Heurathen anbetrifft, ſo muß ich

geſtehen, daß ich ſeit neuerer Zeit dieſes wichtige Kapitel im Buche des menſchlichen Lebens öfters in Betrachtung ziehe. — Zum freiwillig ledigen Stande gehört, wie zu allem Außerordentlichen, Genie, wovon ich wenigſtens nichts in mir verſpüre. — Meiner Natur nach bin ich zum zufriedenen, hausbackenen Familien- und Ehemann geſchaffen."

„Das ſind ſchöne Eigenſchaften," erwiederte die Freundin, „die eine Frau vollkommen glücklich machen können."

„Weil wir nun doch einmal vom Hausſtand reden, ſo will ich offen und ehrlich ein Wort mit euch ſprechen, verehrteſte Baſe. — Seht! als ich vorigen Herbſt auf meiner Heimreiſe bei euch auf Wildenſtein eingekehrt, da wurde es dem lang unter fremden Leuten gewanderten Menſchen zum erſten Mal wieder recht behaglich ums Herz, — ich hörte die heimiſche Mundart, ſah wieder liebe, bekannte Geſichter, war Zeuge eines zufriedenen glücklichen Familienlebens, — und ich geſtehe, als ich das ſtille getreue Walten euerer Helena ſah, ihren unendlich guten Willen und ihre unermüdliche Ausdauer, — ich ſage euch, ich beneidete den Mann, dem der Himmel ein ſolches Weſen in Lieb' und Treue an die Seite ſetzt."

„Euer Guſto iſt nicht der ſchlechteſte," verſetzte lächelnd die Frau, „am Ende werde ich gar noch meine Haushälterin und Lehrerin meiner Kinder einbüßen ſollen — aber bedenkt."

„Ich weiß, was ihr ſagen wollet, — ich ſoll bedenken, daß ein ſo gutes, liebes Mädchen nicht mehr frei ſein werde — nicht wahr?"

„Richtig, etwas Aehnliches wollte ich ſagen."

„Wenn dies der Fall iſt," verſetzte einigermaßen befangen der junge Mann, „ſo würde ich mich auch ohne angeborenes Talent freiwillig zum lebenslänglichen Junggeſellenſtande entſchließen."

„Nur nicht ſo eilig. — Ich will euch etwas anvertrauen. Ihr wißt, Jedermann hat Geheimniſſe, ein Heiligthum, in das zuweilen nur Vertraute einen Blick thun dürfen. — Als mir einſt Helena ihre Habſeligkeiten, die ſie aus frühern Zeiten mitgebracht hat, zeigte — da hab' ich ſo etwas merken können, wie: alte Liebe roſtet nicht, brennt ſie nicht, ſo kloſtet (glimmt) ſie. Im unterſten Fache des Schreins befand ſich eine Lade, und darin lag ihr Liebſtes, heilig aufgehoben, ein Andenken ihrer verſtorbenen Mutter, welches ihr die Frau Amtsräthin, ihre Pflegemutter, eingehändigt, als ſie aus ihrem Hauſe Abſchied genommen, es war ein goldner Ring und ein ſeeretfidenes Halstuch. — Ich ſah aber auch noch etwas anderes — und ſie machte mir kein Hehl daraus, daß es von Jemanden herrühre, den ſie nicht vergeſſen könne. — Was meint ihr wohl?" —

„Briefe von irgend einem guten Freund," rieth Hieronymus kleinlaut.

„Nicht weit neben die Scheibe geſchoſſen," erwiederte die Frau lächelnd, „es war etwas der Art: — Blumenſträuße, ſorgſam eingelegt, — ſchön ge-

ſchriebene Namenstagsgratulationen, fein gemalte glückſelige Neujahrswünſche: „Spann auf den goldnen Bogen, Aurora ſchönſte Frau“, oder „der Glückſtern ſoll euer Zünder ſein“ und ſo weiter. Darunter ſtand auch der Name des Verfertigers.“ —

„Alſo ſo ſorgſam aufgehoben?“ fragte Hieronymus in einem Tone, welcher die Bewegung ſeines Innern beurkundete, „o, es waren ſchöne Zeiten.“

Und wie der Vollmond eben licht und groß über die Landſchaft ſich hob, ſo ſtieg jetzt eine frohe Hoffnung, ein freudiges Vorgefühl künftig glücklicher Tage in ſeinem Herzen auf.

Die Reden der Frau hatten in der Bruſt des jungen Meiſters einen muthigen Entſchluß zur Reife gebracht — noch an demſelben Abend verfaßte er ein Schreiben an Helena, welches die Frau Verwalterin ſelber und beſtens beſorgen zu wollen verſprach.

Hier das Aktenſtück:

„An die hochgeſchätzte wohlgeborene Fräulein Helena!

„Ich bitt Euch, Ihr möget nicht in Ungütigkeit aufnehmen, daß der Endesunterſchriebene ſich die Freiheit genommen, einen Brief an Euch zu ſtellen. Ich kann nicht anders, es muß einmal friſch gewagt ſein, meine Seel' iſt wie ein ſchnell laufendes Waldwaſſer, das raſch ſeinem Ziele zu will. Ich, Euer bis zum Tod ergebener Diener, muß mein Anliegen nur ſchriftlich vorbringen, weil ich es mündlich nicht über's Herz brächte. Denn es handelt ſich um mein Glück, um mein wahrhaftiges Leben, das einzig nur allein in der Hand meiner über Alles hochgeſchätzten, ſo ſehr geliebten Freundin Helena liegt. Hiemit habe ich Alles geſagt — und bitte nur um ein einziges Wort — hab' ich verloren, ſo weiß ich, daß die Freudigkeit meines Lebens verſchwunden iſt, ich bin dann nur noch ein Schatten, — gewinn ich, ſo muß ich frohlocken und jubilieren, und alle meine Kräfte, mein Leib, meine Seele, meine Ehr, mein letzter Zug und Athem ſei nur Ihr geweiht. — Sie allein iſt die Krone meiner Fröhlichkeit.“

„O Fräulein Helena! wenn ich manchmal um mich blicke und glückliche Menſchen ſehe, ſo beſchleicht mich eine frohe Hoffnung, daß auch ich noch dereinſt glücklich werden könnte — und meine Gedanken führen mich in's einſame geliebte Donauthal!“

„Ich kann nicht weiter ſchreiben — ich komme mir vor wie Noah, der die Taube fliegen ließ — o Gott, wie glücklich wollte ich ſein, wenn ſie auch mir den grünen Oelzweig brächte!“

„Doch — wenn ich auch vergeblich gebeſſt, vergeblich gebittet habe, meine Geſinnung ſtehet feſt.“

„Wo Glaube und Hoffnung
Und Liebe ſteriet,
Da wird unſ're Seele
In Treue berühret.“

„Verſchmäht auch! ich laſſe
Von Liebe nicht ab,
Bis daß man mich leget
In's finſtere Grab!“

„Entſchuldiget das zudringliche Weſen, die Unruhe und Ungeduld
Eures
hoffenden in Lieb' und Anhänglichkeit bis in den Tod verharrenden
Hieronymus.“

Des andern Morgens zogen beide Paare von dannen: die Frau Verwalterin nämlich mit dem Brief der Donau zu, Meiſter Hieronymus mit ſeinen Liebeshoffnungen nach Laubhauſen. Wir können übrigens nur wünſchen, daß die Liebesbötin ihr Anbefohlenes beſſer verwahrt gehalten habe, als der Hoffnungsträger. Denn kaum unterwegs, kam es ihm vor, als fühle er ſein Gut unter den Händen zerrinnen.

Wie die einbrechende Nacht die Gluth am Abendhimmel ſchwinden machte, gegen den er wanderte, alſo löſchten quälende Zweifel Strahl um Strahl das Licht ſeines Hoffens. —

War es Selbſttäuſchung, als er auf Wildenſtein in der Seele des Mädchens ein liebendes Wohlwollen gegen ihn zu ſchauen vermeinte? —

Doch wenn er dann wieder an die Mittheilungen der Schloßverwalterin dachte, war es ihm, als wehe ihn friſche himmliſche Morgenluft an, in welcher die beſchwerte Bruſt wieder frei aufathmen konnte.

Zu Hauſe zählte der unruhvolle Menſch Tage und Stunden — es war unmöglich, daß jetzt ſchon Antwort da ſein konnte — und doch blickte er jeden Morgen ungeduldig die Straße entlang, auf welcher der Bote kommen ſollte.

Mitten in dieſe müdende Unentſchiedenheit hinein, fiel aber ein Ereigniß, einem Meteorſtein aus heiterem Himmel gleich, welches die ganze Umgegend des Laubhauſer Hofes in Aufregung brachte.

Wie eine alte, breit gewurzelte Tanne Generationen abſterben und jüngere um ſich heranwachſen ſieht, und in ſcheinbar unverwüſtlicher Zähigkeit Wind und Wetter trotzend, immer dieſelbe bleibt — alſo lebte ſtets noch der greiſe Köhler Klaus, verſah ſein Handwerk mit der gewohnten Sorglichkeit. An ſeinen Schürbaum gelehnt, ſah der Alte in jenen Tagen einen fremden Mann dem Kohlplatz zuſchreiten. Er hielt den Wanderer ſeiner Kleidung nach für einen Jakobsbruder, der auf dem Wege nach Hüfingen, im Begriff ſtehe, zum Feſte des heiligen Jakobus zu pilgern.

Der Fremde war angethan mit einem braunen Pilgergewand, während ein breitrandiger Hut ſein ernſt ſchauendes Geſicht beſchattete, welches in ſtark ausgeprägten Zügen tiefe Spuren ungewöhnlicher Erlebniſſe trug.

Der Ankömmling hatte den Alten begrüßt, und, wie es ſchien ermüdet, dem rauchenden Meiler gegenüber, auf dem Raſen Platz genommen. Fragen an den Alten hatte dieſer in gewohnter Redſeligkeit beantwortet.

Nachdem der Pilger die große altersgraue Gestalt des Köhlers einige Augenblicke unverwandt angeblickt, sagte er forschend: „Wie geht es euerer Familie?“

„Des Stadhalters, meint ihr? — gut Gott lob!“

„Und euerem andern Schwiegersohn?“

Der Alte schwieg betroffen und mißtrauisch.

„Ich habe gehört er lebe noch,“ fieng der Fremde wieder an, „würdet ihr ihn wieder erkennen alter Vater, wenn er jetzt auf einmal vor euch stünde?“

Klaus schaute blitzenden Auges dem Manne in's Gesicht. — „Tolberg!“ schrie er in heftiger Bewegung. „Weich' Versucher!“ und zum gewaltigen Schlag ausholend, schwang der Köhler den Schürbaum.

Der Pilgersmann aber nahm den Hut vom Kopfe und sagte gelassen: „Schlagt zu, wenn es dann besser ist — seht her, Vater, meine Haare sind so grau wie die eurigen.“ —

Da ließ der Alte die Arme sinken und stöhnte: „Und euer Kind?“

„Werdet ihr wieder sehen, wenn es Gottes Wille ist,“ versicherte Tolberg.

„Und mein ungerathener Sohn — euer Kamerad?“

„Dieter,“ entgegnete zögernd der Schwiegersohn, „dem wird Gott gnädig sein!“

„Also todt! — Gott verzeih' ihm, wie ihm sein Vater verzeiht.“ Der Alte mußte sich setzen, seine Kniee wankten.

„Ihr sollt Alles hören — über Alles Auskunft erhalten — aber jetzt faßt euch, kommt zur Hütte, und von da in euer Haus — laßt den Jungen hier beim Geschäft zurück — kommt!“

Tolberg faßte den alten Mann am Arme, ihn nach der Hütte zuführend, und nach kurzem Verweilen sah man sie weiter schreiten, in der Richtung der Wohnung des Köhlers.

Klaus hatte Niemanden noch den Namen des Fremden genannt, doch verbreitete sich bald das Gerücht, Tolberg sei wieder da, und suche seine verlorene Tochter, welche mit den Landfahrern herumziehe. Von dem Angekommenen wußte man nur so viel, daß er, nachdem er in früher Morgenstunde lange auf dem Grabe Johanna's gebetet, des andern Tages schon wieder das Thal verlassen habe.

Nach etwa einer Woche war der Fremde bei Nacht wieder in der Hütte des Köhlers angekommen, und gleich des andern Morgens in der Frühe empfieng Meister Hieronymus in seiner Werkstätte ein Handbillet, von Tolberg unterzeichnet, worin dieser ihn, einer nothwendigen Unterredung halber, in das Haus des Fohrbachklaus einlud.

Der Meister säumte auch nicht lange, denn es war ihm alsobald klar, daß man von ihm Auskunft erwarte, über Herrn Tolbergs Tochter, mit welcher er ja in früher Jugend so oft zusammen war, und welche er vor wenig Jahren noch bei den Vaganten getroffen hatte.

In der Wohnſtube des Köhlers eingetreten, fand Hieronymus daſelbſt einen ältlichen mild-ernſt ausſehenden Herrn, welcher, nachdem er ſich überzeugt, daß er in dem Angekommenen den rechten Mann vor ſich habe, alſo anfieng:

„Entſchuldiget, junger Freund, daß ich euch hierher bemüht, — ich heiße Tolberg, — ohne Zweifel habt ihr dieſen Namen ſchon nennen gehört, und wißt auch, daß ich der Schwiegerſohn des Forbachklaus bin. Daß ich ein Töchterlein hier zurück gelaſſen, wird euch ebenfalls nicht fremd ſein, — ja, man ſagte mir, daß ihr ſie näher kennen ſollet."

„Wenn ich nicht irre," verſetzte zögernd Hieronymus, „ſo kenne ich ſie allerdings, wir waren früher oft zuſammen. — Doch jetzt im Augenblick wäre ich nicht im Stande" — Der Sprecher ſtockte, es war ihm ein zu heikler Punkt, die fatale Vagantengeſchichte zu berühren.

„Ich verſtehe ſchon," fiel der alte Herr ein, „ich will jedoch gleich von der Hauptſache mit euch reden. — Nachdem der Himmel die Tochter glücklich in die Arme ihres Vaters zurückgeführt hat, geſtand mir das Mädchen, als ich ſie nach allen ihren Lebensumſtänden genau befragte, daß ſie ihr Vertrauen und ihre ganze Lebenshoffnung ſchon von früher her auf einen wackern jungen Mann geſetzt habe; ſie glaubt auch, daß ihr beſagter junger Mann wohl zugethan ſei. — Ich habe," fuhr er mit bewegter Stimme weiter, „ich habe in dieſem Punkte eine zu herbe Schule durchgemacht, als daß ich der Neigung meines Kindes hemmend in den Weg treten möchte. — Weil mir nun," ſchloß der Sprecher mit lächelnder Miene, „das Mädchen einen gewiſſen Hieronymus als ihren Freund bezeichnet — ſo hab ich euch heute hieher rufen laſſen."

Dem Angeredeten war es bei dieſer Wendung der Rede ſiedend heiß geworden, er erinnerte ſich wieder der Zuthunlichkeit ſchön Röſels gegen ihn, als er ſie damals im Walde getroffen. — Verwirrt und verlegen, wußte er nicht alſogleich etwas Paſſendes zu erwiedern.

Herr Tolberg, der ſein Schweigen für Schüchternheit auslegen mochte, fuhr ermunternd fort: „ich wünſche, junger Freund, daß ihr in allen Stücken euer Zutrauen auf mich ſetzen möchtet; — ich höre, daß ihr thätig und ſtrebſam ſeid — iſt euch mit einem Kapital zur Erweiterung eures Geſchäftes gedient — ſo ſprecht offen."

„Verehrteſter, beſter Herr," fiel jetzt Hieronymus mit Entſchiedenheit ein, „für euren gütigen Antrag muß ich höflich danken. Ich glaube vorerſt mit Fleiß und Beharrlichkeit mein vorgeſtecktes beſcheidenes Ziel ohne fremde Hilfe zu erreichen. Was aber das Andere, nämlich euere Tochter anbetrifft, ſo will ich offen und aufrichtig gegen euch ſein, wie ihr es gegen mich ſeid. — Euere Tochter, ja, ich habe ſie gekannt ſchon in früheſter Jugend, ſie war meine Gespielin, ich erinnere mich auch, daß ſie immer beſonders freundlich

gegen mich geweſen — doch die Jahre und Verhältniſſe haben uns getrennt — es ſind vielleicht ſchon ſechs bis ſieben Jahre, oder noch länger, ſeit ich ſie zum letzten Mal im Walde — in der Nähe des Grumbentobels geſehen und geſprochen habe.“ Die Geſchichte am Stöckle Thurm kam ihm zwar auf die Zunge, doch hielt er ſtockend inne.

Tolberg ſchaute den Sprecher groß an, aber Hieronymus fuhr fort: — „Wenn ſie aber ihr Vertrauen in mich geſetzt hat, ſo thut's mir herzlich leid. — Meine Hoffnung und mein Entſchluß ſtehen feſt. — Ich kenne ein Mädchen, und wenn es geht, wie ich hoffe, und ſie mir ihre Neigung zugewendet, und Gott meinem Thun und Schaffen Gedeihen ſchenkt, ſo ſoll Niemand als ſie die Gefährtin meines Lebens ſein. Und wenn ich heute zum Millionär, ja zum Könige würde, ſo ſollte keine Andere als ſie meine Königin ſein.“

In Tolbergs Mienen drückten Erſtaunen und Betroffenheit ſich immer deutlicher aus.

„Euere Geſinnungen muß man ehren, aber was redet ihr da,“ fügte er kopfſchüttelnd bei, „vom Wald, von ſieben Jahren?“

Der junge Meiſter fühlte ſeine Lage immer peinlicher werden. Tolberg aber ſchritt unwirſch, faſt verdrießlich nach der Kammerthüre; „da ſprecht ſelbſt mit einander, ich kann nicht klug werden, aus der Geſchichte.“

Halb ſtarr blickte Hieronymus auf die geöffnete Thür, als befürchtete er einen Auftritt, wie weiland in der unterirdiſchen Bettelküche. Da trat Tolberg wieder ein, an ſeiner Hand — nicht ſchön Röſel ſondern — Helena, in all' ihrer Lieblichkeit, gleich einer in lauer Frühlingsnacht aufgebrochenen Roſe.

Wie von böſem Zauber gebannt, ſtand der Freund da, — alſo Helena des reichen Tolbergs Tochter! blitzſchnell fuhr es ihm durch die Seele, und er vermeinte, ſein Glück, ſein Alles vor ſeinen Füßen in die grundloſe Tiefe verſinken zu ſehen.

Mit Thränen der ſüßeſten Empfindung in den Augen trat aber das Mädchen auf ihn zu: „Ich bin euch Antwort ſchuldig — Hieronymus — hier!“ ſprach ſie mit bewegter Stimme. Sie legte ihre Rechte in die Seinige, und ein Himmel voll Seligkeit ſenkte ſich herab auf das liebathmende Paar. —

Ueberlaſſen wir jedoch die Beiden ihrem Glücke und wenden uns, wie der Leſer wohl nicht anders erwarten wird, zunächſt der Geſchichte Tolbergs zu.

Nach der Zurückkunft in's Vaterhaus lebte der junge Mann in der erſten Zeit noch ganz dem Andenken ſeiner Johanna. Wenn die Verhältniſſe ihn wie ein laſtendes Gewicht niederdrückten, ſchwangen ſich die Gedanken in jene friedlichen Tannenwälder — wo ein liebendes Weib ſeiner harrte.

Nicht allzulange jedoch konnte ſein leicht veränderlich Weſen feſthalten an

ſolch ſehnſüchtig unbefriedigenden Schattenbildern. Der Tod Johannas traf bereits den, für die Welt erzogenen Sohn reicher Aeltern, in einer Stimmung merklich verkühlten Herzens, und es kam bald ſo weit, daß der junge Herr ſeiner Verbindung mit jener Tochter des Waldes kaum noch als eines unüberlegten Streiches, einer jugendlichen Verirrung gedachte

Wohl lag die Verſorgung des hinterbliebenen Kindes dem, von Natur aus nicht zum gewiſſenloſen Menſchen geſchaffenen Vater am Herzen. — Dieſes Kind jedoch mußte auswärts erzogen werden; — der Jugendſtreich des Sohnes ſollte und mußte vertuſcht bleiben — ſo wollte es die Ehre des Hauſes. — Der Sohn erinnerte ſich jener freundlichen Familie des Obervogts, die er während ſeines Aufenthaltes im Schwarzwalde kennen gelernt. — Hier konnte man das Kind unterbringen. Fern von der verfeinerten und verbildeten Welt ſollte das Töchterlein eine anſtändige aber einfache Erziehung erhalten. Später, wenn ſich die Verhältniſſe geändert, kalkulirte der Vater um Gewiſſensmahnungen zu beſchwichtigen, konnte die herangewachſene Tochter ja immer noch in die Arme ihres zärtlichen Vaters zurückgeführt werden.

Durch den geiſtlichen Herrn in Laubhauſen wurde die Sache auch befriedigend in's Reine gebracht. Der Obervogt mit ſeiner Familie war unterdeſſen von ſeinem früheren Poſten abgerufen und in ein entferntes Städtchen des Kinzigthales, ſpäter als Amtsrath nach Hüfingen verſetzt worden. — Ein regelmäßiger Jahresgehalt ſollte für die Mühen und übernommenen Pflichten entſchädigen.

Nachdem ſich dieſer Knoten im Leben des jungen Herrn Tolberg ſo glücklich gelöst, hatte er der Stimme der Vernunft und der ſeines Vaters ſo weit Gehör gegeben, daß er für gut fand, ſich wieder zu verheurathen. Es war begreiflich eine vortheilhafte Partie, eine Heurath nach der Mode. Ein Sohn, dieſer Verbindung entſproſſen, wurde in Paris erzogen. Nach dem Tode des alten Fabrikherrn aber waren die Bande der ehelichen Liebe bereits ſchon ſo loſe geworden, daß eine beiderſeits gewünſchte Trennung des Paares erfolgte.

Die Vorläufer der Revolution hatten ſich eingeſtellt. Man weiß, welch ein Schauplatz von Unfug und Gräueln gleich zu Anfang dieſes Welterei gniſſes das Elſaß geweſen. Tolberg war es gelungen, zu rechter Zeit noch einen, wenn auch kleinen Theil ſeines Vermögens nach Baſel in Sicherheit zu bringen. Zur Flucht aber wollte er ſich nicht entſchließen, wie viele Freunde ihm auch das Beiſpiel dazu gegeben.

Da geſchah es eines Tages, als er kurz vorher einen anonymen Warnungsbrief erhalten, daß ein ungebetener, lange nicht mehr geſehener Gaſt vor den ernſt nachdenklichen Fabrikherrn trat. Es war ein verwahrloſter, wildausſehender Menſch, nicht mehr jung. Auf dem ſchwarzen Filzhütlein, welches er beim Eintritt in das Wohnzimmer kaum ein wenig bei Seite gerückt, prangte eine große dreifarbige Kokarde; eine ſchlotterig umgeſchlagene

Halsbinde verbarg Hals und Kinn, halbzerriſſene geſtreifte weiße Pantalons, ein blautuchenes Militärcolett mit rothwollenen Epauletten bezeichneten einen Neufranken, der Dialekt aber, in welchem ſich der branntweinduftende Bruder an den Hausherrn wendete, einen verkommenen Deutſchen.

„Bon jour, liebſter Schwager!“ lautete die Begrüßung.

In merklicher Unruhe und mit einem Blick des Unwillens auf den Sprecher, erhob ſich Tolberg ohne etwas zu erwiedern.

„Ich weiß,“ fuhr der Eingetretene fort, „daß ich hier, bei meinen lieben Verwandten, immer gerne geſehen und mit Ungeduld erwartet werde.“

„Du kommſt,“ fuhr Tolberg heraus, „jetzt gerade ungelegen.“

„Ungelegen?“ wiederholte der Andere höhniſch, „ich, der Dieter, das Genie, wie man mich früher zu nennen beliebte.“

„Zu oft ſchon haſt du meine Güte mißbraucht mit deiner Zudringlichkeit.“

„Oho,“ brauste Dieter auf, denn er war es wirklich, „aus dem Ton beliebt man aufzuſpielen — ich bin jetzt der zudringliche Lump? — ah richtig, ich hab' ja keine hübſche Schweſter mehr, mit welcher ſich der Herr en paſſant verluſtiren konnte, — doch jene Zeiten ſind vorüber, und jetzt wirft man den Dieter, das Genie, in den Winkel, wie einen durchgetretenen Stiefel. — Ah foudre!“ ſchrie der halbbetrunkene Altgeſelle in anſcheinender Erboßung, „verdammter Royaliſt: Kerl! ich ſpieß dich wie ein zappelnder Froſch;“ er hatte aus einem Knotenſtock, den er in der Linken hielt, einen Stockdegen gezogen, und die ſpitze Klinge dem zitternden erblaßenden Tolberg auf die Bruſt geſetzt.

„Doch halt! du dauerſt mich — Schwager, du ſteckſt in böſer Haut — und der gutmüthige Dieter, dem man ſchon ſo oft in dieſem Haus die Thüre gewieſen, das gutmüthige Bruderherz kommt, um dich zu verwarnen. — Schau, die Axt iſt am Baum — der Club in Schlettſtadt hat deinen Untergang beſchloſſen; — bin ich nicht ihr Mitglied — und iſt nicht ihr Vorſtand mein Landsmann aus dem Badiſchen? — Wenn Monſieur Tolberg, der Ariſtokrat nicht heut' Abend noch vor Sonnenuntergang das Felleiſen ſchnürt, ſo“ — hier fuhr Dieter mit dem Finger quer über den Hals. —

Tolberg erblaßte.

„Schau,“ fuhr der Clubiſt fort, „Dieter, das Genie hat ſo ſpekulirt: du warnſt den ſorgloſen Schwager und hilfſt ihm in der Eile einige Trümmer ſeines Reichthums retten. — fraternité, egalité, brüderliche Theilung — auch dem Republikaner liegt das Hemd näher, als der Rock!“

Ehe jedoch Tolberg etwas auf dieſen Vorſchlag entgegnen konnte, wurde die Thüre des Gemaches aufgeriſſen, ein Diener ſtürzte herein, „rettet euch, Herr, wir ſind verloren,“ keuchte der Mann; — als wäre eine Bombe in das Haus gefallen, alſo wirkte dieſe Hiobspoſt. — Sei es, daß man ſich zu einer Flucht ſchon länger verſehen — Tolberg eilte in das anſtoßende

Kabinet, reißt einen Koffer auf, nimmt daraus eine Schatulle und verſchwindet durch ein zweites Zimmer — ſein Diener hinter ihm her.

Dieter, wie ein Rüde, dem die nahe Beute entrinnt, ſtürzt den Flüchtigen nach. Tolberg und der treue Diener durcheilen den anſtoßenden Garten, überſteigen die Mauer, und gelangen glücklich in's Freie. Der Ort war aber ſchon umſtellt von den Sendlingen des Schlettſtadter Clubbs. —

In dem Augenblick, als der zum Tod erſchrockene Fabrikherr mit ſeinem Diener quer feldein gegen ein nahes Gehölz ſich wenden will, vertritt ihnen Dieter den Weg; — wie eine Katze war er hinter den Beiden her über die Mauer geklettert.

„Halt!“ ſchrie er mit vorgehaltener Klinge, „die Schatulle, das Geld — ſo entkommſt du mir nicht!“ —

Eine Minute verloren und Alles verloren. — Tolberg wirft die unglückſelige Laſt von ſich, — aber vom Garten her nahen Stimmen — ſie waren entdeckt. — Einige Schüſſe krachen. —

„Ich hab' mein' Theil,“ röchelt Dieter vorwärts auf's Angeſicht fallend, über die Geldkiſte, die er eben im Begriff war, aufzuheben. Die Andern rennen gegen den Wald, aber auch von dieſer Seite kommen Bewaffnete, ſchneiden ihnen den Weg ab, und bringen die Flüchtlinge zur Haft.

Tolbergs Güter wurden confiscirt, er ſelbſt in den Kerker geworfen. Das über dem Haupte des Unglücklichen ſchwebende Fallbeil ſollte übrigens ſein Opfer nicht erreichen. Tolberg hatte Mittel und Wege gefunden, aus dem Gefängniß zu entkommen.

Ein ehemaliger Handelsfreund verbarg ihn in ſeinem Hauſe; Nachts führte ein vertrauter Knecht den Verkleideten aus der Stadt. — Als Tolberg beim Scheine einer Straßenlaterne dem ſtummen Führer in's Geſicht ſchaute, erſchrack er innerlich — er glaubte Kolumban, den ehemaligen Köhlerknecht des Forbachklaus vor ſich zu ſehen. — Beim Abſchied wollte er ein Geldſtück in die Hände des Führers drücken — der Mann wies es von ſich. — „Ich kenn euch“ — ſagte er trocken zu dem Flüchtling, „behaltet, was ihr habt.“ —

Nach wochenlangem Umherirren war es Tolberg gelungen, Nizza zu erreichen. Ein toskaniſches Handelsſchiff, welches nach Livorno ſegelte, nahm ihn auf. Am zweiten Tage der Fahrt aber wurde das Schiff von algieriſchen Korſaren angegriffen, genommen und nach Oran gebracht. Das Loos Tolbergs, wie all ſeiner Gefährten, war die Sklaverei.

Zu harter Feldarbeit angehalten, hatte der Unglückliche jetzt Muße genug, während manchen ſchlafloſen Nächten ſein bisheriges Leben zu überblicken. — Ein Strahl beſſernder Selbſterkenntniß mußte in ſein Inneres gefallen ſein. — Seine Hände falteten ſich oft zum Gebet — und wenn ihn ſein Geſchäft an den Meeresſtrand führte, blickte er thränengefüllten Auges über die endloſe Fluth, die ihn trennte von Allem, was ihm einſt angehört.

Auf ihn paßte jetzt das Sprüchlein:

„Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehr' gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum that nach Hoffahrt streben,
Hoffahrt stürzt in's Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder."

Es waren viele Jahre verflossen, der Sklave hatte seinen Herrn gewechselt, und sein neuer Dienst führte ihn bisweilen in das sardinische Consulatsgebäude. Dort gelang es ihm, Verbindungen zu knüpfen, und endlich, durch die bereitwillige Vermittlung des humanen Consuls aus Deutschland sich die nöthigen Gelder zu seinem Loskauf zu beschaffen.

Der Freigelassene hatte seinen Weg zunächst nach Italien genommen, und nach glücklicher Fahrt in Civita Vecchia gelandet, gerade in dem Augenblick, als zur Feier eines christlichen Festtages hehres Geläute von den Thürmen der Hafenstadt erschallte.

Bewältiget von dem Eindrucke dieses lange nicht mehr gehörten Klanges fiel der Pilgrim auf sein Antlitz, und Thränen benetzten den Boden.

Sein nächstes Reiseziel war Rom. Von da pilgerte er weiter der Schweiz zu, wo jedoch sein Aufenthalt nicht länger dauerte, als es zum flüchtigen Ordnen seiner Vermögensverhältnisse von Nöthen gewesen. Hier erfuhr Tolberg denn auch das Schicksal seines in Paris zurückgebliebenen Sohnes; er war bald nach der Flucht des Vaters als ein Opfer der Revolution gefallen. Jetzt wanderte der Pilger rastlos dem Schwarzwalde zu, denn in die Heimath und die früheren Lebensverhältnisse zurückkehren, mochte er nun nicht mehr.

Nachdem Tolberg, wie wir gesehen, den alten Schwiegervater noch am Leben gefunden, galt sein nächster Besuch der Amtsräthin.

Die gute Frau konnte ihren Augen kaum trauen, als sie den längst Verschollenen vor sich sah, von dem sie nur wußte, daß er dem Blutgerüste entkommen und geflüchtet wäre. Stets noch auf die mögliche Rückkehr des Geächteten hoffend, hatte sie, dem gegebenen Worte treu, immer noch gezögert, die Pflegetochter mit ihren Verwandten auf dem Walde bekannt zu machen. Das Fortziehen des Mädchens aber zur befreundeten Familie durfte der guten Frau um so unbedenklicher scheinen, als es überhaupt nicht in ihrer Macht gestanden, solches zu verhindern. Zudem waren die Jahresgelder, welche man sonst regelmäßig bezogen, seit dem Verschwinden Tolbergs ausgeblieben.

Dokumente über Heimath und Abkunft der Pflegetochter, welche der Amtsräthin früher schon durch den alten geistlichen Herrn eingehändigt worden, hatte die Frau, für den Fall unerwarteten Todes, bei Gericht niedergelegt.

Eben war Helena den Ihrigen auf dem Felde beim Garbenbinden behilflich, als sie mit dem Bedeuten nach Hause gerufen wurde, daß der

Bruder ihres unbekannten Vaters, dem ſie Manches zu danken habe, auf Wildenſtein angekommen ſei, und ſie alſogleich zu ſprechen wünſche.

In ihrer ländlichen Kleidung, die Aermel aufgeſchürzt, den Strohhut am Arme, betrat das Mädchen die mittelalterliche Verwalterswohnung, wo Tolberg ihrer harrte — bei dieſem Anblicke Helenens ward der Vater faſt ſprachlos, er glaubte Johanna vor ſich zu ſehen. — Helena aber eilte mit liebenswürdiger Haſt auf ihn zu, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie niedergebeugt zu ſeinen Füßen mit Küſſen. „Gott, der Vergelter alles Guten,“ ſprach ſie mit bebender Stimme, „lohne Ihnen alle Wohlthaten, die ihre Güte einer Waiſe in ſo reichlichem Maaße geſpendet!“

Kaum fühlte der alte Herr noch genug Kräfte, das dankbare Kind aufzurichten und mächtig bewegt an ſein Herz zu drücken. — „Keine Waiſe“ — rief er, „meine Tochter, mein geliebtes, zu lange allein gelaſſenes gutes Kind!“

Vater und Tochter umfaßten ſich, und hielten ſich in langer ſprachloſer Umarmung. Helena benetzte ſeine Bruſt und ſein Antlitz mit heißen Thränen. Es war ihr zu Muth wie dem ſturmverſchlagenen Schiffbrüchigen, der, an's Land geworfen, auf heimathlichem Boden wieder erwacht.

Als nach dieſem ſchönen Wiederfinden die Frau Amtsräthin in die Stube trat, flüchtete ſich Helena aus der Umarmung des Vaters an die Bruſt der Pflegemutter, und in Liebe, Dank und älterlicher Wonne ſchlugen drei bewegte Herzen.

Ein neuer ſchöner Tag für Helena war derjenige, welcher ſie in das Thal zurückführte, wo ihre Wiege ſtand, zu ihren Verwandten, und vor Allen in die Arme der leiblichen Schweſter ihrer ſeligen Mutter. Dem alten Klaus war jetzt noch die Freude beſchieden, ſeiner Enkelin, der Tochter der unvergeßlichen Johanna noch einmal in's Angeſicht zu ſchauen.

Mit beſonderer Innigkeit aber und ſchweſterlicher Zuneigung ſchloß ſich Florentina, die zu ſtillem Ernſt geneigte Frau, ſofort an Helena.

Was ſoll ich aber erzählen, von Vater Mathias, von Mutter Anaſtaſia? Im Sohne ſah der Vater alle ſeine Hoffnungen erfüllt, und in Helena hatte die Mutter eine liebende Tochter, eine treue Pflegerin ihres Alters gefunden. Zum Sitze häuslicher Glückſeligkeit war jetzt die niedere Hütte des greiſen Paares geworden, welches unter allen Lebensverhältniſſen bisher ſo muthig ausgeharrt.

„Im Unglück hab' ein Löwenmuth,
Trau' Gott es wird noch werden gut.“

Von der Hochzeitsfeier unſeres glücklichen Paares mag nur ſo viel berichtet werden, daß das Mahl in der Mühle ſtattgefunden.

Severin, unſeres Meiſters erprobter und bewährter Freund, war ſeit

einiger Zeit ſchon zu ihm auf den Wald gezogen, als ſein Gehilfe und Mitarbeiter in dem Geſchäfte der Schildmalerei; vorzüglich waren es die Geſtelle oder Kaſten der Spieluhren, welche des Steinmetzen kunſtgeübte Hand erbaute, ſchnitzte, und in allerhand Art und Weiſe mit Verzierungen zu ſchmücken verſtand.

Durch Severin nun und Romulus war die geräumige Müllerſtube für das Hochzeitmal bekränzt und mit paſſenden Inſchriften geziert worden.

Ein freundliches Geſchick führte noch einmal alle unſere Bekannten hier zuſammen. Wir ſehen bei der frohlichen Feier den Großvater, die Aeltern und Pflegeältern der Brautleute, die Kinder von Heienens Pflegemutter, den Onkel Stabhalter mit Frau und Töchtern, Dionys und Florentina, ſo wie den Landbauer; unten am Tiſch, Philipp und Juliana, Peter und ſein Agathle, den Kaiſerzoller und ſein Weib. Der Feldwaibel als Veteran, mit dem wohlverdienten Ehrenzeichen auf der Bruſt, Frau Katharina, die es ſich jedoch nicht nehmen ließ, heute das Mahl zubereiten zu helfen, der Meiſter Amtsdiener, der greiſe Schulmeiſter Bachweber mit ſeinem Ehegeſpons, Severin und Romulus, waren die andern Feſtgenoſſen.

Aus Letzterem, Romulus nämlich, war doch noch, wie man zu ſagen pflegt, ein ordentlicher Menſch geworden. Es war ihm gelungen, gleich nach überſtandenem Examen in dem unſern gelegenen Landſtädtchen als wohlbeſtallter Normalſchulmeiſter eine Anſtellung zu erhalten.

An der Tafel ſah man den jungen Mann eifrig befliſſen, Platz zu finden neben Martina, der Herzensverlorenen, der zweiten Tochter des Stabhalters. Dieſer war anfangs der Werbung des Schulmeiſters um ſein Töchterlein nicht ſonderlich hold, aber Juliana, die junge Frau, gleichſam anſtatt gend den Antritt beim Ausmarſch ihres Landſturmmannes, war des Bewerbers eifrige Fürſprecherin beim Stabhalter geworden, und hatte dieſen auch glücklich umzuſtimmen gewußt.

Etwas ſpäter erſchien auch der junge Herr Pfarrer im Brauthauſe. Der alte geiſtliche Herr war bereits vor einigen Jahren heimgegangen, und der Neffe ihm im Amte gefolgt.

Der Verwalter von Wildenſtein und ſeine Frau hatten der perſönlichen Einladung der Brautleute leider keine Folge geben können, dieſe dagegen ihnen verſprechen müſſen, ihre Hochzeitsreiſe ins Donauthal zu machen.

Wenn es wahr iſt, daß verklärte Geiſter noch Theil nehmen an den Leiden und Freuden der Lieben, welche ſie hier zurück gelaſſen, wahrlich ſo mußte es heute geſchehen, wo Tolbergs Blicke oft und ausdrucksvoll auf der lieblichen Geſtalt der Braut haftleten, und das Bild der ſeligen Johanna vor ſeine Seele trat. Wenn in zweier Freundinen Herzen je ein wehmüthiger Gedanke ſich einmiſchte, ſo war es die kindliche Treue, mit

welcher Helena und Florentina dem Angedenken geliebter Todten ein stilles Opfer brachten.

Es muß angenehm geweſen ſein, dieß Opfer, denn der Geiſt ungetrübter Seelenheiterkeit ſchien fortwährend ſich niedergelaſſen zu haben über Alle, die da anweſend waren beim Feſtmahle. Allen war es, als gehörten ſie nur einer Familie an, deren Glieder nach langer Trennung ſich glücklich wieder gefunden.

Severins geiſtgeſchriebene Verſe an der Stubenthüre wurden zum eigentlichen Wahrſpruch des Feſtes:

„Einigkeit ein ſtarkes Band,
Hält zuſammen Leut und Land;
Wenn all' Uhren zugleich ſchlagen ein,
Wird Friede' in allen Landen ſein!"

## XXV.

# Das Ende.

Gleich wie ein Wanderer, wenn er nahe dem Reiſeziel, eine letzte Höhe erſtiegen, hier Halt macht, hinumſchauen auf die lange Strecke zurückgelegten Weges, und dann vorwärts, wohl über ſein Ziel hinaus, alſo ſei uns auch jetzt noch einmal eine Umſchau vergönnt.

In grünem Thale, hell von der Sonne beſchienen, erblicken wir freundliche und befreundete Wohnungen, in der Ferne die Thürme blühender Städte. Lichte Wölklein ziehen darüber hin, und umdüſtern nur auf Augenblicke den lieblichen Anblick. — Weiter ſeitwärts aber hat das Gewölke ſich gehäuft, der dunkle Vorhang reicht herunter bis zum Geſichtskreis, wo Luft und Land ſich zu vermiſchen ſcheinen.

Wer ſind die Wanderer, welche dort des Wegs ziehen, immer tiefer hinein gegen die unheildrohende Nacht? — Wir werden den Blick anſtrengen müſſen, irrende Landfahrer zu erkennen.

Das Haupt der Sippe, den langen Hanns haben wir im Zuchthauſe zu Hüſingen verlaſſen. Er genoß dort eine recht hübſche Ausſicht auf die grüne Stadtwieſe und über die Mier der Berg, trotzdem aber begann der Aufenthalt ihm herzlich langweilig zu werden, weil auch die ſchönſte Gegend ihren Reiz verliert, wenn wir ſie täglich vor Augen haben.

Hanns war griesgrämig ſchwermüthig geworden, und dachte ernſtlich daran, eine Ortsveränderung vorzunehmen. Waldluft, hoffte er, ſollte ihm beſſer zuſchlagen. — Die Anſtalten zur Abreiſe wurden aber wiederholt durch den wachſamen Zuchtknecht entdeckt und damit letztere ſelbſt vereitelt.

In einſamer Zelle legte man den Alten an Ketten. Aber auch hier fand er die Ruhe nicht. Wenn er ſchlief — ſo träumte er vom freien Leben, von Zuſammenkünften und Schmäuſen, von Wald und Feld.

Es war in einer unheimlich ſtürmiſchen Novembernacht: der Sturm ſauste mächtig durch die Gaſſen, durch die unbelaubten Bäume in dem Zuchthausgarten und rüttelte polternd an Läden und Fenſtern. — Da regte es ſich

um Mitternacht auf dem Dache des Hauptbaues, eine Gestalt stieg hervor, kletterte mit Katzengewandtheit über die Ziegel bis zur Dachrinne, rutschte dann an schnell befestigter Leine geräuschlos herab auf den Boden. — Eben schritt der Wachposten tief in den Mantel gewickelt aus dem Schilderhaus. Der Flüchtige barg sich hinter einem Eckstein. —

Als der Zuchtknecht am Morgen in die Zelle des langen Hanns getreten — fand er das Nest leer — die Ketten durchgefeilt, und den Ofen abgebrochen. Es mußte dem Sträfling Hülfe von Außen gebracht worden sein. — Und wahrlich es wäre ein heroischer Zug von der Vagantin Trautel, wenn sie, wie angenommen wurde, durch eigene Hingebung den Gatten gerettet hätte. — Gewiß ist, daß das Weib zur Haft gebracht, wenige Tage zuvor ihrem Hanns gegenüber gestellt worden. In heftiger Freude des Wiedersehens war sie dem Manne um den Hals gefallen, und, so wurde vom scharfsinnigen Inquisiter angenommen, sei im Kusse ein Wachskügelchen worin eine feingeschabte Uhrfeder verborgen, aus dem Munde der Gattin in den des Gatten übergegangen.

Der Flüchtling war unbeschrien aus der Stadt gekommen, und hatte sich gegen Hausen und Mundelfingen gewendet. Dort im Walde, eine bekannte Bettelhütte aufsuchend, war er an einer Stelle angelangt, wo am halberloschenen Feuer ein Mann schnarchte; „bist du's?" fragte der Lange. „Ja!" antwortete die Stimme des schwarzen Sepple — „ihr habt lang auf euch warten lassen."

In Ofterdingen stahlen sie einem Bauer die Kleider aus der Schlafkammer. „Man kann nit Alles kaufen!" lautete der Wahlspruch des Langen, „und so kann ich mich als ehrlicher Mann am Tag vor Niemand zeigen." Seine Garderobe, großen Theils zum rettenden Seile zerschnitten, war auch in der That bis auf das Nothdürftigste zusammen geschmolzen. Die beiden wateten sodann durch die Wutach, und noch vor Tag waren sie über der Schweizergrenze. Der Sepple hatte den Plan, in der Schweiz den Doktor zu spielen, Hanns wollte als Spielmann sein ehrlich Auskommen suchen; es scheint jedoch als hätten die Stücklein, welche er spielte, den freien Eidgenossen nicht sonderlich gefallen, denn nach kurzer Zeit schon saß Hanns wieder als Malefikant im Wasserthurm zu Zürich.

In mondloser Nacht hören die Wächter ein Geräusch, wie von einem Sprung in den See, ein Mensch taucht aus den Wellen — ein Schuß von der Wache — ein Schrei — der Flüchtling rudert und ringt noch eine Weile — dann verschlingt der See sein Opfer. Es war der lange Hanns. — Ob zur mitternächtlichen Stunde bisweilen noch der Geist des alten Communisten irrend über den Wassern schwebt — weiß ich nicht zu sagen. —

Als wäre der Fall des Familienhäuptlings ein böses Vorzeichen vom Untergange, nicht nur der eigenen Sippe, sondern des gesammten Vagantenvolkes, brach jetzt für diese Heimathlosen eine verhängnißvolle letzte Zeit herein.

Geschärft ward allenthalben das Schwert der Kriminaljustiz. Die Waage in der Hand des Richters muß empfindlich im höchsten Grade gewesen sein, denn das geringste Gewichtstheilchen von Schuld reichte hin, die Schale des Missethäters hoch hinauf zu schnellen.

Lange war der Name des Schultheißen Schäfer zu Sulz am Neckar der Schrecken aller Landfahrer. Man erzählt sich heute noch, daß Hunderte jener armen Teufel durch den gestrengen Richter von Rechtswegen dem Henker überliefert worden seien.

Auch die Gebeine des schwarzen Sepple ruhen zu Sulz unter dem Galgen. — Den Stumpfarm wollte man Anfangs der neunziger Jahre unter einem Haufen Sansculotten im Elsaß gesehen haben, später soll er gezwungen worden sein, Bekanntschaft mit der Guillotine zu machen.

Trautel, nach langer Haft endlich aus dem Gefängnißthurm entlassen, verlor sich spurlos unter der Menge. — Von schön Rösel hat man nichts mehr gehört.

Die Jahre eintausend achthundert drei und vier waren herbei gekommen, und die reichsstädtischen Souveränitäten, nebst noch manchem Anderen, unter den Trümmern der alten deutschen Reichsverfassung begraben worden.

Unser alter Freund, der Feldwaibel erlebte diese Katastrophe noch, so wie die politischen Neugestaltungen in Deutschland; sie machten dem Alten wenig Bedenken. Aber die Auflösung des fürstenbergischen Corps, eine Folge jener Weltereignisse, das Verschwinden jenes Banners, unter welchem der bereits ergraute Soldat sich noch Lorbeeren gesammelt, das war für ihn die letzte schmerzliche Begebenheit seines Lebens, ja vielleicht die nächstliegende Ursache seines Todes. Wenigstens war ein auffallender Wechsel in dem Gesundheitszustand des Veteranen zu bemerken, seit der Zeit, als es bekannt geworden, welchen Ausgang die Verhandlungen der Reichsdeputation zu Regensburg nehmen werden.

Er fühlte die Abnahme seiner Lebenskräfte, und der Soldat bereitete sich, so wie er gelebt, als Mann auch zu scheiden aus dieser Zeitlichkeit. Gefaßt und ergeben hatte er von Priestershand die letzte Oehlung empfangen zur Reise in das unbekannte Jenseits.

Es war am Morgen desselben Tages, an welchem die Fürstenberger den Befehl erhalten hatten zum Abmarsch nach Karlsruhe, dort einem neuen Kriegsherrn zu huldigen.

Der Kranke war eingeschlummert, als gegen Mittag Trommelschlag ihn erweckte. Da bat er die hingebend sorgliche Hausfrau, ihn aufzurichten, damit er, durch das Fensterlein in der Stadtmauer, hinaus schauen könne auf die Heerstraße, denn hier mußten die abmarschirenden Kriegsgefährten vorüber ziehen. Unverwandt haftete der Blick des Soldaten auf der scheidenden Compagnie, bis diese ihm so theueren Weißröcke für immer hinter der Anhöhe bei Allmendshofen verschwunden waren. — Dann sank er zurück in die Kissen.

Einige Augenblicke darauf ſuchte er die Hand der Hausfrau, und ſprach wenige kaum mehr verſtändliche Worte, es war der letzte Abſchied, das Ende nah.

Katharina hatte ſich über den Sterbenden gebeugt, ihre Thränen träufelten auf ſein blaſſes Angeſicht, dann kniete das Weib an der Bettſtatt nieder, im Gebet den Schutz- und Namenspatron des Gatten anzurufen.

„Heiliger Erzengel St. Michael, du unüberwindlicher Fechter und Beſchirmer, ich bitt' dich gar demüthiglich, wolleſt auf den heutigen Tag gegenwärtig ſein, bei dieſem kranken und heimziehenden Menſchen, bewahren ihn mächtiglich vor aller Nachſtellung böſer Feind', auf daß er unerſchrocken und ohn' Zweifel in rechtem Glauben, in ſtarker Hoffnung, und in ganzer vollkommener Lieb' aus dieſem Elend und Jammerthal chriſtlich und ſelig verſcheide. Amen!“ —

Ehe der Abend noch herangekommen, war er entſchlummert.

Freunde und Verwandte beeilten ſich, Katharina die wohlwollendſten Anerbietungen zu machen, ſie bei ſich aufzunehmen, ihr ſorgenfreie Tage für ihren Lebensreſt zu verſchaffen, doch die Matrone war nicht zu bewegen, das gewohnte Stüblein zu verlaſſen — bis zu dem Tage, der auch ſie abrief zur Vereinigung mit dem vorangegangenen treugeliebten Gatten.

Tolberg blieb für immer bei ſeinen Kindern. — Lebhaftes Intereſſe nahm der alte Geſchäftsmann am Fortgange des Uhrenhandels, dem er durch ſelbſtthätiges Eingreifen manchen Vortheil zuzuweiſen vermochte. Wie auf einen wechſelvoll ſtürmiſchen Herbſt zuweilen noch ſpäte ſtillſommerliche Tage folgen — ſo verlebte der vielgeprüfte, an Lebenserfahrungen reiche Mann noch heitere glückliche Tage.

Ehe wir jedoch dem freundlichen Leſer die Hand zum letzten Lebewohl reichen, ſei uns vergönnt, noch einen Blick zu thun auf das Schlußbildchen.

Wir verſetzen uns in die erſte Zeit glücklichen Ehelebens unſeres Paares. An der Schwelle des eigenen Heimweſens ſitzt das liebende Ehepaar, Hieronymus und Helena, dieſe Kinder einer abgeſchloſſenen Zeit, deren Enkel kaum mehr wiſſen, wie es zu den Tagen der Großältern im Lande ausgeſehen.

Es iſt Abend. — Die Mühen des Tages ſind vorüber. — Der Mond ergießt ſein verſöhnend Zauberlicht über die ſchweſterliche Erde, und bei dem Anblick der ewigen Sterne zieht in die Bruſt des Menſchen Friede und Vertrauen und die Seele beſeligt die Liebe, die, wie die heilige Schrift ſagt, ſtärker iſt, als der Tod.